~~Ra. VIII. 13.~~

Phil. mor.

o

2

R. B.

Versuche
einer
charakteristischen
Moral
oder
Sittenlehre
aus
biblischen Schilderungen
für alle Stände
von

P. Gregorius Herzog,
weiland Benediktiner in Banz.

Durch einen seiner Mitbrüder gesammelt,
und zum Drucke befördert.

Begnehmiget von dem hochwürdigsten
Ordinariat.

Augsburg,
In der Joseph-Wolffischen Buchhandlung.
1785.

Das Wort wagt sich öffentlich hervor; indem es an dem Gewissen eines jeden arbeitet, wirket seine heilende Kraft im Verborgenen; und öfters stellet es die Gesundheit wieder her, ehe noch die Krankheit ruchbar wird.

Chrysostomus über das Gebeth Isaaks.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Approbatio Censoris.

Cum opus, cujus titulus: Versuche einer charakteristischen Moral a R. P. Gregorio Herzog, Benedictino Banzensi conscriptum nullibi sanæ fidei, & morum doctrinæ adversetur, & valde utiles doctrinas ad efformandos bonos Christianos submini-stret, illud omnino publico typo dignum censeo.

Imprimatur.

Ex Revmo Vicariatu August. Vind. die 27. Maji 1785.

Joannes Nepom. Augustus Ungelter,

de Deissenhausen, Episcopus Pellensis, Eccles. Cathedr. Augustanæ summus Præpositus, Emminentiss. ac Sereniss. D. D. Archiepisc. Electoris Trevirensis ac Episcopi Augustani Consiliarius intimus, nec non Vicarius in Pontificalibus & Spiritualibus generalis.

Mppria.

Joseph. Anton. Steiner,

SS. Theol. Doctor, Eminentiss. ac Sereniss. Elect. & Archiepisc. Trevirens. Episcopi Augustani Consil. Eccles. major Pœnitentiarius, Consistorii Assessor, Visitator generalis, ad insign. Colleg. S. Mauritii Canonicus, & librorum Censor.

Vorbericht

von dem Verfasser, der Absicht, Innhalt und Einrichtung dieses Werkes.

P. Gregorius Herzog, ein gutes Kind von eben so guten nnd wohlgebohrnen Aeltern, erblickte das Licht zu Bamberg im Jahre 1743. den 14ten August. Sein Herr Vater, Joannes Georgius Herzog, den ich die Ehre noch hatte, von Person zu kennen, war bambergischer, wirklicher Hofrath, das lebendige Bild eines rechtschaffenen Mannes, wodurch er sich auch jedermanns Liebe, Zutrauen, Hochschätzung, sonderbar jene seines Fürsten gewann. So schwer er auch immer mit öffentlichen Geschäfften beladen war, so vergaß er doch die ihm von Gott selbst auferlegte Vaterpflicht niemals; und schämte sich nicht, auch mit Kindern, sonderbar den seinigen, so oft es ihm erlaubt war, sich abzugeben. Der Verfasser selbst, sein würdiger Sohn, hat uns eine kleine Schilderung von seinem väterlichen Charakter hinterlassen.„ Unsere Zunge (sind seine eigenen Worte) „war noch nicht gelößt, und du lehrtest uns schon bethen;

„bethen; du zeigtest uns mit dem Finger un-
„sern Vater im Himmel, eh wir noch unsere
„Aeltern nach dem Fleische kannten. Wie oft
„nahmst du uns auf deinen Schooß, und mach-
„test in uns von den Gebothen Gottes die leb-
„haftesten Eindrücke? wie oft ruheten wir auf
„deinem Arme, und du erzähltest uns mit dräuen-
„der Mine von der Geschichte böser und un-
„gehorsamer Kinder, und von den Strafen,
„so auf sie warten? Wenn uns unsere Mutter
„als Menschen zur Welt gebohren, so warst
„du derjenige, der uns als Christen zum Him-
„mel gebohren hat. Wir konnten noch nicht
„strafbar in den Augen Gottes seyn, und wir
„waren es schon in den deinigen; wir sogen
„noch die Muttermilch, und du gewöhntest
„uns schon an die harten Speisen der Tugend
„und des Christenthumes. Gegen die ersten
„Funken unserer bösen Neigungen waffnetest
„du schon deine Hand, und verfolgtest an uns
„das Laster, da es noch in der Wiege weinte.
„Nichts konnte deinen strafenden Arm zurück-
„halten, wenn du auch das geringste Verbre-
„chen an uns erblicktest. Weder die Fürbitte
„unserer Mutter, der du doch sonst nichts ver-
„sagen konntest, weder unsere Unschuld, noch

„deine eigene Zärtlichkeit, womit du uns lieb-
„test, konnten alsdann Vergebung von dir er-
„halten. Eine unziemliche, eine ungesittete
„Stellung, ein Schatten der Halsstärrigkit,
„ein Schein der Bosheit brachte schon deine
„gerechte Rache auf. — Mit dieser Strenge
„wußtest du eine kluge Vorsicht zu verbinden.
„Damit die bösen Beyspiele das nicht an uns
„niederreißen möchten, was du aufbauetest, so
„entferntest du uns von allem gefährlichen Um-
„gange, und warfest den Sohn der Magd aus
„aus dem Hause. Damit wir nicht auf deine
„Vaterliebe, die du nie ganz vor uns verbergen
„konntest, sündigen möchten, so vermischtest
„du deine Liebkosungen, allemal mit einer ge-
„wissen Ernsthaftigkeit. Damit uns die Zärt-
„lichkeit unsrer Mutter nicht weich machen
„möchte, so behauptetest du jedesmal das be-
„sondere Vorrecht, daß wir dir mehr, als ihr
„angehörten. Damit sich nicht heimlicher
„Stolz bey uns einschleichen möchte, so be-
„wundertest du an uns die ersten Entdeckungen
„unsers Verstandes, und die Vorbothen eines
„glücklichen Temperamentes ganz in der Stil-
le. ꝛc.“ Durch diese, immer zum Besten ih-
res

(*) Aus seinen eigenen Handschriften.

res Zöglinges hinstrebende Vaterſorge wurden ſchon damals die Funken zärtlicher, lebhafter und edler Empfindungen in das Kinderherz unſers kleinen Herzogs geblaſen, welche hernach in dem männlichen zu ſo hellen Flammen auf-loderten, daß ſie es beynahe verzehrten.

Als er an Kräften und Verſtande reif genug war, erlernte er in ſeiner Vaterſtadt die ſchönen Wiſſenſchaften, und einen Theil der Philoſophie; wobey er ſich aber immer ſo auszeichnete, daß er am Ende des Jahres in öffentlichen Prüfungen jedesmal den Preis davon trug, und unter ſeinen Mitſchülern, wo nicht den erſten, doch einen gar nicht weit davon entfernten Rang erhielt.

Im Jahre 1760. gieng er mit einem ſeiner wohlwürdigen Mitſchüler, Georg Röſſer (*), zu Banz ins Noviziat, und legte allda 1761. nach vollendetem Probierjahre die geiſtliche

(*) Iſt 1773. als öffentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Wirzburg berufen worden, wo er ſich durch ſeine, von ihm ſelbſt verfertigten Lehrbücher der Philoſophie, berühmt gemacht hat.

Profession ab. Nach der Profession ward die Philosophie theils wiederholt, theils annoch ergänzet unter dem Herrn Professor Domin. Schram einen sowohl wegen genauer Beobachtung klösterlicher Zucht ehrwürdigen, als wegen seiner gelehrten Schriften nunmehr schon ziemlich berühmten Manne. Unter eben diesem Professor ward nach zwey Jahren der Anfang mit der Theologie und den orientalischen Sprachen gemacht. Aber, hier fieng unser P. Herzog schon an zu kränkeln. Der damals löblichst regierende Abt Gregorius entließ ihn deswegen nach Bamberg, um in dem väterlichen Hause mit mehrerer Bequemlichkeit seiner Gesundheit abzuwarten, und noch überdas den Vortheil dabey genießen zu können, die öffentlichen Collegien der Universität zu besuchen. Nach seinem Rückrufe ins Kloster wurden ihm mit seinen übrigen Mitprofessen vom P. Benedikt Martin daselbst das Kirchenrecht, und ein Jahr darnach vom Herrn Pabstmann, damaligen Klosterconsulenten (*), die bürgerlichen Rechte erkläret.

Da

(*) Dermalen Bambergischen, wirklichen geheimen Rath, und Referentair; und ehemals in der Jugend des Verfassers Instructor.

Da er nun auf solche Art seinen literarischen Lauf vollendet hatte, und bereits einen Gebrauch von seinen Wissenschaften machen sollte, gefiel es dem itzo rühmlichst regierenden Herrn Prälaten, ihn zur praktischen Rechtsgelehrsamkeit bey seiner Kanzley zu bestimmen. Er ließ sich diesen Beruf gefallen, und zeichnete sich auch hier, wie ihm sonst gewöhnlich, aus; verfertigte Aufsätze, sammelte sich die schönsten und brauchbarsten historischen Anmerkungen; behielt aber doch dabey immer seinen vorzüglichsten Hang zum Predigen. Dieser, wie er mir selbst oft erzählte, ward schon in seiner zarten Jugend dadurch erzeuget, daß sein Herr Vater, wenn er an Sonn- und Feyertagen von der Predigt nach Hause kam, immer mit einem pathetischen Tone wieder erzählte, was er darinn gehöret hatte; und — es zugleich mit der Absicht erzählte, in seinen kleinen Zöglingen von dem Prediger und seinem erhabenen Amte einen großen und ehrfurchtvollen Begriff zu erwecken. „Es ist doch was erstaunliches, wenn „man da in dem Hause Gottes, auf offener „Kanzel, unter einer Menge Volkes, vor den angesehensten Personen, die alle in der größten „Stille ihre Augen und Ohren dahin richten,

„einen Menschen stehen sieht, der im Namen „Gottes, mit gehörigem Anstande und majestä„tischer Stimme, Wahrheiten für die Ewigkeit „vorträgt! — Ein solcher Mann übersteigt „wahrhaftig alles mit seinem Ansehen!“ — Ein solcher Mann, dachte schon damals unser kleiner Herzog, will auch ich einst werden. Und dieser Entschluß blieb ihm hangen. Daher kam es, daß auch bey seinem juristischen Berufe seine Einbildungskraft immer mehr mit biblischen Bildern, als mit Kanzleyformeln und protokollirten Akten beschäfftiget war. Wir werden in der Folge sehen, wie dieser sein einmal gefaßter Entschluß ihn immer näher und näher zu seinem Endzwecke hindrängte.

P. Herzog hatte unterdessen sich in seiner juristischen Praktika so ziemlich eingeschossen. Allein, es geschah, daß ohngefehr eine Verfügung getroffen ward, die eben nicht nach seinem Geschmacke, nicht nach seiner Absicht ausfiel. Hierauf verlohr er einen merklichen Theil von der Lust zu juristischen Arbeiten. Zudem waren seine Gesundheitsumstände noch immer nicht die beßten, sondern hatten sich vielmehr verschlimmert; indem er von Zeit zu Zeit mit

Gicht-

Gicht- und Kolikschmerzen überfallen wurde. Alles dieses half zusammen, und brachte ihn auf einen Entschluß, der zwar von außen etwas trübe und verwirrt aussah, den er aber doch immer als eine Fügung der göttlichen Vorsicht verehrte. Um sich selbst alle Gelegenheit, ferner von seiner geliebten Rachel (der h. Schrift) getrennet zu werden, abzuschneiden, schaffte er alle juristische Bücher aus seiner Zelle, und was er sich in diesem Fache mit eigner Hand gesammelt hatte, warf er als ein Brandopfer ins Feuer. — Nun war das Kind der Magd, das nur zum Nachtheile des rechtmäßigen Erben (der geistlichen Beredsamkeit) zu leben schien, hinaus. P. Gregorius kann nun alle seine Zeit, alle seine Bemühungen einzig und allein zur Ausbildung seiner Liebslingswissenschaft verwenden; und das um destomehr, weil er wegen seiner körperlichen Schwachheit mit keinem klösterlichen Amte beladen, und sogar zum Chore unfähig ist.

Noch ehe er diesen Schritt gewagt hatte, zeichnete er sich schon in seinen Predigten aus, sonderbar durch jene, wodurch er bey Aufhebung gewisser Feyertage dem gemeinen Manne

das

das Vorurtheil zu benehmen suchte, als wäre dieß eine Gott mißfällige, oder gar unerlaubte Verordnung. Es wurden ihm auch verschiedene Ehrenpredigten aufgetragen; als z. B. die Leichenrede auf weiland Herrn Abt Malachias von Kloster Langheim: auf das Fest des heil. Aloys Gonzaga, bey den damals noch existirenden Jesuiten in Bamberg: auf das Fest des heil. Josephs bey den Karmeliten ebendaselbst: auf das Fest des h. Sebastians in Staffelstein. — Allemal fand er Beyfall, und erwarb sich Ruhm durch die Ausfertigung seiner Predigt sowohl, als durch den Vortrag.

Itzt aber hat das Predigen ein Ende. Schwachheit des Körpers, ernsthaftes Bestreben nach der vorigen Gesundheit stoßen ihn so zu sagen mit Gewalt von der Kanzel. Er sieht sich daher genöthiget, sich in seine erste Einsamkeit zurückzuziehen; und hiezu erwählt er sogar eine Novizenzelle. Hier wird seine Jugend wie jene eines Adlers gleichsam erneuert: hier fängt er, seiner Schwachheit ohngeachtet, so zu sagen, frisch zu leben an. Müßig will er nicht seyn. Er will der Kirche, dem Staate, seinem Kloster so nützlich werden, als er immer

kann.

kann. Dieses in der That zu zeigen, liest er die heil. Schrift, liest Predigerjournale, liest neu herausgekommene Prediger, verfertigt Recensionen darüber, macht sich Auszüge von guten und lebhaften Ausdrücken, sammelt sich Grundsätze zu einem Systeme der Kanzelberedsamkeit; welches aber, wegen seiner allzugroßen Bedachtsamkeit bey jedem Schritte, nie zu Stande kam.

Indessen wird zu München 1777. eine gelehrte Gesellschaft errichtet, welche die Beförderung der geistlichen Beredsamkeit und Katechetik zur Absicht hatte. Diese schrieb in öffentlichen Zeitungen eine Preisfrage aus über die wichtigste Pflicht der Aeltern in der Erziehung ihrer Kinder. P. Gregorius las es, und das war eben etwas nach seinem Geschmacke. Er läßt mich sogleich rufen, erzählt mir, was er gelesen hat, eröffnet mir seine Gesinnung, daß er Willens sey, sich über diese Frage zu machen; — ob ich ihm nicht Beystand leisten wolle, durch Auswählung und Mittheilung dienlicher Bücher, und sonderbar, weil er schwach wäre, durch Schreiben? Mir war eben damals die Obsorge über die Kranken anvertrauet, und mußte

te ihn ohnehin öfters besuchen. Ich versprach ihm also alles, theils um sein Vergnügen nicht zu unterbrechen, theils mich selbst dabey zu unterrichten. Wir fiengen an, und brachten die Sache so ganz in der Stille zu Ende, ohne nur die geringste Rechnung auf Preise zu machen, schon vergnügt blos mit dem Bewußtseyn, uns nützlich und standesmäßig beschäfftigt, und durch unsere Bemühung ein Zeugniß abgelegt zu haben, daß wir in unseren Zellen gegen das allgemeine Beßte des Staates sowohl, als der Kirche eben nicht so ganz gleichgiltig und unempfindlich rasten. Die nunmehr ausgefertigte Predigt ward eingeschickt, und nach und nach so fast ganz vergessen, wenn nicht zuweilen ein stichelnder Scherz einigen Bezug darauf gemacht hätte.

Ohngefehr, und gegen alles Vermuthen kam ein Brief aus München vom Herrn Joseph Aloys von Krätz, datirt den 27sten May 1778. mit diesem Eingange: „Bey mir haben „diese Woche die Presse verlassen zwo Predig„ten über die wichtigste Pflicht der Aeltern in „der Erziehung ihrer Kinder, derer jede bey der „Kurfürstlichen Gelehrten Gesellschaft zur Beför-

„förderung der geistlichen Beredsamkeit in „München die goldene Preismedaille mit dem „Portraite Sr. Kurf. Durchl. Karl Theo„dors den 26sten May erhalten hat. Der „Verfasser der ersten heißt P. Gregorius Her„zog, in Banz, den sie ohne Zweifel wohl ken„nen werden. — Die Session war gestern „Abends um vier Uhr, in Gegenwart Sr. „Excellenz des Herrn Grafen von Seins„heim, und vieler andern vornehmen Perso„nen vor sich gegangen. Die Medaille wird „mit nächstem Postwagen folgen.“ — Sobald er diesen Brief von der Hand seines Obern, wie es in Klöstern gewöhnlich ist, eröffnet erhalten hatte, eilte er damit zu mir. Ich war aber eben mit einem andern meiner Mitbrüder, der einige Handschriften von mir verlangte, beschäfftigt. P. Gregorius stellte sich einstweilen, als wenn er, wie man zu sagen pflegt, kein gutes Gewissen hätte, nahe bey der Thüre ins Eck; und — als ich mich zu ihm wandte, ermahnte er mich, nur erst meinen andern Mitbruder zu befriedigen, alsdann wolle er schon auch vorbringen, was er zu sagen habe. Nachdem dieß geschehen, las er mir seinen Brief ganz kaltblütig vor. Ich äu-

ßerte

ßerte ein außerordentliches Vergnügen darüber, wie ich es auch wirklich empfand, und wünschte ihm Glück, und zwar um desto lieber, weil ich ihm wenigstens meine Hand dazu geliehen hatte. Er nahm meinen Glückwunsch an, weil er wohl wußte, daß er aufrichtig war; versicherte mich aber hingegen, daß ihn der erhaltene Preis nicht so sehr erfreute, als ein gewisses innerliches Gefühl von einer göttlichen Fügung, die ihn seinen Obern so wohl als seinen Mitbrüdern dadurch erträglicher machen wollte. „Ich bin, sagte er, nicht „im Stande, die gemeinen Beschwerden mit „zu tragen, und dadurch meinen Mitbrüdern „die Last zu erleichtern. Meine Krankheit er„fodert noch dazu einen besondern Aufwand, „und sie haben weiter nichts von mir, als Un„gemach, und die Mühe, meiner zu warten. „Wenn sie aber sehen, daß ich dessen ungeach„tet nicht müßig bin, und ihnen auch in diesem „Zustande noch einige Ehre mache, so werden „sie desto eher Geduld mit mir haben, und mir „Nachsicht wiederfahren lassen.“ Obschon seine Vermuthung von dem Widerwillen seiner Mitbrüder keinen Grund hatte, so ist doch seine Bescheidenheit zu loben.

Die

Vorbericht.

Die goldene Medaille kömmt wirklich an, und kurz darauf ein Kurfürstliches Diplome, wodurch er zu einem Mitgliede des Prediger-Instituts in München aufgenommen wird. Da indessen Seine Kurfürstliche Durchlaucht Maximilian Joseph verschieden waren, so machte man ihm zugleich bekannt, daß ein neuer Preis aufgesetzt sey für denjenigen, der die beßte Leichenrede auf ihn verfertigen würde. — Flugs war P. Gregorius wieder bey seinem Pulte, und verfertigte auch eine Leichenpredigt auf eben die Art, wie die vorige. Allein! gekrönt ward er nicht. — Vielleicht, weil er mehr auf die öffentliche Erbauung, als auf die Schilderung seines Originals sah; oder — weil er als ein Ausländer, und also von seinem Gegenstande zu weit entfernet das Original selbst, das er schildern sollte, nicht genug ins Gesicht fassen konnte. Indessen, jemehr diese Predigt von dem Sonderbaren abweicht, desto gemeinnütziger scheint sie zu seyn; verdient also gar wohl durch öffentlichen Druck bekannt gemacht zu werden. Wenn es möglich ist, so soll sie noch einer besondern Sammlung von seinen zurückgelassenen Predigten einverleibet werden.

Vorbericht.

Das Prediger-Institut zu München hatte die gute Absicht, eine Sammlung von auserlesenen, erbaulichen und gemeinnützigen Predigten ans Licht zu stellen; und, um sie desto leichter, und ohne sonderbaren Aufwand in die Hände des gelehrten Predigerpublikums zu bringen, so sollte immer ein Stück auf das andere folgen, und die ganze Sammlung auf die Art einer Monatschrift eingerichtet werden. Alle Mitglieder wurden hiezu auf das ernsthafteste eingeladen. Auch an unsern P. Gregorius schrieb der Director des Instituts, der Kurfürstl. Geistl. Rath Braun, mehrmalen. P. Gregorius schickte einige von ihm selbst vorgetragene Predigten, wovon auch einige gedruckt wurden; allein — weil das versprochene Honorarium nicht richtig eintraf, so wollte er sich hiemit nicht mehr abgeben. Zudem konnte er auch wegen seiner immer anwachsenden Schwäche mit seiner Arbeit nicht richtig einhalten. Er entschloß sich also, hinfüro alle Verbindung zu vermeiden, und sich blos nach seinem Geschmacke zu beschäfftigen. Er las Niemeyers biblische Characteristik; und dieß führte ihn auf den Gedanken, eine characteristische

stische Moral zu verfertigen. Er machte sich wirklich darüber, und brachte es damit so weit, als wir hier sehen. Allein, noch ehe das Werk sein Ende erreichte, schnitt die Hand des Allmächtigen den Lebensfaden ab.

Sein Tod, so grausam er auf ihn los gieng, (denn er marterte ihn ganz langsam, und, wegen der vielen Krämpfe und Verzuckungen, sehr empfindlich und schauerlich,) so auferbaulich war er. Standhaft, und voll des heiligen Vertrauens sah er jenem wichtigen Augenblicke entgegen, der den Gottlosen so fürchterlich vorkömmt. Er hatte sich aber auch beyzeit dazu bereitet, und sich mit dem Harnische des Glaubens und den Grundsätzen der Religion auf das sicherste bewaffnet. Um den Rath des Apostels: „Wenn wir uns selbst richten, so werden wir nicht von dem HErrn gerichtet," zu befolgen, legte er in seiner Krankheit mehrmalen eine genaue Gewissensrechnung von seinem ganzen Leben ab. Er stärkte sich fast täglich mit dem Brode der Engel, und gleich bey dem

Anscheine einer herannahenden Gefahr gieng allemal seine erste Sorge dahin, sich mit Gott auszusöhnen, und die den Sterbenden gewöhnlichen heiligen Sakramente zu empfangen. Zuletzt beklagte er sich niemals mehr über sein Schicksal; sondern sein Herz und Mund waren immer mit Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsicht angefüllet. „Ich weis „es (sind seine eigenen Worte) daß sie für „mich sorget, denn ich habe es von Jugend „auf erfahren: ich danke ihr tausend- und „tausendmal, daß sie mich in den Stand ei„nes heiligen Ordens, und zwar besonders „hieher geführet hat. Sie hat es recht gut „mit mir gemeynt, ich sehe es wohl ein, daß „sie mich beständig mit Krankheiten heimge„sucht. Wäre ich immer gesund geblieben, so „würde ich es zwar in Wissenschaften weiter „gebracht haben. Allein — ich fühle es, die„se würden mich aufgeblasen haben. Ich „würde mir Ruhm erworben haben; ich „würde der Welt gefallen haben; ich würde „auch ihr zu gefallen gesucht haben; ich „würde Aemter zu verwalten gehabt haben; „ich würde in Geschäffte verwickelt worden

seyn;

„seyn; ich würde sehr oft meinen Gott, „meine Pflicht vergessen haben; ich würde „mich in meinen Gedanken vereitelt haben. „— O! wie gut ist es für mich, HErr, daß „du mich gedemüthiget hast!" — Dieß waren seine Antworten, wenn man ihn über sein Schicksal trösten wollte. Einige Tage vor seinem Ende hatte er noch etliche harte Stürme zu überwinden. Er äußerte aber seine Schmerzen und seine Beängstigungen durch keine anderen Ausdrücke, als solche, womit er Gottes Hülfe und Beystand in einem so bedenklichen Streite anflehte: „Du „bist ja mein Gott! du bist ja mein Vater! „du weißt ja, wie mirs ist! du kannst ja „helfen, wenn du nur willst! willst du die „Schmerzen nicht lindern, so mehre doch „die Geduld, stärke den schwachen Geist! „entzieh mir nur deine Gnade nicht!" Nach und nach verlohren sich mit den Kräften auch die Schmerzen. Er ward ganz gelassen. Seine stammelnde, und bereits schon gebrochene Zunge, war bey aller Schwachheit zwey ganze Tage und Nächte schier unaufhörlich beschäfftiget mit Psalmen und Lobgesän-

fängen; man merkte es sehr oft, daß es ihm eine sonderbare Angelegenheit war, wenn sie sich dazu nicht gehörig wollte brauchen lassen; denn wenn man ihm wieder darauf half, was ihm entfallen war, so äußerte er auch in diesen sonst bedrängnißvollen Augenblicken eine besondere Fröhlichkeit. Zuletzt war er ganz still und ruhig, und hauchte seine fromme gottgetreue Seele so fast ganz unvermerkt in den Schooß ihres Schöpfers aus. Dieß geschah den ersten April, Abends gegen 10 Uhr, 1784.

Das Schönste, was ich noch von ihm sagen könnte, will ich (weil es mir nur geheimnißweise anvertrauet worden) geflissen zurückbehalten, damit wir in der Ewigkeit noch etwas Neues und Unerwartetes an ihm zu bewundern haben.

Nun — zur Absicht dieses Werkes. Der Verfasser hat zwar angefangen, einen Vorbericht zu schreiben, aber denselben nicht zu Ende gebracht. Was wir davon haben, wollen wir hersetzen. „Hier folgt ein Buch

aus

„aus der Krankenzelle eines Mönches. Vor „ohngefähr zehen Jahren machten wir uns „den Plan, unsere Lebenszeit in Lesung der „heiligen Schrift und Kirchenväter dahinzu„bringen; und hie — ist eine späte Frucht, „die aus diesem Entschluße gebohren ist. „Wir läugnen nicht, daß Stolz der Be„weggrund ist, sie öffentlich vorzuzeigen; „aber wenn uns die Eigenliebe nicht allzu„sehr hintergeht, so dünket uns, es sey ein „edler Stolz. Wir wollten vor einer gan„zen Welt das Urtheil fällen lassen, ob wir „uns von unserer Gesundheitsschwäche das „Recht geben ließen, ein Müßiggänger zu „seyn — und es für eine fromme Pflicht „unsers Berufes hielten, der Menschengesell„schaft ganz unnütz zu werden. — Doch „verlangen — erwarten wir deswegen von „dieser Gesellschaft eben keinen Dank. Eine „vergnügte Zufriedenheit, welche uns die Be„arbeitung göttlicher Schrift immer schme„cken ließ, hat uns bereits schon hinlängliche „Belohnung verschaffet. Zwar waren wir „der Salbung des heiligen Geistes nicht „werth, welche ehemals die heiligen Väter

„aus diesem unschätzbaren, empfindungsvol-
„len Buche zogen; aber doch wurde es uns
„sehr begreiflich, wie sie von steter Lesung
„desselben gefesselt, über jeden andern Tand
„außer — um — und neben sich in einem
„stillen, einsamen Winkel verachtend hinweg-
„sehen konnten. — Möchten doch alle Män-
„ner meines Berufs das Angenehme einer
„solchen Beschäfftigung kennen lernen! Wie
„bald sollten sie das Geheimniß entdecken,
„daß lange verzehrende Stunden klösterlicher
„Stille, in sanft dahinfließende verwandelt,
„sie nicht mehr das Bedürfniß fühlen ließen,
„auf freyeren, weitschichtigen Auen nach
„Schmetterlingen zu haschen.“ — — So weit der Verfasser. Hieraus können wir zwar die Beweggründe abnehmen, wodurch er zu dieser Arbeit veranlasset worden; aber die Absicht, mit welcher er gearbeitet, und der Endzweck, den er bey seinen Lesern erreichen wollte, bleibt immer noch ein Räthsel. Jedoch, es läßt sich leicht aufschließen: man darf nur das Werk selbst recht ins Gesicht fassen. Der Verfasser nennt es eine Charakteristische Moral — Also — nicht

blos

blos Charakteristik (*); sondern Charakteristische Moral — Moral, welche nicht aus allgemeinen Grundsätzen der praktischen Philosophie, der Offenbarung, der positiven Rechtsgelehrtheit; sondern aus einzelnen charakteristischen Zügen hergeleitet wird. Die Absicht des Verfassers ist also nicht blos, die Kenntniß des Menschen, seiner geheimsten Triebe, Fähigkeiten, Neigungen, und des ganzen Systems seiner Denkungsart durch eine genaue Abzeichnung des Charakters gewisser in der Bibel geschilderter Personen, zu erweitern; worauf Niemeyer hauptsächlich eine Rücksicht nahm; sondern — aus dieser Erkenntniß seinen Nebenchristen zu verbessern. Mithin geht seine Absicht

(*) Charakteristik ist eine in Ausübung gebrachte Wissenschaft, richtig über den Charakter der Menschen, und ihre sich daraus bestimmenden Handlungen, Reden, Schriften urtheilen, und die wahre Beschaffenheit derselben bestimmen zu können. Ueberhaupt ist alles, was einzelnen Menschen auszeichnend eigen ist, ihre Art zu denken, zu reden, — —

Charakteristik Niemeyer.

mehr auf Erbauung, als auf Belehrung und Erweiterung der Menschenkenntniß. Erbauung kann zwar niemals ohne Belehrung entstehen; man kann aber doch belehren, ohne zu erbauen. Daher ist es unserm Verfasser nicht genug, daß er ein sich aus der Bibel gewähltes Bild genau abzeichnet, und den Charakter davon anschaulich macht; sondern er dringet auch auf den Leser, seinen eigenen Charakter mit dem, so er vor Augen hat, zusammenzuhalten, um ihn durch diesen Kontrast zu beschämen, und gleichsam zu nöthigen, das, was er an seinem eigenen verunstaltet findet, zu verbessern; das heißt: er wendet alles, was er schildert, auf den Leser selbst an; obschon diese Anwendung nicht allemal als ein besonderer Absatz von der Schilderung unterschieden, sondern derselben zuweilen mit eingewebet ist. Ich erinnere es noch einmal: man darf hier nicht eine im engen Verstande genommene Charakteristik, welche allem, was an einer biblischen Person charakteristisch ist, nachspührt, suchen; sondern nur charakteristische Züge biblischer Personen, worüber moralisirt wird. O! wenn

doch

doch nur alle Prediger die Bibel mit dieser Absicht studierten — welche Erbauung könnten wir nicht von ihren Reden hoffen! wie viele gedruckte Predigerfolianten könnten wir entbehren! (*).

Die Einrichtung ist nicht systematisch, wiewohl sie es seyn könnte: denn der Verfas-

(*) Niemeyer selbst äußert diesen Wunsch in der Abhandlung über die Charakteristik der Bibel: „Wieviel mehr Nutzen würden sie (die Prediger) „auch oft in ihren Vorträgen stiften können, „wenn sie einzelne Züge aus einer solchen biblischen Charakteristik wählten, und diese zur Nachahmung aufstellten, als wenn sie mit trockenen „Speculationen den unwissenden Zuhörer aufhalten, oder mit Vergleichung gelehrter Auslegungen die Kraft der göttlichen Worte schwächen.“ Wiederum im 2ten Theile, Seite 188: „Wie „nützlich wäre es, solche Charakter (des Eliezer) „zur Belehrung der Bedienten in unserer Zeit anzuwenden! — So wie ich überhaupt meynen „sollte, viele der vorhergehenden Erzählungen „könnten sehr reichen und neuen Stoff zu Predigten für Familien geben.“

fasser hat für alle Stände geschrieben, und — alle Stände, so weit sie wenigstens durch die Ordnung der Natur sind eingeführet worden, lassen sich doch wohl in ein System bringen. — Es mag auch seyn, daß er sich eines entworfen hat. Allein ich finde nicht die geringste Spur davon; von mir aber wird es ja niemand fodern, daß ich mich lange darüber verweilen soll, indem ich ohnehin genug zu suchen hatte, bis ich das, was wir wirklich vor uns haben, aus alten, zerrissenen, verzerrten Kalenderblättern zusammengebracht, ergänzet, ins Reine geschrieben, und zum Drucke befördert habe. Also — wird vielleicht jemand denken, finden wir hier einen Mischmasch für allerley Stände ohne Ordnung. — Nein! wir wollen uns wenigstens nach der Ordnung der Bibel richten, und die ausgefertigten Stücke so aufeinander legen, wie die biblische Geschichte aufeinander folget. Das wird wohl in diesen Umständen das Beßte seyn.

Da hier keine vollständige charakteristische Moral — sondern nur Versuche einer solchen Moral versprochen werden, so kann man auch

nicht

nicht erwarten, daß über alles, was in der Bibel charakteristisch ist, moralisirt wird; sondern der Verfasser hat sich nur gewisse, vor andern ausgezeichnete Bilder gewählt, wie aus beygesetztem Inhalte zu sehen, um wenigstens durch einige Beyspiele anschaulich zu machen, wie reich die göttliche Schrift an Nahrung sey, nicht nur für den Verstand allein, sondern auch für das Herz, und für die Empfindung. Er ist sich zwar, ich muß es gestehen, nicht immer gleich; allein, wer kann das — von einem Kranken fordern? Gott gebe nur, daß er seine fromme Absicht auch noch nach seinem seligen Tode erreicht, die Schafe erbaut, die Hirten zu gleicher Beschäfftigung anreizt, und ihnen seinen Geschmack bey Lesung der Bibel beybringt. Dann — bin auch ich für meine geringe Mühe belohnt.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Inhalt

der in diesem Werkchen begriffenen Stücke.

I.

Die Leiche eines geliebten Kindes, ein Heilungsmittel für Aeltern. I. Buch Moys. 4. Seite 1

II.

Die Welt in einer einzigen Familie. I. B. Moys. 7. 7

III.

Die Gastgebigkeit gegen die Fremden. I. B. M. 18. 20

IV.

Der Menschenfreund. I. B. Moys. 18. 19. 24

V.

Die Ehrfurcht gegen des Nächsten Eheweib. I. Buch Moys. 20. 38

VI.

Die trostlose Mutter, und ihre Hülfe. I. B. M. 21. 46

VII.

Die gottesfürchtige, kluge Ehewerbung. I. B. M. 24. 49

VIII.

Der treueifrige Diener seines Herrn. I. B. M. 24. 69

IX.

Der liebloſe, eigennützige Herr zu seinem eigenen Schaden. I. Buch Moys. 29. 75

X.

Die unvermuthete Versöhnung. I. B. Moys. 33. 87

XI.

Der Vaterschmerz, und die Vaterfreude. I. Buch Moys. 37. 94

XII.

Die Arglist des geilen Weibes. I. B. Moys. 39. 104

XIII.

Das Uebergewicht des guten Herzens. I. B. M. 42. 111

XIV.

Die Vergebung für die Ehre des Beleidigten vortheilhafter, als die Rache. I. B. Moys. 44. 120

XV.

Die kindliche, ehrfurchtvolle Liebe. I. B. M. 46 130

XVI.

Inhalt.

XVI.

Das Kind der Vorsicht. II. B. Moys. 2. Seite 136

XVII.

Die eiteln Rechnungen der Menschen. B. Richt. 5. 145

XVIII.

Der gewissenhafte Vater, und das ergiebige Kind in seinen Willen. B. Richt. 11. 147

XIX.

Der blinde Liebhaber. B. Richt. 14. 173

XX.

Die zärtliche Familie. B. Ruth. 1. 179

XXI.

Das höfliche, gesittete Bettelkind. B. Ruth 1. 2. 188

XXII.

Der mildthätige Hausvater. B. Ruth. 2. 196

XXIII.

Der nüchterne Mann; und das verwegene Urtheil. B. Ruth. 3. 202

XXIV.

Der gewissenhafte, edeldenkende Bräutigam. B. Ruth 4. 208

XXV.

Die gutherzigen Bürger. B. Ruth 4. 213

XXVI.

Die betrübte Unfruchtbare, und ihre Geduld. I. Buch Könige 1. 238

XXVII.

Der bescheidene Mann der Unfruchtbaren I. B. K. 252.

XXVIII.

Der fromme und gehorsame Schüler. I. B. K. 3. 256

XXIX.

Die Unruhe und Selbstqual der Eifersucht. I. Buch Könige 18. 269

XXX.

Die Mäßigung, das Gegenbild vom vorigen; oder die unschuldige Einfalt des Herzens ihr eigener Schutz. I. B. Kön. 18. 289

XXXI.

Die wahre Freundschaft. I. B. Kön. 18. 326

XXXII.

Der Mann auf dem Wege zum Ehebruche. II. K. 11. 345

XXXIII.

Inhalt.

XXXIII.
Die Selbstrafe des Ehebruches, die Furcht vor der Schande, und das Gewissen. II. B. Kön. 11. Seite 348
XXXIV.
Die häusliche Strafe des Ehebruches. II. B. K. 12. 354
XXXV.
Der kranke, auf einmal satte Liebhaber. II. B. K. 13. 357
XXXVI.
Der unvorsichtige Vater. II. B. Kön. 13. 360
XXXVII.
Der kluge, mannbare Greis. II. B. Kön 19. 376
XXXVIII.
Die demüthige Großmuth in der Verfolgung. II. Buch Könige 16. 378
XXIX.
Der Mann, der sich nicht an die Leute kehrt. Tob. 2. 383
XL.
Der gewissenhafte Arme. Tob. 2. 385
XLI.
Das kräftigste Gebeth um eine glückliche Heyrath. Tob. 3. 386
XLII.
Die reiche Hinterlassenschaft. Tob. 4. 388
XLIII.
Das glückliche, gottesfürchtige Hochzeitfest. Tob. 7. 391
XLIV.
Die liebevolle Aeltern sorge. Tob. 10. 11. 397
XLV.
Die Verbindlichkeit der Aeltern gegen die Aufseher ihrer Kinder. Tob. 12. 403
XLVI.
Die edelste Trauer um einen braven Mann. Jud. 8. 414
XLVII.
Die verliebten Greise. Daniel 13. 416
XLVIII.
Die Liebe in Rache verkehrt. Daniel 13. 421
XLIX.
Warnung für den eifersüchtigen Ehegatten. Daniel 13. 423
L.
Der Alte das Beyspiel. II. B. Machab. 6. 426

I.

Die Leiche eines geliebten Kindes, ein Heilungsmittel für Aeltern.

I. Buch Moys. 4.

Kaum fieng sie an zu keimen, die noch ganz kleine, nur erst einige Seelen starke Menschenfamilie; so herrschte Tod, Blutvergießen, Mord, Brudermord in ihr. — Kain ergrimmt über seinen Bruder Abel, weil dessen Opfer Gott gefälliger, als das Seine war, lockt ihn mit einer verstellten Freundschaftsmine hinaus auf das Feld, und erschlägt ihn. — Was mußte das nicht für ein äußerst bestürzender Trauerfall für unsre ersten Aeltern gewesen seyn! — Noch nie hatten sie, wie wir, einen Todten gesehen; noch nie an einem andern Menschen erfahren, was das heiße, was das

wolle, todt seyn. — Und nun erfahren sie es auf einmal an ihrem liebsten, besten Kinde, das da erblaßt in seinem Blute liegt. — Was muß das für ein Anblick für sie gewesen seyn! — Sie rufen ihn bey seinem Namen — Er hört nicht — Sie fassen ihn an — Er empfindet nicht — Sie bezeigen ihr Leidwesen — Er wird nicht bewegt — Er verhält sich ganz nicht mehr so, wie sonst — Sie warten noch immer wehklagend auf seine Erholung — Aber sie werden Kälte, Starrigkeit, Fäulung, Gestank, Würmer an seinem sonst so blühenden Körper gewahr. — Wer kann sich von uns ihre Verwirrung, ihre Bestürzung denken, denen alle diese Folgen des Todes etwas fremdes, etwas unerhörtes waren? Aber eben diese ihre Unruhe war wohlgemeynte Absicht der göttlichen Weisheit. — Dieser schreckenvolle Anblick sollte eigentlich das rechte, niederschlagende Heilungsmittel für jenen ehemals aufbrausenden Gedanken, „Ihr werdet seyn, wie die Götter," abgeben. Zwar hatte Gott schon dem Adam das Strafurtheil angekündiget, „Du bist Staub, und sollst wieder zu Staube werden," aber es war eine sinnliche Auslegung, eine anschauliche Aufklärung nöthig,

thig, um ihm das Schreckliche dieses Urtheils, und die Hinfälligkeit, die Nichtigkeit des Menschen seit seines Falles, recht sehen, recht fühlen zu lassen. Und was könnte hiezu geschickter seyn, als ein schauerlicher Todesfall eines geliebten, geschätzten Kindes? —

In eben dieser wohlthätigen Absicht ließ Gott euch, ihr Aeltern höhern Standes, schon so manches Kind, vielleicht das weiseste, das hoffnungsvollste unter seinen Geschwistrigten, vielleicht gar euer einziges, in seinem noch zarten Alter dahin sterben. — Schon lange Jahre herrschte Ueppigkeit in eurem Hause. So eine Art von den Gedanken: „Wir sind, wir leben wie Götter," blähte euch auf. Angesehen vor den Menschen, mit Gütern des Glücks überhäuft, lebtet ihr gesunde, gemächliche, fröhliche Tage fort. — Kein ernsthaftes Andenken des Todes konnte sich dazwischen drängen, und vor dem sanften Genuß dieses Zeitlichen aufkommen. Vor einem Sterbenden, vor einem Todten schauerte es euch immer, und ihr flohet ihn. — Die gemeinen Leichen, die vor euren Häusern vorbeygetragen wurden, giengen euch gar nichts an, und ihr ließet sie

ungestört vorbeytragen. — Zwang euch auch der Wohlstand, da und dort den Leichnam eines Großen, eines Verwandten zur Grabstätte zu begleiten, so wirkte dieses auf euch öfters weiter nichts, als die Eitelkeit, das Prächtige, das Ehrsame seiner Leichbegängniß zu bewundern, und die vielen Personen vom Range, vom Ansehen zu zählen, die sie begleiteten. Entfuhren euch auch bey einer solchen Gelegenheit einige Seufzer: „Was wir doch für elende Menschen sind! — Wie bald es doch mit einem Menschen geschehen ist!“ so gestattetet ihr doch einem so heilsamen Gedanken eben sonst nichts, als eine schnelle, ungesäumte Durchfahrt durch eure Seele. — Noch vor dem Abend des nämlichen Tages mußte er sie räumen, weil er zu niederschlagend war, und etwa eure Nachtruhe würde gestört haben. Was that also Gott, um mitten in euer Innerstes hinein ein dauerhaftes, lebenslängliches Denkmal des Todes zu stiften? Er ließ euer liebstes, einziges — Kind erkranken. — Eure natürliche Vater- Mutterliebe heftete euch bald an sein kleines Krankenlager, und — ehe ihr es noch dachtet, auch an sein Sterbelager. — Ihr mußtet sehen, wie der Engel, den ihr immer

mer mit einer zärtlichen Freude auf seinen Wangen erblicktet, nach und nach aus denselben entwich, und eine tödtliche Bleiche an dessen Stelle trat; — wie seine anmuthigen Lippen, die euch so oft mit unschuldigen Liebkosungen für eure Vater- eure Mutterssorge lohnten, sich verunstalteten; sein kleines Herz, fühlend das herannahende Ende, angstvoll schlug, — und sein kaum angefangenes, noch nicht genoßenes Leben allmählig in den Tod hinabzitterte. — Ihr mußtet sehen, wie es nochmals seine schwelken Hände nach euch um Hülfe ausstreckte; — mit einem matten beweglichen Blicke euch um einen Tropfen Erquickung anflehte: aber eine Welt, — zehen Welten — verarmet waren, sein junges Leben zu erhalten. — Schon viele Jahre sind vorüber, — noch immer könnt ihr ihn nicht vergessen — jenen Tag, an dem es dahin starb, — den unseligsten, grauenvollesten eures Lebens. — Noch immer schwebt es euch, ringend mit dem Tode, lebhaft vor den Augen. — Jeder frische Säugling an der Brust seiner Mutter, jedes muntere, artige Kind, geführt an der Hand seines Vaters, erinnert euch an den Verlust des eurigen. — Ihr sitzet öfters an einer

schmackhaften Tafel, und — plötzlich steht er vor euch, sein Schatten: — ihr befindet euch öfters in einer der fröhlichsten Gesellschaften, und — plötzlich liegt da vor euch sein Leichnam. —

O! tadelt die Rathschlüsse Gottes wegen dieses Verlustes nicht! Es ist Vatersorge, es ist wohlbedachtes Heilungsmittel für eure Seele. — Trunken von der Hoffart, von den Annehmlichkeiten dieses Lebens würdet ihr immer geblieben seyn, wenn euch nicht ein solches Bild des Todes zuweilen dazwischen zur Nüchternheit schreckte; und, um es recht dauerhaft in euch zu erhalten, so wußte er es weislich an eure Liebe zu befestigen. Nahm darum nicht jenes von euren Kindern, das ihr etwa weniger schätztet; weil ihr auf dieses eher würdet vergessen haben: sondern das liebenswürdigere, welches euch niemals aus den Gedanken kommen wird. — Hattet ihr je euer Kind lieb, so sehnet euch nach der Gegend, nach dem Orte, wo es sich aufhält. Dort wallet es selig unter den Chören der Engel — der Jungfrauen — dort unter dem schneeweissen Gefolge des Lammes. —

II.

Die Welt in einer einzigen Familie.

I. Buch Moys. 7.

Die Sündfluth kam, und eine Welt sank unter. — Fürchte dich nicht, Leser! ich will die Männer nicht nachahmen, die sichs zur Heldenthat ihres Kanzelberufs anrechnen, wenn sie dir deinen Gott bey jedem Strafurtheil, das er je über die Welt ergehen ließ, immer schrecklicher malen, als ihn uns die Bibel zeigt, und allemal nur dahin bedacht sind, dir seine fürchterliche Seite allein herauszuwenden. Nein — mitten unter den schreckbaren Wasserwogen, durch die er das ganze Menschengeschlecht verschlingen, die ganze Erde begraben läßt, will ich dir seine Gelindigkeit, seine Güte, seine seltene, wachsame Vatersorge für eine Welt sichtbar machen.

Es ist wahr: noch schreckhafter als die Wasserwogen, die sich aus den Abgründen losrießen, und aus den Wolken herabstürzten, kamen mir in dem Munde eines Beleidigten, erzörnten Gottes die Worte, in welchen er sich gegen den Noe herausließ, vor: „Es reuet mich:

— es reuet mich recht von innerstem Herzen, daß ich einen Menschen auf diese Welt gesetzt habe: und — er soll wieder mit allen Thieren von der Erde vertilget werden.“ — Aber erheben nicht eben diese so furchtbaren Ausdrücke seines Unwillens über die Menschen, seine Langmuth, seine Güte? — Er kann bey diesem Verdruß, diesem Abscheu vor den Menschen dannoch hundert und zwanzig Jahre nachwarten. — Eben so lang zuvor entdeckt er sein Mißvergnügen, nebst dem Entschluß seiner Rache, dem Noe: — Entdeckts ihm in der Absicht, die Strafmäßigen zu warnen: — Befiehlt ihm aus eben der Ursache, einstweilen anzufangen, die Arche da vor ihren Augen zu bauen, damit sich bey ihnen das Andenken an das vorherverkündete Strafurtheil stets erhalten möchte. — So handeln wir tückische, bösartige Menschen nicht. Wir schärfen es uns heimlich ein, den Unwillen, so wir gegen unsern Beleidiger gefaßt haben, vor ihm eine Zeitlang zu bergen. Die Rache ist uns noch einmal so süße, wenn sie eine überraschende ist. Wir lassen uns öfters gar gern einen Zwang gefallen, — zurückzuhalten, — uns zu verstellen, — nur — damit wir ihn zu mehrerer

Sicher-

Sicherheit vorbereiten mögen: und — wenn wir ihn alsdann plötzlich mit unsern rachgierigen Absichten übereilen, so ist uns dieses die angenehmste, schätzbarste Genugthuung. — Allein, das ist nur eine allgemeine Betrachtung. Zu einer ganz besondern, und noch weit schönern giebt mir für euch, ihr Hausväter, diese Geschichte Anlaß. Wenn ich euch sagte: „Jene unansehnliche, arme Familie von etlichen Personen, die dort in einem Winkel einer schlechten Hütte wohnt, koste Gott nicht weniger Vatersorge, als ein ganzes Königreich, als die ganze übrige Welt mit allen ihren weitschichtigen Ländern: — und seine Augen wären stets eben so aufmerksam auf sie gerichtet, als auf die hohen Geschlechter der Fürsten und Könige; — wenn ich euch sagte, auch die Erhaltung des Lebens einer Mücke, einer kaum sichtbaren Fliege, die ihr so kaltblütig, so trotzig an der Wand, oder auf der Hand erschlaget, mache eine seiner Sorgen aus: so würdet ihr diese meine Versicherung als einen Zwang ansehen, den ich euyer Einbildungskraft anthun wollte. Aber kommet! ich will euch diese Sittenlehre anschaulich machen.

Da er die Welt aus nichts erschuff, und sie in sechs Tagen so, wie aus seiner Hand dahinschlenderte, gab er den herrlichsten Beweis seiner Allmacht. Da er sie durch die Sündfluth wieder zerstörte, zeigte er augenscheinlich, daß er ihrer zu seiner Glückseligkeit nicht nöthig habe, und ohne sie ganz wohl bestehen könne. Aber er wollte doch auch zeigen, daß er, so lang sie stund, sich nicht ganz allein dem seligen, über alle maßen begnügsamen Genuße seiner Gottheit ruhig und unbesorgt für sie, überließ; sondern so, wie ein Vater über seine Kinder, auf eine jede Familie, auf einen einzlen Bürger derselben, genaue Aufsicht gehabt habe. Er wollte doch auch zeigen, daß er nicht blos nach einem wechslenden, leichtsinnigen Belieben dieses Weltgebäude bald aufrichten, bald niederreißen wolle; sondern, nachdem er sich einmal zum Schöpfer desselben gemacht hat, es, so zu sagen, für seine Pflicht halte, nur das daran zu zerstören, was seine Gerechtigkeit zerstört wissen will, und jenes zu erhalten, was sich seiner fernern Schöpfersorge noch nicht unwerth gemacht hat. Die ganze Erde und alles Fleisch war mit Lastern und Ungerechtigkeit überschüttet. Nur ein einziger Hausvater

ist

ist es, der sich mit seiner Familie in Gerechtigkeit und Gottesfurcht erhielt. Indessen entgehet dieser Gerechte unter einer so großen Menge von Menschen seinem Auge eben so wenig, als ihm auch nur ein einziger Lasterhafter verborgen bleibt. Ist das nicht doppelt überzeugender, sinnlicher Beweis von Gottes genauer Aufsicht auf die Menschen? Wenn sich auf der weiten breiten Erde nur eine einzige gerechte Familie befand, die ihm jedoch genau bekannt war; und wenn er eben so sicher wußte, daß außer ihr nicht ein einziger gottesfürchtiger Mensch in derselben mehr anzutreffen sey, wer will noch anstehen zu glauben, daß er auch eben so gut wisse, welches Haus, welche Familie in jener großen Stadt gottesfürchtig, oder lasterhaft seye? — Aber diese seine Aufsicht ist nicht etwa nur eine Neugierde, alles zu wissen, was in den Häusern vorgeht; oder wie bey uns Menschen, ein Vorwitz, die Mängel anderer auszuspähen. Nein — sie hat nur die liebvolle Absicht, das Maaß seiner Vatersorge, sonderlich bey einer allgemeinen Landplage, darnach nehmen zu können. Noe mit den Seinigen mag uns hievon einen rührenden Beweis abgeben. Diese geringe, verächtliche

Familie von acht Personen, geht bey der allgemeinen Ueberschwemmung seinem Vaterherze weit näher, als die ganze übrige Welt mit allen ihren Inwohnern, um die er sich nun, wie es scheint, eben so wenig bekümmert, als wäre sie eine leere verlassene Strohhütte, die noch von dem Schnitte, oder der Weinlese des vorigen Jahres übergeblieben ist. — Er kann sie mit Menschen und Viehe untergehen sehen, ohne ein Merkmaal zu geben, daß sie ihn daure. — Die ganze Oberfläche des Erdbodens schwimmet von Leichen und todten Körpern ersoffener Thiere und Menschen. — Er thut nicht, als wenn er etwas darum wisse, — Ein großer Ueberrest von Menschen klettert angstvoll von einer Anhöhe zur andern; jammert, heulet, rufet, schreyet zu ihm — mit aufgehobenen, ausgestreckten, gewundenen, über den Kopf zusammengeschlagenen Händen um Rettung. Er hört nicht, sieht nicht, kehrt sich an nichts; läßt vierzig Tage und Nächte unaufhörlich herabregnen; läßt auch die Berge, ihren letzten Zufluchtsort, vom Wasser übersteigen. Auf den äußersten Gipfeln der höchsten Berge erreicht schon die Fluth ihre Fußsohlen; sie stehen schon mit dem halben Leibe im Wasser;

ser; die Wellen schlagen schon über ihren Häuptern zusammen; unter ihnen brauset ein beständig steigendes Meer; ober ihnen, so weit sich nur ihr Gesichtskreis erstrecket, stürzt sich ein herabbrausendes Meer von Regenwolken. Er läßt die Gewässer ein ganzes Jahr über den Erdboden stehen, damit ja nicht ein einziges Geschöpf außer der Arche der Fluth entrinnen möchte. — Aber — wie besorgt, wie vorsichtig, wie aufmerksam auf jede Kleinigkeit ist er bey dieser Gelegenheit für die Erhaltung seiner Noemischen Familie? — Sogar bey der ersten Schöpfung der Welt war er nicht so geschäfftig. Er hätte schaffen können: „Es werde ein schwimmender Bau auf dem Wasser:“ — so wäre die Arche, wie er sie immer wollte eingerichtet haben, eben sobald da gewesen, als damals Himmel und Erde vorhanden waren. Aber er wollte sich für dießmal nicht dieser Machtworte bedienen. Seine Vatersorge für diese Familie, die er sich nun wie an Kindesstatt fürohin zu seiner Welt wollte seyn lassen, möchte vielleicht der spaten Nachwelt nicht so in die Augen fallen; und doch, damit sich die spätern Nachkömmlinge nicht etwa an ihm ärgern, oder ein Mißtrauen auf ihn setzen möchten,

ten, weil er als Schöpfer, als Erhalter einer Welt, doch ruhig, unbesorgt — bey derselben gänzlichen Verwüstung — zusehen konnte; so sollte diese äußerst merklich werden. Schon länger als ein ganzes Jahrhundert vor der Sündfluth macht er Anstalten zum Baue der Arche. Ein Vater, der ein Gebäude aufführen läßt, damit nach seinem Tode seine Frau und Kinder ihre eigenthümliche Wohnung haben, kann nicht mehr für alle Gemächlichkeiten und Bedürfnisse desselben besorgt seyn, als er für diesen Bau ist; damit er dieser seiner geliebten Famlie, ob gleich nur auf ein Jahr, ein sicheres, trockenes Obdach bey einfallendem Regen und überhandnehmendem Wasser verschaffen möchte. Er selbst giebt das ganze Gebäude an, bestimmt das Bauholz, die Höhe, die Breite, die Länge desselben; wie viel es Stockwerke haben soll, an welchem Orte die Thüre, das Fenster anzubringen, und von was für einer Höhe diese seyn sollen. — Es mußte dem Noe wohl von selbst einfallen, daß alle Fugen der Arche gut mußten verwahret werden, damit das Wasser nicht eindringen möchte: — daß er sich und den Seinigen auf eine so lange Zeit das Leben erhalten zu können,

sich

sich mit Nahrung vorsehen müsse. — Aber der Herr erinnerte ihn doch zum Ueberfluß an beydes: „Bestreiche die Arche außen und inwendig mit Pech, und trage allerhand Lebensmittel zu deiner Nahrung zusammen.“ Da Noe mit seinem ganzen Hause in die Arche hineingegangen war, verschloß er von außen die Thür selbst, — und solang das Gewässer auf dem Erdboden stund, gab er selbst den Steuermann und besondern Leiter derselben ab. — Hievon mag uns schon ihre einfältige, unförmliche und ungeheure Bauart ganz allein den beßten Beweis machen: da sie mehr einem länglichten, viereckigten Kasten, als einem Schiffe gliech; weder Ruder, noch Segel hatte; und also von jedem Windstoße, von jeder Wasserwelle leicht auf eine Seite konnte gelegt werden; so läßt sich seine lenkende, bewahrende Hand nicht miskennen.

Die Arche war mit ihren Einwohnern gerettet — der Erdboden trocknet, und Gott giebt dieser kleinen, neuen Welt neuerdings die sichersten Merkmaale seiner gütigen Gesinnungen. Die elende Gestalt der ganzen Erde, welche einem scheußlichen Leichenacker gliech, wo

man

man bey jedem Schritte auf Todtenknochen stieß; wo nirgendswo mehr ein Fußstapfen, ein Anzeichen auch nur eines einzigen lebendigen Geschöpfes anzutreffen war; wo allenthalben leere, graue Wildniß, Verwüstung und Todtenstille herrschte; wo nichts mehr sich an seiner rechten Stelle befand; wo alles verschwemmt, zu Boden gerissen, und vom Grunde aus zerstöret war, mußte für den Noe ein erbärmlicher, schreckhafter Anblick gewesen seyn, mußte ihn und seine Nachkömmlinge für die Zukunft in Angst und Besorgniß setzen. Aber Gott tröstete ihn, er soll sich nicht leid seyn lassen, nichts fürchten. „Ich will um der Menschen willen die Erde nicht mehr verfluchen; denn es ist mir zu bekannt, wie geneigt das menschliche Herz von Jugend auf zum Bösen sey. Es soll, so lang die Erde stehen wird, keine Sündfluth mehr den Wechsel der Jahrszeiten unterbrechen; sondern Aernten und Säen: Hitze und Kälte, Tag und Nacht sollen fürohin wie zuvor ordentlich aufeinander folgen.“ Allein, bey dieser bloßen Versicherung, die in dem Munde eines Gottes immerhin schon genug gewesen wäre, allen Glauben, alles Vertrauen bey einem Menschen

schen zu verdienen, läßt er es nicht. Um den Noe noch mehr außer aller Besorgniß zu setzen, schickt er sich in seine Furcht, und nimmt die Mine eines vergeßlichen Menschen an, der, um der Schwäche seines Gedächtnisses zu Hülfe zu kommen, und eben zugleich seinen ernstlichen Vorsatz zu zeigen, sein Versprechen zu erfüllen, sich ein gewisses äußerliches Denkmaal wählt, das ihn an dasselbe erinnern soll. „Sieh! ich will mit dir und deinen Nachkommen hiemit einen Vertrag schließen, daß ich nie mehr alles Fleisch durch eine allgemeine Wasserfluth vertilgen will. Ein Bogen soll das ewige Wahrzeichen dieses zwischen mir und dir geschlossenen Vertrages seyn. — So oft ich den Himmel mit trüben Wolken überziehen werde, so soll er allemal in der Luft erscheinen: — und ich werde ihn ansehen, und an meine Verheißung gedenken.“ — Er sorgt so, wie ein Vater für seine Hausgenossen, für die Nahrung seiner neuen Weltbewohner. Alle grünen Gewächse, alle Pflanzen hatte die Ueberschwemmung zum Unterhalte der Menschen unbrauchbar gemacht. Oede, ungestalt lag der Erdboden da; und die ganze Natur fühlte bey einer so gewaltigen Zerrüttung eine merkli-

che Schwäche. — Er erlaubte ihnen also den Genuß alles Fleisches. Die Vögel des Himmels, die Fische des Meeres, und alles, was sich nur von Thieren auf der Erde regt, und lebt, soll fürohin ihnen zur Speise dienen. — Und damit sie ja nicht etwa einen Mangel leiden möchten, so segnet er, nachdem er zuvor die Menschen gesegnet hatte, alle lebendige Geschöpfe, die aus der Arche traten. — „Wachset, vermehret euch, und erfüllet die Erde!" — So theuer, als jemals, ist ihm nun das Leben eines jeden einzelnen Menschen. Er droht: „Wer Menschenblut vergießet, dessen Blut soll ebenfalls vergossen werden: und ich will es von seiner Hand zurückfodern; weil der Mensch nach meinem Ebenbilde geschaffen ist." Nicht genug: sogar an den vernunftlosen Thieren will er Vergießung des Menschenblutes rächen, und nicht anderst, als wenn er befürchtete, diese möchten etwa, weil es ihnen auf dem brachen Erdboden noch zur Zeit an hinlänglicher Nahrung mangelte, aus Hunger die Menschen anfallen, so braucht er die Vorsicht, und gebiethet vermöge seiner Schöpfermacht: — „Furcht und Schrecken sey über alle Thiere auf Erden vor den Menschen."

schen.“ — Wie will er es dann noch bergen, daß er schon wieder der gute, wohlmeynende allgemeine Menschenvater ist; wenn er sich auch gleichwohl damals verlauten ließ, es reue ihn, den Menschen jemals erschaffen zu haben? — Nein — in einem so besorglichen Tone spricht kein Gott, welcher des Daseyns des schönsten, ihm ähnlichsten unter seinen Geschöpfen überdrüßig, eine Lust daran haben sollte, ihr Tilger zu seyn. —

Seyd also getrost, ihr arme, aber gerechte Hausväter! vielleicht müsset ihr froh seyn, daß man euch wegen euren schlechten Vermögensumständen in einer Stadt das Bürgerrecht zugesteht; vielleicht müsset ihr euch wegen eures geringen Standes, wegen eurer geringen Herkunft schmiegen, und euch alles gefallen lassen, damit man euch in einer Gemeinde nur dulde; euch nur von einem Tage zum andern kümmerlich forthelfe. Ihr seyd etwa die Verachtung aller eurer Mitbürger, und könnet euch nicht auch auf einen einzigen wahren Freund unter euren Nachbarn Rechnung machen? Ihr müsset im Verborgenen leben, damit ihr und die Eurigen niemanden zur Last fallen. —

Aber seyd nur gerecht in eurem täglichen Wandel, und haltet eure Familie zur Gottesfurcht an, so kann euch das Beyspiel eines Noe in eurer Bedrückung aufrichten.

III.

Die Gastgebigkeit gegen Fremde.

I. Buch Moys. 18.

An einem heißen Sommertage saß Abraham unter der Thür seiner Hütte, als eben ohnweit derselben drey Fremdlinge vorübergiengen. Hätten ihm diese ihre Ermattung geklagt, ihn um ein kühles Obdach in seiner Hütte angesprochen, und er ganz gern in ihr Begehren gewilliget, seine Ruhe darüber vergessen, ihnen nach Landesbrauch die Füße gewaschen, einige Bissen Brodes vorgeschnitten, und selbst zu einer fließenden Quelle hingeeilt, um sie mit einem kalten Trunk Wassers zu erfrischen, so müßten wir ihn schon als einen Mann eines guten Herzens gegen seinen Nebenmenschen ansehen. Aber das ist nur Schatten von der geschäfftigen Dienstfertigkeit, mit der Er, und auf seine schleunige Verfügung auch die

Sei-

Seinigen diese drey noch niemals gesehene, ganz unbekannte Reisende aufnehmen, und bewirthen. Kaum hatte er sie noch erblickt, so läuft er ihnen schon entgegen, als wenn es seine nächsten Blutsverwande, seine besten Freunde wären, die er schon in vielen Jahren nicht gesehen hat. Neigt sich gegen sie tief zur Erde, und ladet sie freundschäftlichst, demüthigst zu sich ein: "Meine Herren! habe ich Gnade gefunden vor euren Augen, so gehet bey mir, eurem Knechte, nicht vorüber, ohne einzukehren." — Er befürchtet, sie möchten Anstand nehmen, sie möchten vorwenden: „ja, wir können, wir dörfen uns nicht aufhalten: wir haben heute noch eine gar zu weite Reise zu machen." Er kömmt ihnen also bevor, und sucht sie auf eine angenehme Art zu hintergehen: „O! so ruhet doch wenigstens nur hier „unter diesem Baume ein wenig aus, wenn ihr „doch nicht in meine Hütte wollet. Es wird „euch ja nicht auf einige Augenblicke ankom„men: ich will eben keinen großen Aufwand, „und euch keinen Aufenthalt machen. Nichts, „als nur ein wenig Wasser will ich holen, euch „die Füße waschen, einige Bissen Brod vorle„gen, damit ihr bey dieser großen Hitze nur

„etwas Stärkung bekommet, und dann könnet „ihr gleichwohl hinziehen, wohin ihr wollet.“ Sie lassen sich bereden. Und nun flieht er in die Hütte; läßt in Geheim ein allgemeines Aufgebot an die Seinigen ergehen, alles herbeyzuschaffen, alles zu bereiten, was in seinem ländlichen Vermögen steht: „Sara! eile, und „backe Semmelbrod! --- Knabe! eile, und „richte ein Kalb zu!“ Er läuft selbst zu der Heerde, holt eines, das beste, das zärteste, das er nur finden kann. --- Schon fertig ist das ganze Essen. --- Nun trägt er es auch selbst auf, das Kalb, das Semmelbrod, Butter, Milch. Die Fremdlinge essen, er dient ihnen, und da sie sich wieder auf den Weg machen, so giebt er ihnen, so heiß auch immer der Tag ist, noch ein sehr gutes Stück Weg das Geleit. —

Ich will die Sitte einer gleichen Gastgebigkeit eben den dermaligen Zeiten nicht streitig machen; aber es fragt sich nur, ob es die Einfalt der uneigennützigen, allgemeinen Menschenliebe ist, die sie so gastgebig macht? Ich weiß, daß wir sie immer bereitwillig Personen erweisen, die uns jeden Schritt baar bezahlen,

len, uns aus einer Noth helfen, unseren Rechtsstreiten eine glückliche Wendung geben, uns da und dort alles wieder doppelt einbringen können, — Personen, denen wir dergleichen Gastfreyheiten gut zu machen, unser Glück, unser Aufkommen zu danken haben, — von denen wir eine reiche Erbschaft zu hoffen, die Versorgung eines Kindes zu erwarten haben. — Aber wie stehts mit dem armen, unbekannten Reisenden, der uns nichts angeht, von dem wir eben nichts Gutes zu erwarten haben? — Nachdem die Hitze des Tages bereits alle seine Kräfte erschöpft, oder die Kälte des Winters seinen ganzen Leib erstarrt hat; — nachdem er bey finsterer Nacht schon lang vor unsern Hausthüren gewinselt, unsre Barmherzigkeit Stundenweis um eine unentgeltliche Beherbergung angefleht hat, bis auf den letzten Pfenning aufgezehrt, nirgends ein Obdach finden kann, so öffnen wir ihm endlich die Thür, und dann — dann, nachdem wir ihn erst als seine strenge Richter behandelt, mit hundert Fragen gemartert, als einen verdächtigen Räuber und Mörder durchsucht, seine Geburt, sein Vaterland, seinen Weg, seine Absichten, sein Schicksal erforscht, ihm tausend unverdiente

Vorwürfe gemacht, ihm tausend ungerechte Schmähungen ins Angesicht gesagt haben, so erlauben wir ihm endlich — was? — Daß er sich diese Nacht in einen Winkel unsers Hauses verkriechen, und seine matten Glieder hin auf die Streue zum Viehe im Stalle werfen darf. — Jedoch eine solche Herzens Härte wäre noch erträglich; aber ist es nicht beynahe eine Art von Raserey, daß man sich eine solche Aufnahme auch noch dazu als ein Verdienst vor Gott anrechnen, und unter die Lohnswerke der Barmherzigkeit zählen will? —

IV.

Der Menschenfreund.

I. Buch Moys. 18. - 19.

Gott hatte es einmal dem Abraham verheissen, daß er ihn, sein Geschlecht, seine ganze Nachkommenschaft segnen, und seinen Saamen wie die Sterne am Himmel, die niemand zählen kann, vermehren wolle. Was brauchte er dann also, sich darum zu bekümmern, was um und neben ihm in der übrigen Welt vorgieng? oder was Gottes Gerechtigkeit

keit über das übrige Menschengeschlecht verhängen wollte? — Indessen eröffnet ihm der Herr, daß er Gomorrha und Sodoma ihrer großen Missethaten wegen vertilgen wolle. Hätte Abraham bey dieser Nachricht so denken, so handeln wollen, wie wir Menschen fast noch täglich in ähnlichen Fällen denken, — handeln; — so hätte er ein geheimes Wohlgefallen an dieser Verheerung haben sollen. Warum? — „Da ich die Zänkereyen meiner und meines Verwandten des Lots „Hirten nicht mehr länger dulden konnte: — „ihm, um Friede zu haben, den gütlichen Vorschlag that, uns mit unsern Heerden voneinander zu scheiden: und ihm die Wahl ließ, „sich die Gegend zur Rechten, oder zur Linken „zu wählen; — so war er so eigennützig, und „wählte sich diese Gegend um den Jordan, „weil er sie fruchtbarer, angenehmer, und zur „Weyde bequemer fand, als jede andere, ohne „sich viel zu bekümmern, was ich für eine zum „Antheil bekommen würde? — Mir hätte „mein höheres Alter ein Recht auf die Vorwahl zugedacht. — Hätte er freundschäftlich, uneigennützig handeln wollen, wie ich „mit ihm umgieng; so hätte er sie mir über-

„lassen sollen. — Nun hat er's — nun ge„schiehts ihm recht.“ So hätte Abraham in Geheim zu sich sagen können. Oder wenn er auch hierin gleichwohl edlere Gesinnungen gegen seinen Vetter hätte hegen wollen; so hätte er doch wenigstens das ihm entdeckte Strafurtheil Gottes wegen den allzugräulichen Sünden, so in diesen beyden Städten verübet worden, und ihm nicht unbekannt seyn konnten, genehmigen sollen. — Die Lüste des Fleisches waren sogar bis zu den abscheulichsten, unnatürlichsten Begierden ausgeartet. Nicht Hurereyen, nicht Ehebruch — nein, weit schändlicher waren die Wohllustssünden der beyden Städte Sodoma und Gomorrha. Selbst die Natur wendet den Blick hinweg: und ich würde den Vorhang dafür ziehen, wenn nicht der heilige Geschichtschreiber bey einem ganz besondern Vorgange, den er uns abzeichnete, sie den Augen der Nachwelt aufzudecken, kein Bedenken getragen hätte. Zween fremde Jünglinge kehrten zu Sodoma in dem Hause des Lots ein: gegen den Abend ist es schon gänzlich von Kindern, von Jünglingen, von Greisen umrungen. — Was wollen sie? — Lot soll ihnen mit aller Gewalt die zween fremden Män-

Männer herausgeben. Warum? — zu was? — Um sie zu ihrer mehr als thierischen Fleischeslust zu misbrauchen. Lot warnet sie wegen dieser bösen, abscheulichen That. — Sie geben sich nicht zufrieden. — Er bittet sie brüderlich. — Sie geben sich nicht zufrieden. — Will ihnen seine beyden Töchter — noch Jungfrauen — zu ihrem willkührlichen Mißbrauch dafür herausgeben. — Sie geben sich nicht zufrieden. — Verschließt seine Hausthür. — Aber sie wollen mit Gewalt einbrechen, und, indem sie alle, vom größten bis zum kleinsten, mit gählinger Blindheit geschlagen werden, so ist nur dieses göttliche Wunderwerk allein im Stande, ihrer geilen Wuth Einhalt zu thun. — Verdienten so gottlose Städte etwas bessers, als mit allem, was in ihnen lebte, zu Aschen niedergebrannt zu werden; und jung und alt im Schwefeldampfe zu ersticken? — Und Abraham — als ein so gerechter, so gottesfürchtiger Mann — sollte dieses Strafurtheil Gottes nicht unterzeichnen, nicht gut heißen, nicht selbst in einen heiligen Eifer gerathen, und es als höchst gerecht beloben wollen? —

O! nicht unterzeichnen, nicht gutheißen, nicht als höchst gerecht beloben ist für diesen Menschenfreund noch viel zu wenig. Nein: sogar als einen Fürsprecher stellt er sich für dieses sündige, zügellose Volk Gott dar; und es ist nicht etwa nur ein aufwallendes, vorübergehendes Mitleiden; sondern ein schmerzhaftes, anhaltendes, tiefdringendes Gefühl der Menschenliebe, so ihn zu dieser Fürsprache aufweckt. Es ist ihm nicht blos um seinen Vetter, den Lot, und seine Familie, auch nicht um die ihm bekannten Bürger, welche zum Theil mit ihm im Bunde stunden; auch nicht einmal allein um die wenigen Gerechten, die sich etwa noch in der Stadt befanden. Nein: man sieht, man hört es nur gar zu merklich seiner Fürsprache an, daß es ihm auch um den übrigen großen Haufen der Einwohner bange ist. Aber wie sinnreich ist nicht ein gutes Herz! weil er befürchtet, seine Fürbitte möchte sogleich abgewiesen werden, wenn er geradezu um die Verschonung dieser sündhaften Stadt bäte; so greift er die Sache von der Nebenseite an, schützet, und stellet Gott gleich in dem Eingange seiner Schutzrede zuerst die Gerechten vor, die unschuldig mit in das allgemeine

Ver-

Verderben würden gestürzet werden. „Willst „du dann den Gerechten mit dem Ungerechten vertilgen? — Lenkt aber seine Rede bald, und fast ganz unvermerklich auf die Erhaltung aller übrigen Bürger. „Und wenn nun ohngefähr fünfzig Gerechte sich vorfänden, wolltest „du um dieser fünfzig willen die Stadt nicht „verschonen?" — So wie ein armer, unvermögender Schuldner, der sich gleich anfänglich nicht getraut, seinen Gläubiger um die Nachlassung der großen schuldigen Summe anzusprechen, nur nach und nach einen Gulden um den andern, immer ängstlicher flehend, herabbettelt, bis ihn dieser endlich von seinen kümmerlichen Umständen erweicht, ganz schuldlos davon gehen läßt: so hier Abraham. Er hat das Herz nicht, gleich in dem Anfange seiner Unterredung zu Gott zu sagen: „Herr, „wenn zehen Gerechte in der Stadt sind, willst „du ihr um der zehen willen nicht verschonen?" Er besorget, nur so wenige Gerechtigkeit möchte vielleicht in der Waagschaale des Zorns Gottes gegen eine so große Menge von Sündern als gar zu leicht befunden, und also gar zu leicht geworfen werden. Er unternimmt es also zuerst mit 50. — Sobald er einmal wahrnimmt,

nimmt, daß Gott nicht ganz ungeneigt ist, sich mit ihm in eine Unterhandlung einzulassen, bekömmt er etwas mehr Muth, und steigt auf 5 weniger, als 50. herab. „Sollte es dir dann „eben auf diese 5 ankommen?" Das wird ihm auch beliebt. — „Wenn es aber nun gleich„wohl noch 5 weniger, nur 40 wären? „was wolltest du da thun?" — Auch das gelingt ihm. — Nun wird er immer beherzter, macht auf einmal einen Sprung auf 30: — Sodann auf 20: — Wagt es endlich zuletzt auch noch 10. — Und was für ein süßes, wohlklingendes Gemische von Tönen, das selbst in dem Ohre der Gottheit nicht mißfällig seyn konnte, herrscht nicht seine Unterredung hindurch! Wie weiß er sich um anderer Heil willen vor Gott zu schmiegen! wie weiß er nicht, ihm dazwischen zu liebkosen! nicht ganz ohne Freymuth ihm seine Gerechtigkeit vorzurücken! aber doch immer mit Behutsamkeit, ihn durch seine Fürbitte nicht etwa zu beleidigen. — „Du willst ja der Richter aller „Welt seyn — schickt es sich dann also für „dich, den Gerechten mit dem Gottlosen zu „tödten? — O! das sey fern von dir. — „Ich bin zwar Staub und Asche; aber weil

„ich

„ich doch einmal angefangen habe, mit mei-
„nem Herrn zu reden; so will ich meine Rede
„fortsetzen. Ich bitte dich, Lieber! zörne doch
„nicht, wenn ich rede; ich bitte dich, Herr!
„zörne nur dießmal nicht; — nur noch ein ein-
„zigesmal will ich reden.“ — O! was
„muß das für ein erbärmlicher Anblick für sei-
ne so sanfte, so empfindsame Seele gewesen
seyn, als er des andern Morgens frühe hinaus
eilte, sich nach der Gegend von Gomorrha und
Sodoma umsah, und schon den Dampf und
das Feuer der unglücklichen auflodernden
Städte erblickte! —

So hättet ihr, ihr strengen Eiferer der Ge-
rechtigkeit schon nicht empfunden, nicht gehan-
delt, wie Abraham hier, wenn ihr bey diesem
Vorfalle zugegen gewesen wäret. Ihr würdet
das Strafurtheil, so Gott über diese gottlosen
Städte gefällt hatte, sogleich gebilliget, und
der gerechten Rache, die doch dem öffentli-
chen Aergerniße einmal ein Ende macht, bey-
nahe noch ein Loblied angestimmet haben.
„Es geschieht ihnen recht, nun können sie ihren
„Muthwillen, ihre rasende Fleischeslust im
„Feuer abbüßen.“ Dieß würden eure Ge-

dan-

danken gewesen seyn; wenigstens läßt mich so etwas vermuthen euer dermaliges Betragen bey ähnlichen Fällen. — Ihr sehet oft eine Kindesmörderinn auf den Richtplatz hinausführen; ihr begleitet sie, ihr dränget euch hin zu der Blutbühne, um diesen schauerlichen Auftritt recht genau in die Augen fassen zu können. Mit was für Absicht? Etwa für die Elende eure Fürbitte einlegen zu können? oder auf sonst eine Art aufmersam auf ihre Rettung zu seyn? oder wenigstens durch euren Trost, durch Aeußerung eures Mitleidens ihr hartes Schicksal zu lindern? — Dieß wären Abrahams Gesinnungen; aber nicht die eurigen. Nein: um durch eure Gegenwart ihre Schande recht ansehnlich zu machen; das Todesurtheil, so die öffentliche Gerechtigkeit über sie gefället hat, durch euren Beyfall zu billigen; ihr es zu wiederholtenmalen ins Gesicht vorzuwerfen, mit einem bitterern, schneidendern Tone vorzuwerfen, als es der Richter selbst gethan. „Die Löwinn, der Tieger! mußte „sie ihre eigene Leibesfrucht ums Leben bringen? mußte sie ihre Schande, die sie sich „selbst muthwillig zugezogen, mit dem Blute „eines Unschuldigen — mit dem Blute ih-

„res

„res eigenen Kindes vertuschen? Recht so! „sie hats nicht besser verdient, die Mörderinn.“ O! seyd doch nicht so vorgreifend mit eurem Eifer — setzet euch erst selbst in ihre Umstände; ich zweifle, ob ihr den Heldenmuth würdet geäußert haben, den ihr von ihr fodert.

Es ist wahr, Kindermord bleibt immer eine schwarze That. Es ist erschrecklich zu gedenken, daß das Kind im Mutterleibe nicht sicher sey gegen die Hand derjenigen, die ihm das Leben giebt. Aber untersuchen wir einmal alle Umstände, die eine Verunglückte zu dieser verzweifelten Entschließung hindrängen, so werden wir oft mehr Schein- als wirkliche Bosheit darinn antreffen. Eine sanftere Schwäche der Liebe macht sie zur Mutter, und — die Zierde dieses Geschlechtes, Unschuld und Schamhaftigkeit zur Mörderin. — Denket, was die verwundete Ehre — denket, was Scham mit Reue verknüpfet — denket, was die traurige Aussicht für sich, und die unehelische Frucht ihres Leibes — von Aeltern verstoßen, von Anverwandten verlassen, von jedermann verachtet — vermag! Ueberleget, was

der Verzweiflung möglich ist. --- Die Vorstellung von Schande wird täglich lebhafter, je näher sie dem Tage ihrer Entbindung entgegen sieht. Endlich gebiehrt die Furcht vor Schande bey heftigen, empfindungsvollen Gemüthern den schaudernden Gedanken: „Ich tödte mein Kind.“ Und bey dem Mangel einer sie lenkenden Freundinn, im Schwindel von wollen, und nicht wollen, wird sie von Verzweiflung überfallen, und zur unglücklichen That hingerissen. Und wie! --- Wenn ich euch zeigte, daß ihr selbst Mitverbrecher bey ihrem Kindermorde wäret! --- wie! wenn ich euch zeigte, daß euer Mitleiden mit ihrem Kinde hämische Heucheley sey! ---

Wir wollen setzen, kurz vor ihrer Niederkunft wäre sie vor eure Thür gekommen; hätte euch ihre Schande und ihre Noth zugleich geoffenbaret; hätte bey euch um eine Herberge angehalten; hätte euch um euren Beystand angefleht; hättet ihr wohl sie eingelassen, euch mit ihr abgegeben, euch die Ungemächlichkeiten, die eine Kindbetterinn nach sich zieht, gefallen lassen? --- Vielleicht hättet ihr gar ihre Bitte als eine Beleidigung, als eine Beschimpfung

pfung eures Hauses aufgenommen, sie darüber hart angelassen, und mit Ungestümm fortgeschafft; oder zum höchsten, wenn ihr es noch recht gut mit ihr gemeynt hättet, ihr ein anderes Haus gezeigt, wo man mehr Raum, mehr Bequemlichkeit für sie haben würde, als in dem eurigen. Trostlos also hätte sie von euch abweichen, und angstvoll jenes andere Haus aufsuchen müssen. Wie nun, wenn dort der Hausvater eben so gesinnet gewesen wäre, wie ihr? --- wie, wenn er nicht einmal so viel Bescheidenheit gegen sie gebrauchet hätte — sie hart angefahren, ihr ihr Verbrechen in den bittersten Ausdrücken vorgerückt, und sie etwa gar mit Gewalt von seiner Thüre abgetrieben hätte? — hätte sie sich wohl unterstehen dörfen, zu eurer Thüre zurückzukehren? „Ey, würdet „ihr gedacht haben, nun mag sie sehen, wo sie „hinkömmt, warum hat sie sich nicht besser in „obacht genommen.“ — Jetzt bildet euch ein, wie der Elenden bey solchen Umständen zu Gemüthe möchte gewesen seyn! Welchen Prast müßten nicht auf ihr ohnehin schon beklemmtes Herz zusammenwälzen, theils das Gefühl ihrer eigenen Schande, ihres eigenen Schmerzens; theils das natürliche Mitleiden gegen

ihre unglückliche Leibesfrucht, das Würmchen, so sie nun gebähren soll, und für welches sie kein Obdach, kein Bett, keine Nahrung hat; indem sie für sich selbst keine hat. Wenn nun die betrübte Aussicht in die Zukunft sowohl für sie als für ihr Kind noch hinzugekommen wäre, die allgemeine Verachtung, die Ausschließung von aller bürgerlichen Gesellschaft, die anhaltende, immerwährende Schande, so das Kind der Mutter, und die Mutter dem Kinde bey jedem Anblicke hätte vorrücken müssen! — Ist es Wunder, wenn aus solchem schweren Gewölke schwarze Gedanken hervorbrechen? — Aber dieß ist ihr ja nicht begegnet. Es hätte ihr doch begegnen können, und so stellte sie sichs vor. Und wieviel Grund habt ihr durch euer eigenes unfreundliches Betragen gegen dergleichen unglückliche Personen ihr nicht zu dieser Vorstellung gegeben? Ey! wenn euch doch das Verbrechen solcher Mütter, (es ist mir nicht unbekannt, daß es Wölfinnen unter ihnen giebt,) unverzeihlich scheint, so erbarmet euch wenigstens der armen Kinder, denen eine uneheliche Liebe ihr Daseyn gab, dieser Unschuldigen, die man das flüchtige Vergehen ihrer Aeltern auf ewig durch Ausschließung aus

der

der Mitbürgerschaft des Staates entgelten läßt. Verschmähet doch bey öffentlichem Dienste ihre thätige Hand nicht, wenn auch kein Geburtsbrief darinnen liegt, und machet ihnen die Ehre, einen Schuh, einen Rock zu verfertigen, nicht streitig; nicht anders, als wenn einem Kinde, dem Eltern mangeln, zugleich auch alle fünf Sinne, Verstand, Gedächtniß, sein Herz, und sein Gott fehleten. Toller Stolz, die Hände unehelicher Kinder für den Vaterslandsdienst zu lähmen! --- Wie! schein' ich euch etwa des Lasters Schützer zu seyn? Nein --- nur des Menschen, den das Laster unglücklich gemacht, und der darum nicht aufgehört hat, Mensch zu seyn. Oder wollet ihr etwa dem großen Menschenfreund, für dessen Schüler ihr euch ausgebet, es auch zur Sünde anrechnen, daß er sich der Sünder angenommen, und eine Ehebrecherinn vom Tode befreyet hat? —

V.

Die Ehrfurcht gegen des Nächsten Eheweib.

I. Buch Moys. 20.

Abimelech, König zu Gerar, erwacht zu Nacht aus dem Schlafe, — macht also gleich Lärm. — Am ganzen Hofe entsteht ein allgemeiner Auflauf, alle seine Bedienten gerathen in Unruhe, alles ist in Furcht, alles ist bestürzt, allenthalben verbreitet sich Schrecken. — Was ist vorbeygegangen? Was hat sich zugetragen? — Ist etwa dem Könige gählings eine tödtliche Krankheit zugestoßen? oder haben sich Meuchelmörder seinem Schlafgemache genähert, um ihm mit dem Leben seine Krone zu rauben? oder hat er vielleicht gählings die betrübte Nachricht erhalten, daß angränzende Feinde in seine Staaten eingefallen, seine Heerden von Rinder und Schafen hinwegtreiben, sein Land mit Feuer verheeren, seine Unterthanen mit dem Schwerte erwürgen, und sich schon wirklich der Hauptstadt nähern? — oder was sonst für ein geheimes Staatsanlie-

gen

gen drücket ihn? was sonst für ein sonderbarer Unglücksfall ist ihm begegnet? — Etwas höchst Wichtiges, etwas höchst Dringendes muß es doch immer seyn. Nein, — der König hätte ganz wohl den anbrechenden Morgen erwarten dörfen; er hätte ganz wohl seine Leute schlafen lassen können; die Sache ist eben so dringend nicht. Durch eine göttliche Offenbarung ward er inne, das Weib, so er an seinem Hofe, jedoch ohne zu wissen, daß es eine Ehefrau seye, zurück hielt, habe einen Mann; und diesem will er sie alsogleich zurückgestellt wissen. — Das ist alles, was diese nächtliche so große Bewegung verursachte. Abraham, ein Fremdling, befürchtete, man möchte ihn etwa, um seiner schönen Frau desto leichter habhaft zu werden, in diesem fremden Lande tödten, wenn Sara ihn für ihren Mann bekennte; er bath sie also: „Gieb mich an allen Orten für „deinen Bruder aus." Das that sie, das that er selbst. — Der König läßt sie also, ohne an etwas Böses zu denken, nach Hofe bringen, um sie zum Weibe zu nehmen. Nun mahnte ihn Gott in einem Traumgesichte: „Gieb diesem „Manne seine Frau wieder; denn er ist ein „Prophet." Das ist die ausführlichere Ge-

schichte. Was war es dann nun nöthig, einen so allgemeinen Schrecken zu erregen? die Sache mit einer solchen Schnelle, mit einer solchen Heftigkeit zu betreiben? alles in eine so große Bestürzung zu setzen? — Wenn sich was Schreckbares, was so Dringendes bey der ganzen Begebenheit finden läßt, so müßte es die beygesetzte Bedrohung seyn: „Wenn du sie ihm aber nicht wiedergeben wirst, so wisse daß du und die Deinigen des Todes sterben werden.“ —

Aber hat ihm dann Gott die Zeit der Zurückgabe so pünktlich, so augenblicklich angesetzt, daß auch der geringste Verzug ihm, und den Seinigen das Leben kostet? Fängt sich vielleicht das Tödten und Würgen unter ihnen schon an, daß er sogleich schickt, und ihren Mann rufen läßt? — Wie mag er sichs so bange vor dem gählingen Erfolg der bedrohten Strafe seyn lassen? Hat er sich nicht auf der Stelle vor Gott gerechtfertiget? „Habe ich das nicht in der Einfalt meines Herzens, in der Unschuld meiner Hände gethan?“ — Hielt er nicht sogleich für sich und die Seinigen eine Schutzrede, welche der Gottheit gänzlich genug that? Sagte Abraham nicht selbst: Sie ist meine Schwester? sagte Sara nicht selbst:

selbst: er ist mein Bruder? warum willst du ein unwissend- und gerechtes Volk tödten?" — Gab ihm Gott nicht selbst das Zeugniß der Unschuld? sprach er ihn nicht selbst von aller sträflichen Vergehung los? versicherte er ihn nicht sogar, daß er sein Betragen mit einem wohlgefälligen, begnädigenden Auge bereits schon angesehen habe? „Darum habe ich dich auch behütet, daß du nicht wider mich sündigest." Zu was also diese schwermüthige Aengstlichkeit? diese ausschweifende Furcht? diese lärmende Zerrüttung des Hofes mitten in der Nacht, wo jedermann im besten tiefsten Schlafe lag? Was hatten seine Bedienten von der Sache zu wissen? was brauchte es, ein soches Aufsehen zu machen? hätte nicht alles vertuscht bleiben können? hätte nicht alles in der Stille beygelegt werden können? Nun wird das Gerücht von dieser Geschichte bald in der Stadt, in dem ganzen Königreiche erschallen. Hätte man das Weib den andern Morgen, unter was immer für einem Vorwande, (wie viele hätten sich deren gefunden?) nicht freywillig entlassen können? wer hätte was um den ganzen Vorgang gewußt? wem wäre nur von weitem eingefallen, der König habe ihrer

wegen ein göttliches bedrohendes Traumgesicht gehabt? Sie, ihr Mann, beyde hätten nicht gewußt, woran sie wären: sie würde ihren Mann schon von selbst aufgesucht haben: es würde unnöthig gewesen seyn, ihn nach Hofe zu rufen: und so würde alles in Ruhe geblieben! und gleichwohl der göttliche Befehl befolgt worden seyn.

Ja! wenn sich Abimelech allein von einer sklavischen Furcht vor Gott hier hätte leiten lassen; wenn es ihm blos um seine andringende Strafgerichte zu thun gewesen wäre; so hätte er seinem Besorgnisse durch eine stille, augenblickliche Entlassung der Sara bald abhelfen können. Allein, es ist eine viel edlere Triebfeder, die ihn, und durch ihn seinen ganzen Hof bey diesem Vorfalle in eine solche Bewegung setzet. Es ist Zärtlichkeit seines Gewissens; es ist allzustarkes Gefühl von der Unrechtmäßigkeit seiner Handlung. Ob er sich gleich keiner sträflichen Gewaltthätigkeit, keiner Hinterlist, keines Betrugs bey dieser ganzen Begebenheit bewußt ist, auch sich vor Gott deshalben hinlänglich gerechtfertiget hat; so kömmt ihm doch die bloße That, ein fremdes

Gut,

Gut, die Ehefrau eines andern in seinem Hause zu haben, so schwarz, so scheußlich vor, daß er nicht ruhen kann. Der Gedanke, daß er ein Räuber, sein Hof ein Raubnest seyn soll, klopft so stark in seiner edlen Brust, daß er, sich Luft zu machen, allen seinen Bedienten ohne Anstand, ohne Rückhalt sogleich vorklagt, was sich in Geheim als eine höchst wichtige Sache zuträgt. Er begnügt sich nicht damit, das, was er, obgleich ganz aus Unwissenheit, unrechtmäßiger Weise besitzet, wieder aus seinen Händen fahren zu lassen: Nein — der Eigenthümer soll selbst alsogleich vor ihm erscheinen, und er will es ihm persönlich wieder zurückstellen, — mit Ersatz, — mit Schadloshaltung wieder zurückstellen: ob sich dieser gleich ganz allein die Schuld geben muß, daß man ihm das Seinige bis hieher vorbehielt. Wir wollen ihn, da Abraham vor ihm erscheint, selbst reden hören, selbst handeln sehen, um uns einen Begriff zu machen, wie verabscheuungswürdig diese an sich unschuldige That in seinen Augen war. „Wo dachtest du hin? — wie mochtest du uns was solches thun? — für was für Leute sahst du mich und die Einwohner meines Landes an, daß du glaubtest,

wir

wir würden dir deine Frau entreißen? — Womit haben wir dich beleidiget, daß du über mich und mein Königreich eine so große Sünde führtest?" Was dann für eine große Sünde? --- ist er vielleicht hiedurch zu einem ausschweifenden Ehebruche verleitet worden? ist vielleicht eine schändliche Geburt schon aus demselben vorhanden? Nein --- nicht einmal noch berührt hatte er die Sara: so groß war seine Enthaltsamkeit: und wenn dann auch eine ganze Reihe solcher Geburten vorhanden wäre, was wäre es dann in diesem Falle für eine große Sünde? --- wäre es mehr als eine Sünde der Unwissenheit? Mußte sichs Abraham nicht gefallen lassen? haftete die Schuld nicht mehr auf Abrahams, als auf des Königs Haupt? wäre Abraham nicht weit strafbarer, als Abimelech? --- Und doch fühlt der gewissenhafte König die größte Schuld auf sich selbst liegen: hält sich noch überdas zu einer Genugthuung verbunden, macht Abraham ein reiches Geschenk von Rindern und Schafen, Knechten und Mägden; und noch überdas 1000 Silberlinge: nicht um ihn zu begüten, daß er die Sara, weil er doch einmal von ihrer Schönheit gefesselt ist, länger in seinen Armen

lassen

lassen soll --- Nein! --- giebt ihm auch seine Sara wieder zurück; ersucht ihn, weil er ihn doch einmal in dem gehabten Traumgesichte als einen Propheten hat kennen lernen, für ihn zu Gott zu bethen: hält selbst an die Sara noch eine Straf- noch eine Erbauungsrede. „Sieh! die tausend Silberlinge, so ich dem Abraham gegeben habe, sind eigentlich für dich.“ Zu was? --- etwa zum großmüthigen Lohn, daß sie seinen wohllüstigen Ausschweifungen zum Unterhalte gedienet? „Nein! --- Einen Schleyer vor dein Angesicht sollst du dir dafür anschaffen, um, wo du nur immer hinkömmst, nicht noch mehrere Augen zur Sünde zu reizen; und gedenke immer, daß du schon einmal entführet worden bist!“ Erlaubet endlich beyden, sich an einem Orte seines Landes niederzulassen, wo es ihnen immer gefällt. Will also die Sara mit ihrem Manne nicht gänzlich von seinem Reiche entfernet wissen. Aus etwaiger Besorgniß, ihre einmal erblickte Schönheit möchte ihm nach der Zeit zu neuen Lockungen Anlaß geben, wenn sie noch vor seinen Augen herumgehen sollte? Nein! --- Er ist sich Bürge dafür, daß sie ihn nicht mehr reizet, seitdem er das Geheimniß entdeckt hat,

daß

daß sie die Ehefrau eines noch lebenden Mannes ist. So gewissenhaft, so enthaltsam, so ehrfurchtvoll gegen des Nächsten Eheweib ist ein Fürst, der noch unter dem Gesetze der Natur lebt, der noch kein Evangelium gehört, bey dem Vielweiberey nicht einmal eine Sünde ist! --- Seyd es dann auch ihr, ihr christlichen? und wann ihr es nicht seyd --- was? --- ihr seyd Richter des Volks, und von Euch sollen Wir hören, was recht ist? — Sprechet also über euch das Urtheil selbst.

VI.

Die trostlose Mutter, und ihre Hülfe.

I. Buch Moys. 21.

Ungern kömmt Abraham daran, die Agar, seine Magd, mit ihrem Kinde aus seiner Familie zu verstoßen; jedoch, um Friede zu haben, giebt er dem Andringen seiner Sara nach. Agar mit ihrem Knaben muß fort. Zwar braucht er die Vorsicht, und giebt ihr etwas vom Brode, und einen Schlauch voll

Wasser

Wasser mit; aber wie lange konnte dieser Vorrath hinreichen? es begegnet ihr noch dazu das besondere Unglück, in eine Wüste zu gerathen, und irre zu gehen. Niemanden hört sie, niemanden sieht sie, der ihr einen Ausweg zeigt, das Wasser im Schlauche ist zu Ende, sie und ihr Kind schmachten vor Durst, und nirgends rings um sie her ist eine Wasserquelle. — Womit konnte sie sich bey einer solchen äußersten Bedürfniß noch rathen? noch damit allein, daß sie eben nicht Zeuge des Todes ihres Kindes seyn muß; wirft es also hin unter einen Baum, entfernt sich von ihm unter der jammernden Klage: „Ich will mein Kind nicht sterben sehen!“ und wartet unter Heulen und Weinen den letzten Augenblick ihres Lebens ab. — Plötzlich ist Rettung da. Eine Stimme ruft ihr aus den Wolken: „Fürchte dich nicht, Agar! gehe hin, nimm den Knaben bey der Hand; er wird ein Vater eines großen Volkes werden.“ Gähling entdeckt sie eine Quelle, und beyder Leben ist außer Gefahr.

Was mag wohl den Himmel zu einer so wunderbaren, so augenscheinlichen Hülfe bewogen haben?, was anders, als die lauten,

häufig strömenden Thränen einer wehklagenden Mutter? — Nein: „Gott hörte die Stimme des Knabens von dem Orte, da er war:“ So rief ihr der Engel Gottes aus den Wolken herab zu; und doch läßt uns von ihm die Schrift auch! nicht einmal ein einziges, nur stummes Aechzen, hören. Hemme also deinen ausschweifenden Gramm, du kummervolle Mutter! die du vielleicht keinen Brodvater mehr auf dieser Welt hast, und für den Lebensunterhalt deiner Kinder äußerst besorgt bist; spare deine unmäßigen Thränen: Die Unschuld deines Kindes, das noch nichts um sein gegenwärtiges, noch nichts um sein bevorstehendes Unglück weis; dem so ganz wohl auf deinem Arme ist; das lächelnd, und mit sich selbst vergnügt an deinem Kinn, an deinem Busen spielt, diese dringt weit eher, die schreyt für dich, für sich, für seine übrigen Geschwistrige viel lauter, als all dein rasendes Heulen, hinauf zu jenem Nährvater, der droben aufmerksam, der droben sorgenvoll sogar auf das Würmchen herabsieht, das bey einer Sommerdürre lechzend nach einem Regentropfen hienieden umherkriecht.

VII. Die

VII.

Die gottesfürchtige kluge Ehe-werbung.

I. Buch Moys. 24.

Abraham, schon alt an Jahren, will vor seinem Tode dem Isaak, seinem Sohne, noch eine Braut auswählen. Nicht einem berüchtigten Kuppler, nicht einer bekannten Schwätzerinn, sondern nur seinem treuesten ältesten Knechte, der bisher über sein ganzes Haus gesetzet war, vertraute er dieses so wichtige Geschäfft an. Was er ihm bey diesem Auftrage vorzüglich eingeschärfet, ist dieses, daß er die Braut nirgend anderswo her, als aus seinem Vaterlande, und aus seiner Verwandtschaft nehmen soll. Er hätte in der Nähe, in dem Lande, wo er dermalen wohnte, zehen, noch dazu schöne, reiche Töchter für seinen Sohn zur Frau bekommen können; aber er will durchaus keine Chanaaniterinn; und hieran liegt ihm so viel, daß er es nicht bey nachdrücklicher scharfer Empfehlung bewenden läßt; sondern der Knecht muß ihm bey Gott dem Herrn

Himmels und der Erde einen Eid schwören, daß er hierinn seinen Befehl genau vollziehen wolle. Alles übrige überläßt er gänzlich seiner Treue, seiner Klugheit, nachdem er ihm zuvor den Trost mit auf die Reise gab: Gott würde ihm seinen Engel auf dem Wege vorausenden. Nicht Eigennutz, nicht Eigensinn, auch nicht ein alter angeerbter Groll gegen die ganze Nation, wie öfters andere Väter bey solcher Gelegenheit zu haben pflegen, nicht angebohrne Neigung gegen sein Vaterland und seine Verwandtschaft haben Antheil an dieser seiner Vorwahl. —

Nein: wichtigere Gründe verleiten ihn hiezu. Er weis, daß sich in Mesopotamien und seinem Geschlechte die alte Väterlehre und der Glaube an Gott noch nicht so verunstaltet hat, als in jenem abgöttischen, und wegen seiner Laster von Gott verfluchten Lande der Chananäer. Und hierauf geht sein vorzüglichstes Augenmerk hinaus. Schon ein schöner Vorschritt zu einer glücklichen Ehewerbung! Hinsicht auf Gottesfurcht, auf Religion. —

Diesem Befehl gemäß zog Eliezer, der Knecht, hin, kam zu Nachor, einer mesopotami-

tamischen Stadt an, und lagerte sich mit seinen Kameelen außer den Thoren derselben bey einem Wasserbrunnen, zu welchem immer am Abende die Weiber der Stadt herauskamen, um Wasser zu schöpfen. Obgleich ganz fremd, befragt er sich doch bey keinem der vorübergehenden Inwohnern weder nach einer bequemen Herberge für sich und seine Kameele, noch nach den wohlhabendsten und ansehnlichsten Häusern der Stadt, in welchen sich schon gestandene, noch unverheyrathete Töchter befänden. Von jeher in Abrahams Hause bey jedem Vorfalle zum Vertrauen auf Gott gewohnt, wendet er sich geradewegs nun auch bey diesem auf sich habenden Geschäffte an eine höhere Vorsehung. Noch hatte er keine Speise zu sich genommen; kaum hatte er einige Augenblicke von der beschwerlichen Reise ermattet, gerastet; so schickte er schon mit einfältigem redlichen Herzen, das ganz von Liebe, von Treue gegen seinen Herrn und dessen Familie eingenommen war, sein Gebet zu Gott ab: „Herr, so bethete er, du Gott meines Herrn des Abrahams! begegne mir doch heutiges Tages, und thu Barmherzigkeit an meinem Herrn dem Abraham. Sieh! hier stehe ich bey dem Wasser-

brunnen, und die Töchter der Inwohner wer-
den herauskommen, Wasser zu schöpfen. Wor-
an soll ich dann aber erkennen, welches diejes-
nige sey, die du deinem Knechte Isaak besche-
ret hast? Gieb mir dann also ein Zeichen, und
laß mir ein solches dieses seyn, daß jene Toch-
ter, die mir nnd meinen Kameelen auf mein
Begehren aus ihrem Kruge zu trinken geben
wird, eben die Braut sey, die du nach deiner
Barmherzigkeit für ihn bestimmet hast!" Ein
der äußern Schale nach wunderbares Begeh-
ren! ein dem ersten Ansehen nach ganz unbe-
deutend scheinendes Zeichen! aber es war nicht
so gleichgiltig, nicht so auf geradewohl hin, von
diesem vorsichtigen Knechte verlangt, als
wie es uns vorkömmt. Nein — er zeigt hier
eine empfehlungswürdige Klugheit. „Wenn
sie gegen mich, so schließt er, einen älternden,
unansehnlichen, schlechten Knecht so willfährig,
so dienstfertig ist, daß sie mir und meinen Ka-
meelen sogleich ohne einige widerwärtige Ge-
bärde, ohne einige weigernde Mine zu trinken
giebt: so wird sie auch einst gegen ihren Mann
eine gutherzige, sich gefällig erweisende Frau
werden.

Und worinn besteht wohl das Glück einer Ehe von Seite der Frau vorzüglicher, als eben hierinnen. Das Haus meines Herrn war bisher ein mildthätiges, allen Fremden offenstehendes Haus; und dieser Gastfreyheit hat es allen Segen zu verdanken. Sein Sohn Isaak artet darinnen seinem Vater ganz nach. Ich muß also für ihn um eine Braut besorgt seyn, die sich zu ihm schickt, und eben so milde, so gutthätig ist, als er. Oder was sollte das für eine unfriedliche Ehe werden, wenn ich ihm eine genaue, karge Frau, die keinen Fremden im Hause leiden wollte, heimbringen sollte? — und was hälfe ihm aller Reichthum, was hälfe ihm alle Schönheit einer Frau, wenn sie nicht eines Willens mit ihm lebte? Wie — wenn nun aber eine Tochter käme, und sich willig anböthe, die Kameele eines fremden, ganz unbekannten, verächtlichen Menschen, von dem sie nichts zu erwarten hat, zu tränken: könnte ich das nicht als eine Probe ansehen, daß sie auch einstens eine gastgiebige, mittheilende, werthe Frau des Sohnes meines Herrn würde?" — Würde dann also wohl das Begehren dieses Knechtes klüger, aussichtiger haben seyn können? würde es vielleicht vortheilhafter,

entscheidender für den Isaak gewesen seyn, wenn er gebethet hätte: „Herr, laß mir das zum Zeichen seyn, daß die Tochter, die nun von einem prächtigen Maulthiere hier wird vorbeygetragen werden; oder die nun mit vielem Golde und Silber geschmückt da vorüberfahren wird; oder die mir mit einem Geschleppe von vielen Bedienten zuerst in der Stadt begegnen wird, diejenige seyn, die du zur Braut für den Isaak auserlesen hast?“

Noch bat er zu Gott, als die Rebeka mit ihrem Wasserkruge zur Stadt herauskam. — Wunderschön gestaltet, und noch eine Jungfrau, die keinen Mann erkannt hatte. Alltäglich am Abend kam sie hieher zum Brunnen, um Wasser zu holen. Es mußten ihr also täglich hundert Jünglinge begegnen, sie grüßen, sie anrufen; auch manchem Auge dieser Jünglinge mochte sie gefallen haben; aber sie hatte sich noch mit keinem in eine genauere Bekanntschaft, in ein besonderes Liebesverständniß eingelassen. Eben nicht eigensinnig spröde, nicht munkisch stolz auf ihre Schönheit, sondern leutselig, aber doch sittsam; gefällig, aber doch geschämig, behutsam gieng sie immer ihres Weges

ges fort, wie es die Folge der Geschichte zeiget.

Schon war sie zum Brunnen hinabgestiegen; schon hatte sie ihren Wasserkrug gefüllt, und wollte wieder ungesäumt zur Stadt zurückkehren, als ihr der Knecht entgegen lief, und sie um einen Trunk Wasser ansprach. Er machte ihr nicht etwa ein schmeichelhaftes Kompliment in dem Modeton eines jungen Liebhabers: „Könnte ich das Glück nicht haben, aus deiner schönen Hand einen Trunk Wasser zu empfangen?" Er sagt nicht einmal: „Sey so gut, und laß mich aus deinem Kruge trinken!" sondern geradehin, wie es ihm seine Einfalt auf die Zunge legt, mehr befehlend, als bittend: „Gieb mir ein wenig Wasser aus deinem Kruge zu trinken!" Und eilends, eilends setzte sie den Krug herab auf ihre Hand, und reichte ihn seinem Munde dar: nicht mürrisch, nicht scheu, nicht stumm, sondern ganz hold: „Hier, — trinke, mein Herr!" Er hatte ihr noch nicht zugemuthet, auch seine Kameele zu tränken; und sie trägt sich hiezu schon selbst an. „Wenn es dir recht ist, so will ich noch mehr Wasser schöpfen, um auch alle deine Kameele zu tränken." Erwartet keine Antwort, keinen Wink

von ihm, lauft nochmals hin zum Brunnen, und um ihre Sache recht schön zu machen, so fängt sie nicht mit dem Reste des Wassers, der noch in ihrem Kruge war, und von dem nur erst er ganz allein getrunken hatte, an, seine Kameele zu tränken; sondern gießet das übrige in dem Kruge, als wenn es nun schon nicht mehr gut genug, nicht mehr frisch genug wäre, in den Kanal aus, schöpfet neues, und tränket willig seine 10 Kameele. Wäre es nicht schon Gefälligkeit genug von ihr gewesen, hätte sie sich nicht immer schon artig genug gegen ihn bezeiget, wenn sie zu ihm gesagt hätte: „Es wird wohl auch deine Kameele dürsten? — sieh, hier hast du meinen Wasserkrug: ich habe nichts zu eilen; ich will schon so lange verziehen, bis du alle deine Kameele getränket hast. Du hast doch mehr Kräften, dann ich als eine Weibsperson, soviel Wasser auf einmal zu schöpfen.“ — Nun stund der Knecht bey sich selbst stille, betrachtete sie nochmals genau, und gedachte bey sich in geheim: „Sollte es sich wohl noch fehlen können, daß diese so dienstfertige Tochter für einen Fremden nicht eben die Braut seye, die Gott, mein Helfer, auf dieser Reise für das Haus meines Herrn bestimmet hat? was

gilts,

gilts, das ist sie? — will doch eine Probe versuchen; fragt sie: „Wessen Tochter bist du? Ist nicht Raum zur Herberge in deines Vaters Hause?“ Hätte sie ihm gesagt: „Warum fragst du mich? hab ich dich ja auch noch nicht gefragt, wer du bist.“ Hätte sie ihm die schimpfliche Antwort gegeben: „Es ist genug, daß ich eines ehrlichen Mannes Tochter bin: ich bin eben nicht hier, um mich in Schwätzereyen mit dir einzulassen:“ so hätte sichs der Fremde müssen gefallen lassen. Aber nicht so Rebeka. Sie bedenkt sich nicht, sie weigert sich nicht, sie stutzet nicht, um ihm zu antworten. Ganz offen, ganz sanft, und nicht anders, als wenn diese Frage aus dem Munde eines vertrauten Freundes, der sie zu fragen das Recht hätte, käme, sagte sie ihm nicht nur den Namen ihres Vaters, sondern auch jenen ihrer Großmutter, und ihres Großvaters. „Ich bin Bathuels Tochter, des Sohnes Melcha, den sie dem Nachor gebohren hat.“ Noch eine Frage hat er an sie gestellet: „Wäre nicht Raum zur Herberge in deines Vaters Hause.“ Und auch auf diese ist sie rasch mit einer Antwort da, der man es ansehen muß, daß sie ihm nicht nur die Aufnahm in ihres Vaters

Haus herzlich gönnet, sondern ihn auch zur Einkehre dahin einladen, dahin locken will; indem sie ihn versichert, es sey noch mehrere Bequemlichkeit daselbst für ihn, als um die er sich erkundiget hat. „O! nicht nur Raum, sondern auch Stroh und Futter ist für deine Kameele genug vorhanden.“ Nun mag Eliezer nicht mehr bey sich anstehen, ob diese die von dem Himmel ausersehene Braut für den Isaak sey, oder nicht. Er zieht die goldene Ohren- und Armzierde hervor, und giebt sie ihr: fällt aber auch zugleich mit innigster Dankesempfindung auf die Erde nieder, und bethet Gott an: „Gebenedeyt sey du, o Gott meines Herrn Abraham! der seine Barmherzigkeit von meinem Herrn nicht hinweggenommen, und mich auf dem rechten Wege in meines Herrn Bruders Haus geführet hat.“ Gar nicht befremden diese Geschenke die Rebeka; sie befürchtet nichts für ihre Unschuld; es fällt ihr nicht ein, sie weis nicht einmal etwas von dem Geheimnisse, (auch ihre Zeiten wußten nichts davon), daß je eine Mannsperson einem jungen Mädchen dergleichen Schankungen auf Kosten ihrer Schamhaftigkeit machen sollte: lauft, hinweg über allen Verdacht, voll von unschuldiger Freude,

nach

nach Hause zu ihren Leuten, zeigt ihnen die schönen Sachen, die ihr draußen beym Wasserbrunnen ein fremder Mann gab; erzählt, was sie aus seinem Munde gehört, macht Anstalt, und betreibt, daß man ihn aufsucht, und in das Haus hereinbringt.

Auf Labans ihres Bruders dringendes Einladen hat nun Eliezer seine Herberge wirklich in ihres Vaters Hause genommen. Man bewirthet ihn als einen Gesegneten des Herrn auf das beste. Aber er will nicht eher eine Speise zu sich nehmen, als bis er erst seinen Auftrag berichtiget hat; und da nun die ganze Verwandtschaft aufmerksam auf seinen Vortrag ist, so erklärt er ihnen, wer er, — wer sein Herr, — was die Absicht seiner Reise sey, — und was sich bey dem Wasserbrunnen mit ihm und der Tochter des Hauses zugetragen habe. Schließt endlich: „Derohalben sagt mir itzt, ob ihr diese Freundschaft meinem Herrn erzeigen wollet: gefällt euch ein anders, so sagt mir's auch, damit ich meinen Weg entweder zur Rechten, oder zur Linken weiters nehme.“ Bruder und Vater erkennen aus seiner Erzählung die wohlgefällige Fügung Gottes; und

das

das ist ihnen genug, gleich einzuwilligen. „Sieh! die Rebeka ist für dich: nimm sie, und zieh hin.“ Auch Rebeka bedenkt sich nicht lange, da sie um ihre Einwilligung befragt wird. „Ja — ich will mit dem Manne ziehen.“ Nun fällt der dankbare Knecht nochmals auf seine Kniee nieder, und bethet Gott wegen der glücklichen Vollendung seines auf sich gehabten Geschäfftes an: theilet neuerdings goldene und silberne Kleinodien unter die Rebeka, ihre Brüder und Mutter aus: und eine Mahlzeit beschloß die Feyerlichkeit dieser von dem Himmel geleiteten Ehewerbung. Gar gerne hätten die Aeltern und Geschwistrigte der Rebeka sie noch 10 Tage bey sich behalten. Aber da sich der Knecht hiezu nicht verstehen will, so lassen sie sie endlich unter tausend Segenswünschen in Gesellschaft ihrer Mägden und Säugammen mit dem Manne dahin reisen. Isaak, der die Wichtigkeit einer Eheverbindung einsehen, und nun bald die Rückkehr des Knechts mit seiner Braut vermuthen konnte, war eben gegen den Abend hinaus auf das Feld gegangen, um da unter dem freyen Himmel, unter der schönen, weiten Schöpfung seine Seele mit Gedanken an Gott in der Stille zu unterhal-

halten, und ihm sein Gebet darzubringen, als ihn die ankommende Rebeka, ohne ihn jedoch zu kennen, von der Ferne erblickt. Kaum hört sie von dem Knechte, daß dieser eben sein Herr, ihr Bräutigam sey; so springt sie eilends von ihrem Kameele herab. Und nun — nun wird sie ihren Putz nochmals in der Eile zusammenraffen? ihre Kleider, ihren Aufzug in bestmöglichste Ordnung bringen, um ja nichts an sich finden zu lassen, das sie seinen Augen bey dem ersten Empfange minder gefällig machen könnte? und dann mit fliegenden Schritten, mit offenen Armen in die seinigen eilen? — Nein — sogleich wirft sie einen Schleyer für ihr Angesicht, und nur unter dieser Decke der Sittsamkeit, nur mit diesem schönen Anstande der Unschuld bewillkommt sie ihn als die seinige das erstemal.

Was wird das nicht für eine selige, wonnevolle Ehe werden? — Die Schrift brauchte uns weiter nichts zu sagen, als daß Rebeka die Einzige Frau des Isaaks gewesen sey, (Ein seltenes Beyspiel zu den damaligen Zeiten, auch unter den Patriarchen!) um uns hieraus schon genug schließen zu lassen. Aber sie hielt es der

Mühe

Mühe werth, uns noch eine ganz besondere Anmerkung über das zufriedene Zusammenleben dieses glücklichen Ehepaares zu hinterlassen. „Isaak liebte sie so, daß der Schmerz, den er noch wegen des Todes seiner Mutter empfand, dadurch gelindert ward.“ Sie verdiente es.

Was für wichtige Lehren, ihr christlichen Jünglinge und Jungfrauen, die ihr bereits das mannbare Alter erreicht habet, lassen sich für euch aus dieser Geschichte ziehen! — Nicht wahr: in so einem Ehestande, wie dieser war, wünschtet auch ihr euch zu leben? Gut! so gehet die Bahn, die Isaak und Rebeka gegangen sind. Gottesfurcht, ehrerbiethiger Gehorsam gegen Aeltern und Aufseher, schamhafte Eingezogenheit in den Sitten, verwahrte Unschuld in der Jugend, sind immer die besten Zubereitungen zu einer glücklichen Ehe; weil sie dem künftigen Gatten das Herz so ganz unzertheilt aufbewahren, und den gesunden Geschmack einer vernünftigen ehelichen Liebe, worinn eigentlich die größte Glückseligkeit des Ehestandes bestehet, von dem Verderben befreyen; und dann — wenn sich eine Gelegenheit zur Vermälung darbeut, eine vorsichtige Behutsam-

samkeit, wie sie hier beyderseitig beobachtet worden.

Gewiß! allzuvorsichtig, allzubehutsam kann man in diesem Geschäffte, das so bedenkliche Folgen nach sich zieht, niemals seyn. Ihr vertrauet euch unwiderruflich einer Person; wobey ihr es jedesmal wagen müsset, ob ihr sie auch kennet, ob ihr euch nicht geirret, nicht betrogen habet. Hat man sich einmal verbunden, so ist es auf immerdar geschehen. Nur der Tod kann diese Verbindung trennen, die hundert Zufälle unerträglich machen können. — Was für eine Qual, beständig jemand vor Augen haben zu müssen, der misfällt, und dem man selbst nicht gefällt! an einen Menschen gebunden zu seyn, den man niemals gekannt zu haben wünscht; und den man als die Ursache seines Unglückes anzusehen hat, dem nicht abzuhelfen ist! — Es ist zwar im Nothfalle die Ehescheidung, wo Leiber und Güter getrennet werden, als ein Mittel übrig; aber was für ein Mittel für einen ehrbaren Mann, für eine ehrbare Frau! Dieser häusliche Zwiespalt wird bald das Gespräch des ganzen Landes, das allgemeine öffentliche Schauspiel der gan-

zen Stadt, auf dem man täglich neue Auftritte sieht und erwartet; wobey der eine Theil der Bürger höchlich geärgert, der andere belustigt, und der dritte selbst zum Seufzen bewegt wird. Und wenn es nun auch nach vielem Geschrey und Kosten zu einiger Trennung kömmt, so bleibt doch dieser Mann noch immer der Mann seiner Frau, und diese Frau noch immer die Frau ihres Mannes. Sie dörfen an keine andere Ehe denken, so lange sie der Tod nicht scheidet. — Um in dem Ehestande glücklich zu seyn, ist es nicht genug, daß nur das Eine seine Pflichten beobachtet; sondern es muß auch die Person, mit welcher ihr verbunden seyd, die ihrige beobachten. Eines jeden Glück und Vergnügen hängt eben so sehr, und noch mehr von dem Betragen des andern, als von sich selbst, ab. — Du heyrathest alles mit, was sich unglücklicher Weise in dieser Person befindet, Eigensinn, Unbeständigkeit, seltsame Gemüthsbeschaffenheit, Mangel der Treue, der Vernunft, der Bescheidenheit: was zu einer Zeit nicht da ist, kann zu einer andern da seyn. Wir Menschen sind von Natur veränderlich. Und doch bleibt es immer eure erste, unumgänglichste Pflicht, die

Per-

son, die ihr gewählet, zu lieben; sie mag euch auch so unerträglich vorkommen, als sie immer will. Und was? wenn keine Liebe, keine Tugend da ist; — und was? wenn bey diesem Abgange der Tugend keine wechselseitige Ehrfurcht da ist; — und was? wenn bey dem Abgange dieser Ehrfurcht keine eheliche Unterwürfigkeit da ist? — und was? wenn bey dem Abgange dieser ehelichen Unterwürfigkeit nichts als Unordnung, Verwirrung, und eine Hölle da ist, aus der so lange keine Rettung, als noch der andere Theil beym Leben ist. — Wie viele Vorsicht, wie viel Behutsamkeit ist also nicht nöthig, um allen diesen so fürchterlichen Folgen vorzubeugen! — Ich sähe also lieber, daß dieses wichtige Geschäfft, wie zwischen Isaak und Rebeka, mehr durch eure Aeltern, oder sonst einen erfahrnen und aufrichtigen Freund, wie z. B. Eliezer war; als durch euch selbst betrieben würde, wenn ihr anders keinen Verdacht auf ihre Rechtschaffenheit werfen könnet, und die Person, so euch vorgeschlagen wird, nicht misfällig ist. Wie viel würde schon dieses allein beytragen, den häuslichen Frieden zu erhalten zwischen euch und euren Aeltern, von denen ihr doch, so lange sie leben, so ganz unabhängig

niemals werdet, besonders, wenn sie euch noch dazu in ihre Wohnung aufnehmen müssen. Die folgende Geschichte des Esau lehrt es uns, wie viel Unruhe und Widerwillen Personen in einem Hause stiften, die wider der Aeltern Bewilligung geehlichet werden.

Wollet ihr euch aber doch diese Wahl so ganz unbedingt vorbehalten haben, so warne ich euch — und dich besonders, feueriger Jüngling! weil es doch Sitte ist, daß du den Antrag machest: laß dich nicht sogleich verblenden von einer reizenden Gestalt, von einer blühenden Schönheit, sollte sie auch mit Reichthum verbunden seyn; sey Meister über ein Paar Augen, über ein Paar Wangen; dringe tiefer in die Person hinein, die du mit dir unzertrennlich vereinigen willst; untersuch' erst ihre Sitten, durchforsch' auch ihr Gemüth; gieb acht, ob es ihr mehr mit tändelnden Schmeicheleyen, als ernsthaften Höflichkeiten eines vernünftigen Umganges gedient ist; gieb acht, wer sie gegen ihre Aeltern, ihre Geschwistrigte, ihr Hausgesind, ihre Gesellinnen ist; gieb acht, wer sie sogar gegen den Bettler ist, der an ihres Vaters Thüre pocht. — Sie ist schön; aber vielleicht

leicht ist sie auch eigensinnig, stolz, zänkisch, unbiegsam, gebietherisch; sie ist reich, aber vielleicht erfodert auch ihre Eitelkeit, ihre Weichlichkeit viel Aufwand. — Wirf deine Neigung eher auf eine Tochter, von der niemand etwas zu reden weis, weil sie sich gut aufführt, als auf eine, die wegen ihrer Schönheit, wegen ihres Reichthumes berühmt ist. Die vernünftige eheliche Liebe gründet sich nicht auf den flüchtigen Reiz einer vergänglichen Schönheit; nicht auf eitle Annehmlichkeiten eines nichtigen Putzes, die von keiner Dauer sind: auch nicht auf den schnöden, unbeständigen, und oft verdruß- und sorgenvollen Besitz eines erheyratheten Reichthums; sondern der Ehegatte liebet seine Gattinn, weil sie, vermöge der Einsetzung des Schöpfers, „Fleisch von seinem Fleische, Bein von seinem Beine ist.“ Er liebet sie, weil er ihr nebst seiner Hand einmal sein Herz gegeben hat; weil er mit ihr nur einen Leib ausmacht, den er eben so wenig, als seinen eigenen hassen darf; er liebt sie endlich, weil sie die Mutter der Kinder entweder schon ist, oder wenigstens noch werden kann, die sie beyde in einer und eben derselben Person vorstellen, und eben sowohl das lebendige Bild

ihrer Vereinigung, als die Unterpfänder und Früchte ihrer Liebe sind. Wer bey der Ehe auf etwas anders sieht, sieht neben hinaus, und verfehlt das Ziel.

So einen Mann, der bey seiner Ehewerbung so gesetzt, so enthaltsam in seinen Sitten, so vorsichtig, so behutsam in der Auswahl seiner künftigen Gattinn, so zweckmäßig, und dem Schöpfer so gleichförmig in seiner Absicht ist, wenn ihr, ihr Frauen und Jungfrauen bekommen könnet, nehmet ihn! Bedenket aber dabey, daß ihr euch mit dem Manne zugleich auch einen Herrn nehmet, um dessen Willen zu befolgen, ihr dem eurigen entsagen müsset, zufrieden mit dem Glücke, eines braven Mannes Weib zu seyn. —

Indessen bey aller Vorsicht, bey aller Behutsamkeit, die man euch beyderseitig immer einschärfen kann, bleibt es dannoch wahr, daß es eine Gabe, eine große Gabe Gottes ist, wenn ein Mann mit einem guten Weibe, und ein Weib mit einem braven Manne verehelichet wird. Nun wird es euch von selbst einfallen, von wem, und mit welchem Nachdrucke ihr diese große Gabe zu begehren habet.

VIII.

Der treueifrige Diener seines Herrn.

I. Buch Moys. 24.

Schon mehr als einen schönen Zug der Treue und des Eifers, seinem Herrn zu dienen, hat uns das vorige Bild an Abrahams Knechte da und dort zerstreuet sehen lassen; aber es würde dannoch schade dafür seyn, wenn wir sein ganzes Verhalten nicht nochmals in Eins genauer zusammen sammelten, um es allen Dienern theils zur Erbauung, theils zur Beschämung einzeln vorzuhalten.

Den einzigen leeren Befehl gab Abraham dem Eliezer vor seiner Abreise nach Mesopotamien, daß er seinem Sohne ja keine Chanaanäerinn, sondern eine aus seiner Verwandtschaft zur Braut nehmen sollte. Aber sonst keine Erinnerung, kein besonderes Mahnen, kein Einschärfen begleitete diesen Befehl.

Und je weniger Befehle, je wenigere Anmerkungen bey einem Befehle, um so lieber ist es dem lauen leichtsinnigen Knechte; — dem Elie-

ger nicht. Er hält sich darum von all jenen kleineren Nebenpflichten nicht entbunden, die jeder redliche Knecht dem Dienste seines Herrn ohnehin schon schuldig ist. Nein: Er reiset fort, und nicht die geringste Versäumniß auf der Reise, nicht ein langes, gemächliches Ausraften bey seiner Ankunft in Haran, nicht eine sträfliche Neugierde, zuerst die Häuser und Gassen der Stadt etliche Tage durchzugaffen, wandelt ihn an. Er kam noch nicht zu den Thoren derselben hinein, es war schon Abend, und er wußte noch nicht einmal, wo er mit seinen Kamelen über Nacht bleiben sollte; und schon arbeitete er an dem ihm aufgegebenen Geschäffte, arbeitete liegend auf den Knieen, und bethend zu Gott für das Beßte seines Herrn. Wußte er nicht schon genug aus dem häufigen Segen der vielen Heerden, daß Gott ohnehin ein Freund des Hauses seines Herrn sey? — War er von der besondern Frömmigkeit seines Herrn und dessen Gewohnheit in jedem auch geringern Anliegen immer seine Zuflucht zu Gott zu nehmen, nicht selbst täglich Augenzeuge? — Konnte er also nicht dessen Gebethe allein alles überlassen? Als er freundschaftlich in das Haus des Bathuels aufgenommen wird, so zeiget

get er sogleich, daß es ihm nicht sowohl mit der auch willkommensten Bewirthung, als mit der baldigen Berichtigung seines Auftrages gedient ist. Er will nicht eher einen Bissen essen, als bis er erst den Angehörigen der Rebeka seinen Vortrag gemacht hat. Hätte dieses nicht eben so füglich unter seinem Essen geschehen können? — und da er ihn kaum gemacht hat, so greift er schon zum Ernste, dringt sogleich auf eine entscheidende Antwort, will wissen, wie er daran ist, um sich im Weigerungsfalle sogleich anderswo nach einer Braut umsehen zu können: nicht anders, als wenn ihm hier in diesem Hause noch so übel wäre begegnet worden, und er nun bald gerne wieder draußen wäre. Da er hört: „Deine Rede ist von dem Herrn; es geschehe nach seinem Wohlgefallen," so liegt er nun schon zum zweyten- zum drittenmal, Gott anbethend auf seinem Angesichte, und erhebt seine Seele zum innigsten Dank.

Wäre er der dürftigste, verächtlichste Mensch gewesen, und hätte die einzige, reichste Tochter in ganz Mesopotamien für sich selbst zur Braut erhalten; hätte er wohl seine Dankbarkeit gegen Gott auf eine empfindsamere Art äu-

ßern können? — Heute war das Eheverspre-
chen vollzogen, und des andern Morgens in al-
ler Frühe will er mit der Braut schon fortrei-
sen. Könnte er die zehen Tage, die ihn die
Freunde der Rebeka noch da zu bleiben bitten,
nicht mitnehmen, und sich wohlseyn lassen?
Warum ist ihm so wehe nach seiner Heimat?
Kaum hat er sich noch in der Stadt umgese-
hen, und wer weis, ob er noch je einmal eine
so schöne Gelegenheit in seinem Leben hat, sie
zu sehen? Warum eilt er so? Locket ihn eine
reiche Belohnung, die ihn wegen so glücklicher
Vollziehung seines Auftrages zu Hause erwar-
tet? es war ihm keine deshalben versprochen.
Fürchtet er den Zorn eines gähen hitzigen Herrn?
Dieser liebt ihn, das weis er, wie sein Kind,
und wollte ihn sogar, als er noch keinen Sohn
hatte, zum allgemeinen Erben vor allen seinen
Verwandten einsetzen. Und wenn nun auch
dieses nicht wäre, welcher kluge Herr will bey
einem solchen Geschäffte seinem Diener eine
Zeit bestimmen, wann er zu Hause seyn soll? —
welcher ihm nachrechnen, wann er zu Hause
hätte seyn können? Und gesetzt auch, sein Herr
würfe zu Hause, aus Begierde zu wissen, wie
seine Reise abgelaufen, einigen Verdruß we-

gen

gen seines längern Ausbleibens auf ihn; würde dieser nicht gänzlich von der Freude verschlungen werden, wenn er käme, und eine so erwünschte Braut mitbrächte? Was dringt ihn dann also zur Rückreise? Hierüber erklärt er sich selbst so kurz, als gut. „Haltet mich nicht auf! ich habe mein Geschäfft, warum ich ausgeschickt worden bin, durch Gottes Fügung glücklich vollendet. Lasset mich also ziehen, daß ich wieder nach Hause zu meinem Herrn komme.“ Beynahe gar keine Ursache! aber für ihn eine äußerst wichtige, zu eilen! Er reiset, und nach besonderer Anmerkung der Schrift, eilends mit der Braut auf dem Wege fort. Hat er sie dann geraubt, — ganz ohne Vorwissen, ohne Einwilligung ihrer Verwandten entführt? oder ist ein rasender Theil ihrer zurückgebliebenen Liebhaber hinter ihm darein, um ihm diese schöne Beute wieder abzujagen? — Nein: ein edler, lebendiger, liebe- treue- ehrfurchtsvoller Eifer, seinem Herrn zu dienen, dessen Willen er dem seinigen vorzieht, dessen Glück ihm eben so nahe, als das seinige am Herzen liegt, leitet diese seine so eilfertigen Schritte, wie alle seine Handlungen, ganz allein; und wenn ihm dieser sein Eifer Flügel

geben könnte, so wäre er nun mit der Braut schon längst daheim bey seinem Herrn.

Zeiget, ihr Herrschaften, dieses Beyspiel eines diensteifrigen Dieners, eurer Dienerschaft zur Nachahmung vor; aber behaltet für euch in Geheim die Sittenlehre: „Daß sehr oft ein solcher treuer Dienstbothe nichts anders, als nur der Wiederhall eines guten, wohlthätigen Herrn ist: So wie ein schläfriger, fahrläßiger Knecht gemeiniglich der Nachklang eines harten, eigennützigen, unerkenntlichen Herrn ist.“ Wisset, daß Eliezer dem Abraham mehr Kind, als Diener war. Er hatte ihn bereits zum Erben seines ganzen so großen Vermögens eingesetzet, ehe er noch Kinder hatte: so wußte er ihn vor seinen Verwandten zu schätzen. Verlanget ihr also nach einem solchen treueifrigen Diener, so machet euch auch zuerst durch eine liebreiche Beherrschung eines solchen werth.

IX.

Der liebloſe, eigennützige Herr zu ſeinem eigenen Schaden.

I. Buch Moyſ. 29.

Wenn man auf die Freundſchaftsbezeigungen ſieht, mit welchen Jakob in der Flucht vor ſeinem Bruder Eſau, von Laban ſeiner Mutter Bruder empfangen wird, ſo ſollte man glauben, Laban wäre der wärmſte, wohlmeynendſte Anverwandte. Er lauft dem ankommenden Jünglinge entgegen, fällt ihm um den Hals, ruft ihm zu: „Du biſt mein Fleiſch, mein Bein!“ Aber die Folge der Geſchichte zeigt es, daß er nicht einmal ein leidentlicher, erträglicher Herr gegen ihn war. Er ſtellt ſich zwar anfänglich, als wenn er durchaus nicht haben wollte, daß Jakob ihm umſonſt dienen ſollte; „Sage an! was begehreſt du für einen Lohn?“ aber bald giebt ſich der eigennützige, liebloſe Mann blos. Jakob erbiethet ſich, um ſeine jüngere Tochter, die Rachel, ſieben Jahre zu dienen; das läßt er ſich ohne Widerrede, und nur mit der kaltſinnigen Anmerkung: „Es

iſt

iſt beſſer, ich gebe ſie dir, als einem andern," gefallen. Aergerlich! wäre wohl etwas Billigeres geweſen, als daß er dieſem ſo nahen Blutsverwandten ſeine Tochter unentgeltlich gegeben hätte; indem es ſo Sitte der Zeiten war, daß ſich die nächſten Verwandten bey vorhabenden Eheverbindungen einander aufſuchten, und beynahe ein Vorrecht auf einander hatten? ſchämt er ſich nicht, daß er den Jüngling erſt darum will dienen laſſen? und ſo lange, ſieben Jahre. — Doch, Jakob dient, und ſo, daß ihm Laban ſelbſt das Zeugniß giebt: „Ich ſehe, daß mich Gott um deinetwillen geſegnet hat." Die ſieben Jahre, die ihm aus Liebe zur Rachel nur wie einige Tage vorkamen, ſind herum, und nun will er ſeine ſchöne Rachel haben. Laban thut, als ſollte er ſie haben, ladet eine große Anzahl Freunde ein, giebt ihnen ein Hochzeitmahl. Aber des andern Morgens findet Jakob die häßliche Lia, der Rachel Schweſter, an ſeiner Seite. Noch ärgerlicher! mit was wird, — mit was kann wohl dieſer unredliche Mann ſeine höchſt unbillige That beſchönen? mit der kahlen Ausrede: „Es iſt an unſerm Orte nicht Gebrauch, daß man die jüngere Tochter vor der ältern zur Heyrath hingiebt;

laß

laß also erst 8 Tage nach dieser Vermählung herum seyn, so will ich dir die jüngere auch geben, aber mit dem Beding, daß du mir für sie noch andere sieben Jahre dienest.?" So! — ey! warum hat denn Laban dem Jakob von diesem Gebrauche des Orts zuvor nichts gesagt? so hätte Jakob die ersten sieben Jahre gar nicht um die Rachel, sondern nur um die Lia gedient, die er etwa nicht einmal gerne umsonst mochte? und wo vielleicht Laban hätte froh seyn müssen, wenn er sie nur irgendwo unentgeltlich an einen Mann gebracht hätte? Ein unausstehliches Betragen von dem unedlen Manne! aber doch noch nicht das ganze. Wenn man erst die klagenden Vorwürfe hört, die ihm Jakob macht, so muß man noch mehr auf ihn böse werden: „Ich diente dir nicht et„wa wie ein Miedling, der von deinen Heerden „aß, und sich wohl seyn ließ; sondern deine „Böcke und Schafe mehrten sich unter meiner „Hand. Ich machte mir aus allem nichts; „kein Schlaf kam in meine Augen; des Tages „und des Nachts litt ich Hitze und Frost; „kam ein Stück von deiner Heerde, auch ohne „meine Schuld, durch den Diebstahl hinweg, „raubte von ungefehr ein wildes Thier eines,

„so

„ſo foderteſt du es von mir, und ich mußte dir „den Schaden von den meinigen gut machen. „Die zwanzig Jahre, ſo ich dir nun bereits „vierzehn für deine Töchter, und ſechs für dei„ne Heerde diene, haſt du meinen Lohn wohl „zehenmal verändert; und doch, — wenn der „Gott meiner Väter es nicht anders gefügt „hätte, ſo wäreſt du im Stande geweſen, „und hätteſt mich ohne allen Dank, ohne ei„nige Errungenſchaft leer in mein Vaterland „heimziehen laſſen.“ Aber was war die Folge der Unbilligkeit dieſes harten und undankbaren Herrn? Dieſe: Jakob glaubt berechtigt zu ſeyn, ſich für dieſelbe in Geheim ſchadlos zu halten. Spielt alſo in den letzten Jahren ſeines Dienſtes, indem er wohl einſieht, daß ihm doch niemals ein wahrer, und ſeinen Verdienſten angemeſſener Dank werden wird, den bekannten liſtigen Streich mit den Stäben, die er beym Tränken der Heerden bald grün, bald geſchelt in die Kanäle legt; wird durch dieſes Mittel im baldigen ein reicher Mann, und entflieht mit allem, was er hat, heimlich in ſein Vaterland; weil er doch wahrnimmt, daß ſeine Bereicherung bey Laban und ſeinen Söhnen ein misfälliges, verdrüßiges Aufſehen macht,

macht, und befürchten muß, daß man ihm zuletzt all sein Haab, und sogar seine Weiber vorenthalten möchte. — Sollte man nicht fast sagen: Jakob that ihm recht, dem häßlichen, verabscheuungswürdigen Manne? war das auch ein Verhalten gegen einen so treuen Diener, gegen einen so nahen Blutsverwandten, gegen einen zweyfachen Tochtermann?

Aber ehe wir das sagen, so wollen wir zuerst eine kleine Betrachtung anstellen, um wie vieles wir unsere Dienstbothen besser, als Laban, behandeln. Gemeiniglich sind sie zwar unsre Blutsfreunde nicht; (darinn soll Laban den Vorzug des Tadels haben) aber Menschen, — Menschen, wie wir, sind sie doch immer, von Fleisch, von Blut, von Nerven, von Beinen zusammengesetzte Menschen, wie wir. Wenn kaltes Wetter ist, so frieret sie, wie uns. Wenn sie die Sonne brennet, wenn sie länger, wenn sie näher am Feuer sind, so wird ihnen warm, heiß, ängstlich, wie uns, sie schmachten, wie wir. Geht es auf die Nacht los, so plaget sie der Schlaf, wie uns; sie werden von den Geschäfften des Tages ermüdet, wie wir; ihre Natur, ihr Körper unterliegt, wird kraftlos,

wie

wie der unſrige, wenn er zuſehr angeſpannet, zu ſehr abgemattet wird. Sie haben alſo zuweilen Ruhe, Erholung, Erquickung nöthig, wie wir. Wie wenige von euch, ihr Hausväter und Hausmütter! ſtellen das Jahr hindurch dieſe Berachtung an, die ihr eure Dienſtbothen nicht anders als unempfindſame Statuen anſehet, und für euer arbeitendes Laſt- und Zugviehe öfters weit mehr, als für ſie beſorget ſeyd? Wenn ihr eine oder zwo Tagereiſen mit euren Pferden gemacht habet, ſo getrauet ihr euch nicht, ſie auch den dritten ferner anzuſtrengen: ihr laſſet ſie ausruhen, ihr befürchtet, ihr ſaget: es geſchieht den Pferden zu wehe. Wenn ihr mit euren Rindern auf dem Felde eine ungewöhnlich ſtärkere Arbeit verrichtet habet, ſo werfet ihr ihnen des Abends auch ein beſſeres Futter vor, und wenn ihnen dieſes auch nur eines Tages nicht recht ſchmecken will, ſo werdet ihr ſchon aufmerkſam, und ſtehet ihrer wegen in Sorgen. Verfahret ihr immer ſo mit euren Dienſtbothen? ja! werdet ihr ſagen: darum ſind ſie Dienſtbothen, daß ſie ſich etwas müſſen gefallen laſſen, darum bekommen ſie ihren Lohn. So! alſo, weil ſie Dienſtbothen ſind, alſo, weil ſie ihren Lohn bekommen, ſo

dörfet ihr alles Menschengefühl gegen sie ablegen? so haben sie gänzlich Verzicht darauf gethan, ein Mitleiden zu verdienen; so haben sie alles Recht dagegen aufgegeben, als Menschen, als elende Menschen angesehen, und zuweilen bedauret, geschonet zu werden? Wisset ihr dann, daß ein Dienstboth, welcher gemeiniglich sein ganzes Hab und Gut mit sich auf dem Rücken umhertragen kann, nur um einen Grad besser daran ist, als ein Bettler auf der Gasse, und der Lohn, den ihr ihm gebet, um ein weniges mehr, als ein Almosen ist? verdient dann nun aber der Bettler seines armseligen Standes wegen sonst keine Bedauerniß, kein Mitleiden mehr, weil ihr ihm einmal — zehenmal ein Almosen gegeben habet? — Fraget euch einmal aufrichtig, ob ihr um den Lohn, den ihr euren Dienstbothen gebet, wohl selbst dienen mögtet? fraget euch einmal, ob ihr noch zu dienen Lust hättet, wenn man euch diesen um fünfmal, um zehenmal, um zwanzigmal erhöhen sollte? fraget euch einmal, um wieviel es etwa noch fehlte, daß ihr nun nicht selbst einen Dienstbothen abgeben müsset? oder wenn euch die Geburt, das Glück von diesem saueren Brode zuweit entfernet hat, so fragt euch neuerdings,

was ihr für Verdienſte, und euer Dienſtboth für ein Verſchulden voraus hatte, daß Gott ihm ein härteres, euch ein beſſeres Schickſal zu Theile werden ließ? Kam es nicht blos auf ſein Wollen, auf ſeine Fügung an; ſo wäret ihr nun eurer Dienſtbothen Dienſtbothe? verdienet er den Lohn, den er von euch erhält, nicht öfters nur ganz allein wegen der Geduld, die er mit einem wunderlichen, hizigen, ſtets betrunkenen Herrn, die er mit einem Haufen ungezogener, ausgelaſſener, boshafter Kinder, die er mit einer unruhigen, zänkiſchen, ſchmähſüchtigen Frau haben muß, welche ſammt ihrem Hauſe ſchon eben ſo verſchrien iſt, wie ein altes verwünſchtes Schloß, in welchem ein Poltergeiſt des Tages und des Nachts tobend herumirren ſoll? und wie oft wird ihm ſein gedungener Lohn nicht einmal gereicht, wenigſtens nicht unbeſchnitten gereicht? Nochmals: Dienſtbothen ſind doch immer Menſchen, wie wir. Wir mögen noch ſo geſchickte Hände haben, ſo können wir doch nicht immer verhüten, daß uns nicht da und dort etwas entfällt. So treu uns auch immer unſer Gedächtniß iſt, ſo vergeſſen wir doch öfters auch auf eine wichtige Sache. Wir mögen auf unſere Geräthſchaften

ten ein noch so wachsames Auge haben, so können wir uns doch nicht gut dafür stehen, daß nicht zuweilen etwas entfremdet wird. Wir mögen unser Hauswesen in einer noch so guten Ordnung halten, so geschieht es uns doch alltäglich, daß sich von ohngefehr etwas unter unseren Händen verlieret, welches sich erst nach einiger Zeit wieder findet. Wie viele Herren, wie viele Frauen bedenken das, die lauter vollkommene und geschickte Dienstboten fodern, noch vollkommenere, noch geschicktere, als sie selbst sind? sie jedes unvorsetzliche Verbrechen, jedes unschuldige Versehen, jeden geringen, öfters unvermeidlichen Schaden, mit Vorenthaltung, mit Schmählerung ihres Lohns, nicht genug, auch mit Schmählerung ihrer Ehre entgelten lassen; indem sie sie sogleich als Schelmen und Diebe, als boshafte Verderber ihres Hauswesens erklären? Was trägt also wohl mancher arme Dienstboth aus solchen Häusern für seine treugeleisteten Dienste davon? Nichts. — Seine wenigen Lumpen, die ihm jedoch eben so werth, so kostbar sind, als euch eure feyerlichsten Kleidungsstücke, hat er in eurem Dienste herabgerissen, seine Gesundheit hat er durch unaussetzliche, überhäufte Arbei-

ten, durch unaufhörliche Verdrüßlichkeiten und Zänkereyen, durch euer unbarmherziges Verfahren verlohren, ſeinen guten Namen, der noch ſein beſtes Vermögen war, hat er durch die ſchändlichſten Vorwürfe einer ſich ſelbſt mit Verdacht ſtets quälenden Frau eingebüßet, an ſeinem Lohne will man ihn nun auch kränken; wäre er nicht weit beſſer daran geweſen, wenn er von Hauſe zu Hauſe ſein Brod gebettelt hätte, und könnet ihr ihm es wohl als eine ſo hohe Beleidigung anrechnen, wenn er den Tag, die Stunde verwünſcht, in der er das erſtemal als Dienſtboth in euer Haus trat? —

Allein, hier wird ein groſſer Haufen Frauen wider mich aufſtehen, und mir mit einer ernſthaften Mine den Verweis geben: „Wer es nicht ſelbſt erfahren hat, der glaubt nicht, wie grob, wie böſe, wie gemächlich, wie träg, wie liſtig, wie untreu die Dienſtbothen unſerer Zeiten ſind.“ Vergebet mir! eure ganze Klage ſoll wahr ſeyn, und ich will es glauben; aber es iſt noch die wichtige Frage vorhanden: Woher kömmt es gemeiniglich, daß ſie das alles ſind? — woher anders, als weil ſie nun nicht mehr aus Liebe dienen. Und wo rühret

alles

alles dieses her? weil ihr sie, da sie doch freye Menschen sind, bereits schon zu lange, zu oft, eben so wie Sklaven behandelt habet. Sie sehen die grösste Unbilligkeit eures Verfahrens gegen sich täglich mehr und mehr ein, und da sie es nicht mehr vertragen können, so empören sie sich gegen euch, trotzen, pochen, und sagen euch die unangenehmsten Dinge ins Angesicht. Daher rühret ihre Grobheit, ihre Bosheit. Die Noth zwinget sie, zu dienen; aber, weil sie aus der Erfahrung schon zum voraus wissen, daß sie euch nimmermehr recht genug thun können, keine Rücksicht, keinen besondern Dank auch für ihre eifrigste Dienstleistung zu hoffen haben; so dienen sie verdrüßig. Und daher rühret ihre Gemächlichkeit, ihre Trägheit. Ihr Gewissen saget ihnen öfters, daß sie nichts von ihren Pflichten versäumet, nichts veruntreuet, daß nichts durch ihre Schuld, durch ihre Nachläßigkeit im Hauswesen zu Grunde, oder verlohren gegangen; hören aber, daß man sie für ein lüderliches, diebisches Gesindel hält, befürchten mit Rechte, daß man ihnen an ihrem Lohne beym Austritte aus dem Dienste allenthalben Abbruch thun werde, weil sie hievon schon wirkliche Beweise haben; bereden sich

alſo bald, gegen einen ſo ungerechten Herrn brauche man auch nicht ſogar billig zu ſeyn, und was ſie ihm nähmen, nähmen ſie ihm nur als einen Erſatz für das, was ihnen gebührte. Und daher rühren ihre vielen kleinen Ränke, und ihre liſtigen Untreuen: ein augenſcheinlicher Beweis hievon iſt Jakob. Er iſt anfänglich der beſte Menſch in Labans Hauſe, dienet willig und gerne: auch da er noch ſieben Jahre dienen ſoll, ſchmieget er ſich noch, und ſchweiget, ſo unbillig auch dieſe Anſinnung iſt; aber da er ſieht, daß man ihn täglich mehr und mehr bey ſeinem ſo harten als treuen Dienſte kränken will, bekömmt er endlich ſatt, länger zu dienen, wird aufgebracht, wirft Laban alles vor, was ihm in Mund kömmt, und wird zuletzt ſogar ein hinterliſtiger, untreuer Knecht ſeines Herrn. Wenn euch, ihr Frauen! Laban würde vorgeklaget haben: ihr glaubet nicht, was Jakob in meinem Dienſte für ein grober, liſtiger, untreuer Menſch war, würdet ihr ihm das völlige Recht haben ſprechen können, wenn ihr die ganze Geſchichte gewußt hättet? Gewißlich nicht; nun ſo verlanget auch nicht, daß ichs euch ſprechen ſoll.

X. Die

X.

Die unvermuthete Versöhnung.

I. Buch Moys. 33.

Müde von der Jagd kömmt Esau nach Hause, hält nun bey seinem alten, dem Tode nahen Vater, um den versprochenen Segen der Erstgeburt bittlich an; wird aber sogleich gewahr, daß ihm sein jüngerer Bruder auf eine hinterlistige Art bereits vorgekommen ist, und ihn schon erhalten hat. Das kränket ihn: heulend und wehklagend flehet er zum zweyten- zum drittenmal seinen Vater ebenfalls um einen Segen an; erhält auch endlich einen. Aber — jener der Erstgeburt ist nun einmal für ihn dahin. — Das wird er dem Jakob lebenslänglich nicht vergessen: mit einem bittern Hasse sieht er ihn nun immer an, und schon hat er ihm im Herzen den Tod geschworen. „Es ist mir nur noch um meinen alten Vater, den möchte ich zusehr betrüben — aber lasse den nur einmal erst todt seyn, dann — erwürg' ich Jakob.“ Dieser, von seiner Mutter gewarnet, flieht zu ihrem Bruder. Nach zwanzig Jahren,

die er in Labans Diensten zugebracht, kehret er wieder in Chanaan zurück, aber mit ihm auch die Furcht vor seinem ehemals so sehr beleidigten Bruder. Um ihn zu besänftigen, schicket er Bothen mit reichen Geschenken voraus. Allein, diese kommen bald mit der schreckenvollen Nachricht zurücke: „Sieh! dein Bruder eilet dir schon mit 400 rüstigen Männern entgegen.“ — Das ist eine schlimme Nachricht für Jakob: wie wirds ihm und den Seinigen ergehen? er kann nichts Gutes vorsehen. Jedoch will er alle Vorsicht gebrauchen; theilet seinen ganzen Zug von Heerden, Rindern und Weibern, in zween Haufen: seine Absicht ist, „sollte mein erzörnter Bruder in seiner ersten vollen Wuth den einen Haufen anfallen, vielleicht rettet sich doch noch der andere.“ Esau rücket näher heran: die ganze Familie des Jakobs erscheint vor ihm in der demüthigsten Stellung, und in einer äußerst rührenden Reihe. Alles wirft sich ihm zu Füßen, die Mägde des Jakobs mit ihren Söhnen zuerst; hernach die Lia mit ihren Kindern; zuletzt die Rachel mit ihrem Joseph; und Jakob — vornen an der Spitze liegend auf der Erde, und flehend für sich und die Seinigen: „Mein Herr!

Herr! laß mich Gnade finden vor deinen Augen! ich sah dein Angesicht an, als wenn ich Gottes Angesicht gesehen hätte. Nimm den Segen, den ich dir hier darbringe, und den mir Gott an zahlreichen Heerden beschehret hat, als eine geringe Gabe aus meinen Händen an, und sey mir gnädig, mein Herr!" Und Esau, — der wilde Esau — (O! alle diese Geschenke, alle diese kleinmüthigen Besorgnisse, alle diese bangen Demüthigungen hätte Jakob entrathen können) Esau laufet ihm entgegen, umarmet ihn, herzet ihn, küsset ihn; weinet, verbittet alle Geschenke, fraget, wem diese Frauen, diese Kinder, diese Heerden gehören; und da er höret, seinem Bruder dem Jakob, freuet er sich mit innigem Herzensgefühle über seinen Segen; sehnet sich, ihm auf der Reise Gesellschaft leisten zu dörfen; biethet ihm zu seiner Sicherheit eine Geleitschaft von seinen bewaffneten Leuten an; und so — scheiden diese beyden Brüder im süßestem Kusse des Friedens wieder voneinander. Wer hätte das von einem wilden Jäger erwartet? —

Geschwistrigte! es ist eben nichts seltenes, daß sich zwischen euch, wie hier zwischen Jakob

und Esau, Haß, Feindschaft, tödtliche Feindschaft anspinne, nicht zwar um der Erstgeburt, nicht um des ersten Segens willen; sondern aus viel unerheblicheren Ursachen, die ich eben nicht untersuchen will. Nur ist die redliche, aufrichtige Versöhnung, wie hier bey diesem Vorfalle etwas seltenes; und wer ist Schuld daran? — ihr, die ihr es am wenigsten zu seyn vermeynet.

Ihr habet einen wilden Esau zum Bruder; er weis nicht, durch ein nachgiebiges, gefälliges Betragen, sich weder um die Zuneigung seiner Aeltern, noch um die eurige zu bewerben. Er ist rauh und mürrisch in seinem Umgange, ungestümm in seinen Handlungen, hitzig und unerbittlich in seinen Foderungen, eben so gleichgiltig, eben so kaltsinnig, gegen die geringeren Bedürfnissen und Schwachheiten, die er an euch wahrnimmt, als gegen die kleinen Gefälligkeiten, die ihr ihm hie und da erzeiget. — Allein, könnte dann nicht noch immer auch unter dieser rauhen Schale ein gutes redliches Herz verborgen liegen? Ganz gewiß! wenn man es nur auf der rechten Seite anzugreifen, und vorzulocken wüßte. Nur ist es die Art

nicht,

wie man insgemein dergleichen Kinder zu behandeln pflegt. Da er die Kunst, das Vater- oder Mutterherz zu gewinnen, nicht so gut verstehet, als ihr, so muß er sich bey manchem Vortheile, der euch zugespielet wird, übergangen sehen; wird nicht so zärtlich geliebet, wird durchgehends härter gehalten. Ihr selbst wisset euch dieser väterlichen, oder mütterlichen Kaltsinnigkeit gegen ihn zu seinem Nachtheile zu bedienen, und es durch List und feinen Betrug so einzurichten, daß er bey jedem Vorfalle den Kürzern ziehen muß. Vielleicht äußert ihr öffentlich eine gewisse Verachtung, Widerwillen gegen ihn; vielleicht stellet ihr ihm an euch selbst einen eben so harten, unbiegsamen Menschen vor, als ihr an ihm zu haben glaubet; vielleicht werfet ihr ihm sein unholdes wildes Wesen ins Gesichte vor, und, da ihr feiner seyn wollet, als er, mit beißenden, aufhetzenden Ausdrücken vor. — Das ist für ihn zu auffallend, als daß er es nicht empfinden sollte. Da er ohnehin hitzig, und nicht viel zu ertragen gewohnt ist, so wird er aufgebracht, suchet sich mit Gewalt Recht gegen euch zu verschaffen, oder drohet, wenn er es nicht kann, die fürchterlichste Rache, kochet Haß in seinem Herzen, übet seine Feind-

schaft

schaft wirklich gegen euch aus. Ich will dieses sein Betragen eben nicht billigen: aber so viel weis ich aus den Grundsätzen unserer geheiligten Religion, daß ihr als Brüder, oder Schwestern verbunden seyd, nichts unversucht zu lassen, um ihn zu besänftigen, und euch wieder mit ihm auszusöhnen. Was thut ihr aber, um euch dieser Pflicht zu entbinden? ihr fliehet, wie Jakob, eine Zeitlang vor seinem Angesichte: aber dadurch wird er nicht versöhnet. Er begegnet euch von Ohngefehr: ihr überwindet euch, redet ihn an, grüßet ihn. Aber er wendet das Angesicht weg, danket euch nicht: „O! denket ihr, nun habe ich das meinige gethan;" ja, ihr glaubet beynahe, dadurch ein neues Recht erworben zu haben, über ihn zu schmähen, ihn allenthalben als einen wilden, unbiegsamen, unversöhnlichen Menschen, mit dem gar nicht umzugehen, auszuschreyen: „Nun geht er mir gut; ich kann seine Freundschaft entbehren; von mir soll er gewiß kein gutes Wort mehr bekommen." Wie! und doch ist er euch noch nicht auf Leib und Leben gegangen; er ist euch noch nicht mit einer rüstigen Mannschaft, um euch und die Eurigen zu verderben, entgegen gezogen, — und wenn er

auch

auch dieses wirklich gethan hätte, wäre es zuviel, wenn ihr, wie Jakob, (der doch den Befehl: „Laß dein Opfer auf dem Altare, und gehe erst hin, dich mit deinem Bruder zu versöhnen;" und: „Seyd gutthätig gegen eure Beleidiger," noch nicht gehöret hatte), ihm Friedensbo+en entgegen sendetet, ihn durch angenehme Geschenke zu besänftigen suchtet, ihm eure unschuldigen Kinder, die ihn noch nicht beleidiget haben, als Fürbitter vorstelltet, euch endlich selbst vor ihm niederwürfet, ihn um Verzeihung anflehtet, ihm von eurem Vermögen eine hinlängliche Genugthuung darböthet, und ihm euer brüderliches wohlmeynendes Herz so ganz schleyerlos vor Augen hieltet? — Sollte es möglich seyn, daß eine so bange, so demüthige Stellung ihn nicht ebenfalls erweichete? sollte er nicht hinzutreten, euch selbst aufrichten, euch in die Arme fallen, und wie Esau den Jakob, im süssen Kusse des Friedens entlassen? — Habet ihr euch alles dieses gefallen lassen, ihn zu besänftigen, und er bleibt dannoch immer unerbittlich, wendet sein Antlitz noch immer von euch ab, fährt fort, euch zu hassen, euch zu verfolgen; dann — saget gleichwohl: „Er ist ein wilder, unbiegsamer

samer Mensch," aber — nur allein bey euch — nicht ihm ins Gesicht, nicht vor andern; sonst möchte er zu eurem eigenen Schaden nur noch wilder werden.

XI.

Der Vaterschmerz, und die Vaterfreude.

I. Buch Moys. 37. — 46.

So wie Jakob die Rachel mehr, als die Lia liebte, so liebte er auch die Kinder aus der erstern mehr, als aus der letzten. Joseph und Benjamin sind ihm auf das Herz gebunden. Aber theuer, — theuer genug kam ihm diese Vorliebe zu stehen. Jakob begieng die Unvorsichtigkeit so vieler Väter, daß er den Joseph besser, als seine übrigen Söhne kleidete, ihn zum Aufseher, und also auch zum Ankläger seiner Brüder bestellte, und dieses erregte ihren Haß. Eben da Joseph einmal kam, um ihnen nachzusehen, verkaufen sie ihn nach vielen mörderischen Berathschlagungen an Ismaelitische Kaufleute, die eben da vorüberreiseten,

ten, und um ihren Vater etwas vorzumachen, besprengeten sie seinen Rock mit Bockesblute, und schickten ihm denselben zu, mit der Bedeutung: ein wildes Thier habe den Joseph gefressen. — Das war doch Dolch, tiefdringender Dolch in Jakobs Seele. Voll der Entrüstung ruft er beym ersten Anblicke desselben: „Ach! das ist meines Sohnes Rock — ein wildes Thier hat ihn zerrissen, hat meinen Joseph gefressen!“ — Nun ist alle Freude für ihn auf immer dahin: schlitzet vor Schmerz seine Kleider, hüllet sich in ein härrenes Kleid, und kann sich nicht satt genug weinen. Alle seine Kinder beeifern sich, seinen Schmerz zu lindern; aber er läßt sich nicht trösten; er will so forttrauren, bis er selbst zu seinem Sohne hinab in das Grab fährt, und seine Thränen fließen ohne Unterlaß, ohne Aufenthalt fort, immer fort. — Nur noch etwas von Balsam auf seine tiefe Wunde ist sein Benjamin. — Und warum sollte ihm dieser nicht lieb, nicht werth seyn? in seinen späten, letzten Tagen hatte ihm die Rachel diesen gebohren, seine Geburt kostete der Mutter, die er so zärtlich liebte, das Leben, und Joseph, sein Joseph, ist nicht mehr. — Behutsam gemacht durch

Jo-

Josephs Unglücksfall, hält er nun äußerst über seinen Benjamin, trauet nicht, ihn wohin zu schicken, und behält ihn fleißig zu Hause bey sich, wenn seine übrigen Söhne irgendwohin reisen. Aber diese Behutsamkeit stellete ihm seinen Liebling nicht sicher. Seine Söhne kommen aus Egypten zurück, und sagen ihm: sie dörften nicht mehr unter das Angesicht des dortigen Unterköniges kommen, wenn sie ihren jüngsten Bruder nicht mitbrächten. Eine neue tödtliche Wunde für den Jakob! und die alte hat noch nicht ausgeblutet. — Nun fängt er neuerdings an zu klagen: „So wollet ihr mich dann aller meiner Kinder berauben? Joseph ist nicht mehr vorhanden, — Simeon ist im Verhaft, — den Benjamin wollet ihr mir auch nehmen? fällt mir denn alles Unglück auf den Hals? mußtet ihrs ihm dann sagen, daß ihr noch einen Bruder zu Hause hättet? das thatet ihr alles zu meinem Elende. — Nein! meinen Sohn laß ich nicht mit euch ziehen; sein Bruder ist todt, er ist mir noch allein übrig; begegnete ihm etwas Widriges in dem Lande, wo ihr hinreiset, so würdet ihr meine grauen Haare vor Kummer hinab in das Grab bringen." Allein, — was will er machen?

chen? alle vorräthigen Lebensmittel sind beynahe aufgezehret, der Hunger drücket das ganze Land, und seine sämmtliche Familie, seine Söhne wollen nicht mehr in Egypten reisen, wenn der Knabe nicht mitkömmt. — Ruben und Judas stellen sich als Bürgen dar, ihn wieder sicher zurückzubringen, und machen die eindringlichste Vorstellung: „Meine zween Söhne sollst du tödten, wenn ich ihn dir nicht wiederbringe, — du sollst ihn von meiner Hand fodern, und ich will aller Sünde wider dich schuldig seyn, wenn ich ihn dir nicht wieder zurück liefere. Mache nur, daß wir reisen, wenn du nicht willst, daß wir mit unseren kleinen Kindern alle des Hungers sterben. Nun wären wir schon zweymal wieder zurückgekommen, wenn du dich eher entschlossen hättest.“ Läßt ihn endlich mit ihnen ziehen, aber nicht ohne tiefgeholte Wehklage: „So werde ich dann seyn, wie einer, der seiner Kinder beraubet ist!“ nicht ohne den flehenden Wunsch: „Der allmächtige Gott mache euch den Unterkönig gnädig, damit er euren Bruder, den er schon gefangen hält, und diesen Benjamin wieder zurück schicke,“ giebt ihnen zu diesem Ende allerley Geschenke von den besten Früchten des Lan-

des, für den Mann mit, und sie reisen. Ihr! ihr Väter, ihr Mütter! ihr möget es jetzt am besten fühlen, wie nun dem Jakob ist, und was alles in seiner bangen, kümmernden Seele vorgehet. Wie oft wird er seinen, an ihm stets anhängenden Jüngling irregehen? wie oft wird er im Geiste neben dem Zuge seiner Söhne auf der Straße hergehen, und Acht, Acht auf ihn haben, daß ihm nicht etwa einer seiner Brüder was Leids zufüge? wie oft wird eine leise, bedächtliche Thräne seinem Auge entrinnen, wenn er so einsam da sitzt, und sich nach Egypten denket? wie oft wird er sich den Weg, die Stunden messen, in denen sie dort, und wiederum hier seyn können? Nun auf einmal in dieser Stunde, halbe Erstickung von einem gählingen Schwall übler Besorgungen, und nun wieder in einer anderen ein langsames, tröstendes Athemholen von einer besseren Hoffnung, indem er dem Gotte seiner Väter sein Anliegen klaget, und ihn beschwöret! — Sollte der gute Altvater sichs nicht verdienet haben, daß ihm der Himmel für seinen Kinderpraßt nun auch Erquickung von Kinderfreude beschere? ja! diese wird ihm in reichlicher Maße zu Theile. — Seine Söhne sind wieder glücklich da, mit ihnen

nen auch Benjamin, und sogar der verhaftete Simeon. — O! in diesem glücklichen Augenblicke ist alle seine bisherige Kümmerniß vor Freude vergessen, sogar sein Joseph vergessen. Aber in eben diesem versichern sie ihn: Joseph dein Sohn lebet, und herrschet über ganz Egypten. — Joseph? — euer Bruder? — mein Sohn? — Joseph lebet, — herrschet über ganz Egypten? — Das glaubt er nicht, kanns nicht glauben; das war ihm froher Traum, aus dem er eben erwachet ist; glaubts nicht. Aber alle seine Kinder sagen ihm einhellig: Da — sieh nur, was er uns alles mitgegeben hat! da sind unsere Kleider; diese, und dieses Geld ist für den Benjamin; diese, nebst diesem Golde schicket er dir, seinem Vater, — sieh nur draußen alle die beladenen Wägen, und Esel, und Eselinnen! das alles sollen wir dir von ihm mitbringen; er läßt dir entbiethen: du sollest ja nicht verweilen; Gott habe ihn zum Herrn über ganz Egyptenland gemacht; sollst zu ihm bald hinabkommen, du, wir, unsere Kinder, mit unseren Heerden, und allem, was wir haben, sollen insgesammt im Lande Gessen nahe bey ihm wohnen, und er wolle, (da noch fünf Hungersjahre folgen würden), unser ganzes

Staatl. Bibliothek Bamberg

Haus ernähren.“ — Nun ward sein Geist etwas mehr lebendig. Aber was soll ihm Geld, was Kleider, was reichbeladene Wägen, was Herrschaft über ganz Egypten seyn? alles seiner Vaterfreude eben so werth nicht! — „Es ist mir genug, daß mein Joseph, mein Sohn noch lebet; ich will hinziehen, ihn sehen, ehe ich sterbe.“ — Das ist das große Glück, so er für sich bey dieser höchst wichtigen Nachricht herausnimmt. Nicht, daß er nun auf einmal der bevorstehenden Theuerung des Landes mit seiner ganzen Familie entgehet; nicht, daß sein Sohn ein angesehener, mächtiger Mann ist; nicht, daß ein großer Theil dieses Ansehens auf ihn als Vater, und die Seinigen zurückfällt; nein: daß er noch lebet. Hätte man ihm hinterbracht: Joseph dein Sohn lebet als Sklave unter Pharao; du kannst ihn aber auslösen, ihn erhalten, wenn du willst; so wäre ihm all sein Hab, so wären ihm alle seine Heerden darum feil gewesen; so wäre die Größe seiner Vaterfreude, wenn er ihn erhalten hätte, eben die nämliche gewesen, die er nun hat. Zwar keine laute, lärmende Freude, die sich in dem Aeußerlichen zeiget, die sich vieler Worte bedienet; aber eben darum der wah-

wahre, natürliche Abdruck des frohen Herzens eines Vaters, der niedergebeugt von schwerer Last kummervoller Tagen: der kraftlos von langem Drucke kindlicher Unglücksfälle, schon tief in das Grab hineinschlummert, und nun auf einmal gewecket durch eine fröhlichere Nachricht von seinem Kinde, sich allmählich aufrichtet, und tröstlich zu verschnaufen anfängt. Nein: nicht mehrere Worte, als: „Es ist mir genug, daß Joseph, mein Sohn, noch lebet; ich will hingehen, ihn sehen, ehe ich sterbe;" aber eben darum die kraftvolle Sprache der innigen Liebe, die, wenn sie zusehr gespannet ist, ihre Empfindungen nur stammelnd, nur schmachtend im kurzen ausdrücket. Auch da nicht mehrere, da er seinen Joseph das erstemal wieder umhalsete: „Ich habe nun dein Angesicht gesehen; ich weis nun, daß du lebest; nun will ich mit Freuden sterben." — Nein: nicht bloßer Ausdruck seiner allzuviel empfindenden Seele! wirklich sterbend behält er noch immer dieses Thema seiner Vaterfreude. Da er mit sterbenden Lippen seine beyden Enkel geküsset, und an seine Brust gedrücket hat, sagt er so stark, als trostvoll zu seinem Joseph: „Sieh! ich habe dein Angesicht gesehen, da ichs nicht

vermuthete; nun läßt mich auch Gott noch deine Kinder sehen: — wie glücklich sterbe ich!“

Sehet, Kinder! so können sich Aeltern um Kinder kümmern, so können sich Aeltern über Kinder freuen; brauchet ihr mehr, um einzusehen, was Aelternliebe ist? — Ist es möglich, daß ein Sohn, dem es zu Hause nicht ganz nach seinem Willen gehet, des sanften Joches seiner Aeltern überdrüßig, mit einer wilden Freyheit demselben entlaufen, in einem fernen Lande unter einer Gesellschaft lüderlichen Gesindels fröhlich herumschwelgen, vielleicht noch gar zügellos in den Armen einer verruchten Metze liegen kann, wenn er bedenket, daß etwa zu Hause seine gute Mutter seufzend für ihn zu Gott bittet, ganze Nächte rastlos dahin wachet; daß sein betagter Vater unter tausend mitternächtlichen Bangigkeiten um seinetwillen einschläft, sich auf seinem harten Lager von einer Seite zur andern unruhig herumwirft, in schwerem Kummer erwachet, sichs freylich nicht gestehet, daß er ihn herzen möchte, wenn er zurück käme, obgleich den ungerathenen, den treulosen Sohn; aber doch eine Freudenthräne

ne in geheim würde fallen lassen, wenn er ihn wiederum bey sich sähe? — Ists möglich, daß eine Tochter, die bis hieher der einzige Trost, die einzige Stütze ihrer kränkelnden Aeltern war, aus einem weiblichen Leichtsinne sich an den Hals eines verächtlichen Buhlers hängen, eine Mutter, die nicht mehr fortkommen kann, einen Vater, der nur noch an einem Stabe daher wanket, verlassen kann, wenn sie bedenket, daß ihr ihre schandbare Liebe um nichts geringeres, als um das Leben ihrer Aeltern zu stehen kömmt, das nun die Schwermuth bald vollends zernagen wird? ist es möglich, daß Kinder, denen die väterliche Erbschaft zu lange aussen bleibt, den Tod ihrer Aeltern sehnlich herbeywünschen können, wenn sie bedenken, wie theuen jeder Tag, jede Stunde ihres Lebens ihren Aeltern war; wie jeder Augenblick, in dem sie sie nicht um sich sahen, sie schon besorglich machte; wie jeder entfernte Aufenthalt, wenn sie sie auch gleichwohl in dem Schooße ihrer besten Freunde aufgehoben wußten, sie nicht ohne Beängstigung ließ; wie jede unbedeutende Kränkeley sie schon in Furcht und Kümmerniß setzte? Wenn es solche Söhne, solche Töchter giebt, so müssen es Mißgebur-

burten der ausartenden Menschheit, nicht wahre Kinder seyn.

XII.

Arglist des geilen Weibes.

I. Buch Moys. 39.

Des Putiphars Frau hatte nun einmal ihre Augen auf den jungen schönen Joseph geworfen, und ist nicht mehr fähig, ihm ihre geile Brunst zu bergen. Bey jeder Gelegenheit entdecket sie ihre schändlichen Wünsche; täglich lieget sie ihm an: „Schlaf bey mir!“ — Aber immer thut ihr der Jüngling männlichen Widerstand: „Sollte ich mich auf eine solche Art „wider meinen Gott versündigen? sollte ich eine „so böse That an deinem Manne, meinem „Herrn verüben? hat er mir nicht alles, was „immer in seinem Hause ist, in meine Gewalt „gegeben, dich allein, seine Frau, ausgenommen? wie sollte ich so treulos gegen sein auf „mich gesetztes Vertrauen handeln können?“ — Aber diese Vorstellungen stilleten ihre Begierden nicht. Sie ersiehet bald darauf, da

eben

eben Joseph in Hausgeschäfften um sie ganz allein ist, ihren Vortheil, brauchet Gewalt, ergreifet das Aeußerste seines Mantels, und will ihn an sich ziehen. — Allein, der Jüngling hinterläßt den Mantel in ihren Händen, und flieht davon. — Was soll sie in der Eile machen? — verachtet sieht sie ihre Liebe; den Mantel hat er ihr hinterlassen; was werden meine Leute im Hause denken, wenn etwa eines aus ihnen gählings hereintreten sollte? würde es sich nicht fragen: was hat des Jünglings Mantel in ihrem Zimmer zu thun? — Möchte es nicht seyn, daß er durch seine eilige, ungewöhnliche Flucht Lärm, wenigstens Aufsehen gemacht hätte? — möchte es nicht seyn, daß er in der ersten Hitze von dem, was vorgegangen ist, vielleicht schon gar bey meinem Manne Laut geschlagen hätte, oder noch schlüge? — Wäre es nicht rathsamer, nicht sicherer, ich käme seiner etwaigen Beschuldigungen bevor? — wäre das nicht eben zugleich die bequemste Gelegenheit, meine Verachtung zu rächen?" — Das alles schnell überdenkend schreyt, ruft sie, und da alles im Hause eilends herbey laufet, schilt, schimpft sie mit erboster Verstellung auf den Jüngling: „Denket doch nur das vermessene, schandbare Unter-

Unterfangen von diesem nichtswerthen, unverschämten Menschen, diesem Hebräer! da er mich allein wußte, so kam er herein, und wollte mir Gewalt anthun; aber da ich schrie, entfloh er. Wollet ihr ein Merkmal von seiner bösen That haben? sehet! hier ist es — sein Mantel, den ich ihm zum Wahrzeichen eben noch in seiner Flucht entriß.“ — Da ihr Mann nach Hause kömmt, wiederholet sie in der nämlichen Verstellung ihre scheltende Klage aufs neue: „Mußtest du dann den hebräischen Knecht nur darum ins Haus bringen, daß er mich schänden soll?“ — Und der leichtgläubige Mann trauet dem leichtfertigen Vorgeben seiner arglistigen Frau, und läßt den treuen, keuschen, unschuldigen Joseph ins Gefängniß werfen.

So kann sich die entflammte Wollust eines ehebrecherischen Weibes in die arglistigste Grausamkeit verwandeln, wenn sie beleidiget, und ihre Absicht vereitelt wird. Welche Warnung für dich, leichtgläubiger, und vielleicht allzuzärtlicher Ehegatte! dessen Seele so ganz in den Händen einer schmeichelnden Gattinn schwebet, und sich durch ihre listigen Vorstellungen

lenken

lenken lässet, wohin diese nur immer will. Siehest du hier, in welche Abwege sie dich führen kann! siehest du hier, wie sie dich bis zum Sklaven ihrer ausschweifendsten, dich selbst beschimpfenden Leidenschaft, ja, bis zum Werkzeuge ihrer boshaftesten Wuth herabwürdigen kann, wenn du das Richteramt, so dir Gott über sie gegeben hat, nicht zu behaupten weißt! Sie ist deine Gattinn, sie ist dir an die Seite gesetzet; aber doch — nicht über dich. Du bist ihr Haupt, und sie hat den Befehl von Gott erhalten, dir unterthänig zu seyn. Ich verlange eben nicht, daß du sie aus diesem Grunde als eine Sklavinn ansehen sollest; sie ist, und bleibet deine Gattinn. Es giebt aber doch Fälle, wo sie sichs muß gefallen lassen, als Unterthan behandelt zu werden; besonders, wenn sie sich als Klägerinn gegen deine Hausgenossen darstellet; und zwar in einem so anzüglichen Handel, wie dieser — gegen einen sonst getreuen, aufrichtigen Diener, von dem niemand etwas zu sagen weis — als Klägerinn darstellet. Hier steh auf deiner Hut, setze die Neigung der Zärtlichkeit gegen sie ein wenig auf die Seite, sey Mann, halt die Wage gerade, beobachte alle Regeln, die sonst ein gewis-

wissenhafter Richter zu beobachten pfleget, damit du nicht etwa auch, wie Putiphar, durch dein unbescheidenes, übereiltes Urtheil, das Laster, so dich beschimpfet hat, vertheidigen; die Unschuld hingegen, so dich in Ehren gehalten, unterdrücken mögest.

Noch weit mehr aber, welche Warnung für dich, unbehutsamer Jüngling! der du eben kein Joseph bist, und doch in die Hände einer solchen Ehebrecherinn gerätheſt. Ein Glück wäre es für dich, wenn dich zu dieser Zeit Räuber und Mörder überfielen; das Opfer, das du zu machen hätteſt, wäre lange nicht so bedenklich. Unschuld — oder wenn du diese retten willst — Ehre und Blut fodert dieses Götzenbild. Ihre Gänge sind eben nicht so rauschend, daß sie dich sogleich schüchtern machen sollten; aber je feiner sie ihre Nachstellungen zu bergen weis, desto gefährlicher sind sie für dich. Anfänglich versuchet sie es, durch ihre ausgestellten Reize dich zu locken, ein immer auf dich lächelndes Antlitz, gewisse schmiegende, gegen dich gefällige Gebärden müssen dir ihre Neigung verrathen; sie will nicht sogleich selbst angreifen, sondern den Angriff zuerst an dich bringen, damit

sie

ſie durch verſtelltes Widerſtehen deine Leidenſchaft nur deſtomehr anfeuern, und wie halb unwillig zu unterliegen ſcheinen könne. Gelinget ihr dieſer Plan nicht, biſt du noch zu unſchuldig, dieſe Sprache zu verſtehen; ſo kann ſie doch einmal ſo grauſam gegen ſich ſelbſt nicht ſeyn, daß ſie ruhen ſollte. Nun waget ſie ſchon mehr. Sie verſuchet durch ſchmeichelhafte Worte, durch Veranſtaltung guter Gelegenheiten, durch gewiſſe unanſtändige Freyheiten zu ihrem Zwecke zu gelangen. Bey einer von nichts als wollüſtigen Bildern durchſchwärmten Einbildungskraft, wird ſie auch von dir nichts beſſers glauben, und alle Scham gegen dich ablegen. — Wie aber? wenn du wirklich ein Joſeph ſeyn ſollteſt? wie? wenn dir deine ſtrenge Tugend das Auge gegen alle Reizungen verſchlöße, dein Ohr gegen ihre bezaubernde Stimme betäubte, dein Herz mit Kraft und Muth zum Widerſtand bewaffnete? — Was wird ſie alsdann thun? — Iſts möglich, daß noch mehr Schamloſigkeit in einer Seele ſeyn kann? — Gewalt iſt noch übrig: und ſey verſichert, auch dieſe, wenn du ihren Händen nicht entwiſcheſt, wird ſie nicht unverſucht laſſen, in der Hoffnung, du werdeſt bald im Ge-

nuße trunkener Freuden deiner Tugend vergessen, und dich dadurch selbst des Rechtes, ihr Vorwürfe zu machen berauben. Wirst du ihr auch hier zu stark, und spielest deine Heldenrolle, wie Joseph, durch, so wünsche ich dir zwar Glück; aber sehe dich vor auf ihre Rache. Verfehlte Absichten, die sie mit solcher Glut der Begierde gegen dich gefasset — Verachtung, die sie von dir gelitten — Furcht vor allgemeiner öffentlicher Schande, wenn du reden solltest — bringen ihre Seele in Wuth; und was hast du nicht von der Wuth eines solchen Weibes zu befürchten? — Willst du alles dieses vermeiden, so fliehe, so bald du ihre verführerischen Anschläge wahrnimmst, flieh beyzeiten, noch ehe sie nach deinem Mantel haschet; fliehe schnell! das ist der beste Rath, den ich dir in diesem Falle geben kann.

Aber, giebt es dann auch in unseren christlichen Zeiten noch Putiphars Frauen? Ists möglich, daß eine weibliche Seele, die Seele einer Christinn so tief in den Abgrund der Bosheit hinabsinken kann? — Kein Zeitalter hat Mangel an solchen Verführerinnen unverdorbener Jünglinge gehabt, warum sollte

ihn

ihn das unsrige haben? Ein Glück wäre es für uns, wenn wir keine Zeugen darüber anführen könnten.

XIII.

Das Uebergewicht des guten Herzens.

I. Buch Moys. 42. 43. 44. 45.

Der ehemalige geheimnißvolle Traum des Josephs kläret sich nun auf: da liegen sie zu seinen Füßen, seine bösen, meineidigen Brüder, bitten ihn um Getraide, und er ist ein Fürst in Egypten. Aber nicht so, wie Esau den Jakob, hebt er sie von der Erde auf, und empfängt sie liebreich; nein — büßen sollen sie ihre ehemals an ihm verübte That, nicht zwar in vollem Maße einer schwüllen Rache, aber bang, ängstlich will er ihnen doch machen. Er stellet sich, als sähe er sie für Ausspäher des Landes an, lässet sie drey Tage gefangen setzen, befiehlt ihnen nach Hause zu kehren, um ihren jüngsten Bruder herbeyzuführen, und Simeon, der eine aus ihnen, den er vor ihren Augen

bin-

binden läßt, soll einstweilen für ihre Rückkunft im Gefängnisse haften. Dieses Verfahren erregte ihr Gewissen, daß sie sich ihre ehemalige Versündigung an ihrem Bruder untereinander vorwarfen; Joseph höret es, und schon empöret sich sein Brudergefühl wider ihn, sein Herz ist erwärmet, er tritt auf die Seite, und weinet.

Sie sind von ihrer zwoten Reise aus Chanaan wieder da, und bringen den Benjamin mit. Gerne hätte ihn Joseph gleich beym ersten Anblicke umarmet, den einzigen unschuldigen Bruder aus der Rachel, seiner Mutter; aber er darf nicht, wenn er seinen Entwurf, seinen übrigen Brüdern zuerst in etwas wehe zu thun, nicht auf einmal zerstören will; und das hat er sich nun neuerdings vorgesetzt, festiglich vorgesetzt, hat sichs recht ernstlich versprochen, fürohin nicht mehr, gewiß nicht mehr sobald zu weinen. Er redet sie an: „Lebet euer Vater „noch, von dem ihr mir sagetet? ist er noch „gesund? — Ist das euer jüngster Bruder? „— Gott segne dich, mein Sohn!" und — und — kann schon wieder nicht länger aushalten; Thränen brechen ihm mit Gewalt aus den

den Augen; er eilet in sein Gemach, um da im Stillen auszuweinen.

Endlich kömmt er seinem Endzwecke näher. Er läßt in Benjamins Sack in Geheim seinen Mundbecher stecken, und da er bey ihm gefunden ward, so erkläret er ihn auf immer für seinen Sklaven. Ein schreckbares Ereigniß für sie alle um ihres Vaters willen, der sich über den Verlust seines Lieblings zu tode grämen wird! Judas tritt hervor, und thut dem Joseph deshalben eine bittliche Vorstellung: „Mein Herr! du wolltest, daß wir diesen un„sern jüngsten Bruder hieher zu dir bringen „sollten; nun haben wir aber einen alten Va„ter, dessen Seele an diesem Knaben hängt. „Er würde vor Kümmerniß sterben, wenn er „nicht mit uns zurückkommen sollte. Er woll„te ihn durchaus nicht mit uns lassen; da wir „ihm aber vorstellten, wir dörften ohne ihn „nicht vor deinen Augen erscheinen, und doch „der Hunger uns sämmtlich drückte; so ließ „er ihn endlich mit uns ziehen, sagte uns aber „vorher: wir würden seine grauen Haare ins „Grab bringen, wenn Benjamin nicht wieder „sicher mit uns zurück käme. Ich nahm dies-

„ses besonders auf mich, und erbot mich, für „den Knaben zu haften. Derowegen behalt „mich als Knecht an seiner Statt in deinem „Dienste zurück, und laß ihn mit seinen übri„gen Brüdern nach Hause kehren. Ich darf „ohnehin nicht wieder vor meinen Vater kom„men, wenn ich ihn nicht mitbringe, und ich „wollte auch nicht Zeuge von dem Trübsale „seyn, welches ihm das Ausbleiben dieses „Knaben verursachen sollte.“ Wie sollte eine so weiche Seele, wie Joseph seine ist, diese bewegliche Vorstellung, ohne Thränen zu vergiessen, habe anhören können? Er fühlt sich, daß ihn alle seine innere Kraft, sich länger als Bruder zu bergen, verlassen hat; er will, er kann nicht mehr im Stillen weinen, heißt alle Egyptier abtreten, und weinet nun — weinet da vor seinen Brüdern laut, so laut, daß es das ganze Haus des Pharao, und alle Egyptier draußen hörten. Nicht länger, nicht länger läßt sich das Geständniß in seinem hoch von Empfindung angeschwollenen Busen verschließen: „Ich „bin Joseph, euer Bruder.“ Alle erblassen, beben, verstummen. Nochmals ruft er ihnen liebreich zu: „So tretet doch her zu mir! ich bin „ja Joseph, euer Bruder, den ihr in Egypten

„ver-

„verkauft habet. Aber zaget nicht, befürchtet „nichts! das war nicht etwa eine Uebelthat „von euch; es war Gottes weise, vorsichtige „That. Er hatte beschlossen, lange Jahre ei„ne Theurung in euer Land zu schicken; darum „sandt er mich in Egypten voraus, um für eu„rer aller Leben zu sorgen.“ Eine neue Fluth von Thränen tritt ihm hie in die Augen; **Benjamin** weinet an seinem, und er an Benjamins Halse, und so gehet er von einer Umarmung in die andere, und küßet unter heiß herabstürzenden Zähren einen jeglichen seiner Brüder.

Aber vielleicht ist das nur wieder ein kurzer Zwischenanfall seiner weichen Seele, welchen das nun so stark erregte Andenken an ihren alten Vater veranlasset hat? Nein: Jakob ist schon todt; das böse Gewissen drückt neuerlich seine Brüder; sie werfen sich ihm nochmals zu Füßen, und bitten ihn um Verzeihung, weil sie nun erst den völligen Ausbruch seiner Rache befürchten; aber ihr Bruder weis von keiner Rache, von keiner Uebelthat mehr. Seine Augen, die nun schon wieder ganz unter Thränen stehen, werden ihnen Bürge dafür. Es geschieht ihm wehe, daß sie noch ein Mistrauen

in ihn setzen, sich noch von ihm was Uebels besorgen mögen; milde, aufrichtige Tröstungen fließen aus seinem Munde: „Ach! fürchtet „euch nicht, meine Brüder! ich werde für euch, „für eure Kinder noch eben so sorgen, als wenn „unser Vater noch lebte; fürchtet euch nicht! „Es war einmal der Wille Gottes, daß ich „nach Egypten kommen sollte. Ihr sehet dies„ses gegenwärtig daraus, daß vieles Volk „durch mich beym Leben erhalten worden ist; „und können wir dann, — dörfen wir dann „dem Willen Gottes widerstreben? und dach„tet ihr auch gleichwohl was Böses über mich, „so wendete es doch Gott zum Guten, warum „soll ich zörnen?“ So denket, so spricht das gute, fromme Herz.

Wir wollen einmal das unsrige dagegen halten; und was für ein wunderbarer Abstand wird nicht herausfallen? Joseph hat sich vorgenommen — fest, bedächtlich vorgenommen, seinen Brüdern wehe zu thun; und ihm, — geschieht dabey weher, als ihnen. Sie sollen nun büßen, er will ihnen hart begegnen; und er leidet mehr dabey als sie: ja, wenn es ihm selbst nicht so viel

viel Zwang kostete; ja, wenn er Hasseskräfte genug hätte, ihnen hart zu begegnen! er will sich verstellen, er wills verbergen, daß sie ihm seine lieben, guten Brüder sind, wills vor sich selbst verbergen; aber es gelingt ihm nicht. Ja, wenn ihn seine Thränen, sein öfteres auf die Seite treten nicht jeden Augenblick verriethen: ja, wenn ihm nicht immer seine kleinen Rachversuche sogleich auf der Stelle wiederum Gnade ablockten! indem er ihre Säcke mit Gelde und Getraide heimlich füllen lässet, sie an seine Tafel zieht, ihnen selbst die Speisen vorlegt, und da einen Vater gegen sie macht, wo er sich eben stellen will, als wäre er ihr Bruder nicht. Er will sich immer frischer machen, als er ist; er setzt immer neuerdings in sich, um sich das Ansehen eines mächtigen Gebiethers zu geben: ja, wenn ihm nicht jede finstere Mine, jeder ernsthafte Gesichtszug, jeder trotziger Ton seines Mundes untreu würde! ja, wenn er sie nicht selbst spräche, nicht selbst sähe, nicht selbst reden hörte, wenn er sich zwingen will, Rächer zu seyn! Nein: wenn er ihr zärtlicher Bruder nicht scheinen will, so muß er sich ihrer Ansprache, ihres Umganges gänzlich entschlagen. Und wir, wir — o! wir haben unsern

Beleidiger, unserm boshaften Bruder längst vergeben, aus ganzem Herzen vergeben, auf immer alles vergeben, ihm alles vergessen, denken gar an nichts mehr, was er uns auch immer Leids that, wünschen ihm vielmehr alles Gutes dagegen, und sind heldenmüthige Besieger unserer selbst. Zu was soll denn aber die Dolchspitze seyn, die da unter unsrem Kleide hervor sieht? — Dolchspitze? — da unter unsrem Kleide? — wo wäre Dolch, wo wäre er? — nicht? — Ja! wie kömmt es dann, daß uns das Blut so ganz unvermerkt augenblicklich in das Gesicht steigt, da unser ehemaliger Beleidiger von ohngefehr, auch gleichwohl noch so gebückt, zu uns hereintritt? wie kömmt es dann, daß uns immer so ist, als hätten wir was an unsrem Kine, an unsren Wangen zu machen, zu bergen, auch da wir liebreich mit ihm umgehen? wie kömmt es dann, daß immer so was Träges, so was Steifes in unsrem Arme ist, wenn wir ihm die Hand der Verzeihung reichen, um die er uns, seiner alten Schuld bewußt, öfters noch lange nach der Versöhnung bittlich ersucht? woher dann das dumpfe, empfindliche Pochen, tief in unsrem Busen; das so vernehmliche unterirdische Getöse

töse in uns selbst, wenn wir uns in einer Gesellschaft befinden, wo sein Name gepriesen wird, oder wenn wir hören, daß ihm viel Gutes begegnet, daß ihm alles glücklich von statten gehet? Warum wird uns dann so wehe, warum geschieht uns soviel Zwang, sogar bey den aufrichtigsten Liebkosungen, die er uns nachher machet, um uns sein vormaliges Vergehen zu vergüten? Warum sagen wir dann noch so oft ganz unzufrieden zu uns selbst: es soll ihm ja alles verziehen, alles vergessen seyn, aber wenn wir doch nur nicht mehr mit ihm umgehen, was von ihm hören, sehen sollten? — O! warum nehmen wir dann nicht wahr, daß unsre beleidigte Eigenliebe noch immer von einem Winkel wild hervorblicket, eine Faust machet, und drohet zu eben der Zeit, da wir uns gänzlich versichern, vollkommen mit unsrem Beleidiger ausgesöhnet zu seyn?

XIV.

Die Vergebung für die Ehre des Beleidigten ist vortheilhafter, als die Rache.

I. Buch Moys. 42. 43. 44. 45.

Womit wäre wohl uns Menschen, die wir so hart an eine gänzliche Vergebung kommen, zu helfen? Ich dächte, wenn wir uns bereden könnten: Vergebung sey für unsre Ehre weit vortheilhafter, sey für unsere Beleidiger weit empfindlicher, als selbst die Rache; so würde dieses große Beschwerniß unsrer Eigenliebe gehoben seyn. Ich gestehe es; ein hartes Unternehmen, diese Wahrheit jemanden aus uns faßlich zu machen! jedoch lasset uns gleichwohl wenigstens hierüber einen Versuch wagen, und nochmals zu der Geschichte zurückkommen, in welcher ein Bruder seinen Brüdern vergiebt.

Wenn Joseph sich seinen Brüdern sogleich bey ihrer ersten Erscheinung zu erkennen gegeben, sie im vollen Grimme wegen seiner ehema-

ligen

ligen, so boshaften Mißhandlung angefahren, und zu einem finstern, scheußlichen Kerker auf ihre ganze Lebenszeit verurtheilet hätte; so würde diese Strafe höchst peinlich für sie gewesen seyn, und sie in Furcht, Schrecken und Kümmerniß versetzet haben: allein, sie würde keine Liebe, keine Hochschätzung für ihren Bruder, keine reuevolle Verabscheuung ihres schändlichen Meineides bey ihnen hervorgebracht haben. Da Joseph sie drey Tage ins Gefängniß werfen ließ, und ehe sie ihn noch als ihren Bruder erkannten, sahen sie diese Begegnung als eine unmittelbare Strafe Gottes an, und priesen sie sogar als gerecht. „Wir leiden, so sprachen sie unter sich, dieß alles ganz billig; warum versündigten wir uns an unsrem Bruder? wir sahen ihn auch in der Angst; er bat uns flehendlich, aber wir erhörten ihn nicht; nun kömmt diese gerechte Strafe dafür über uns.“ Aber würden sie wohl alsdann in eben dem Tone gesprochen haben? würden sie die Rachsucht eines Bruders eben so gebilliget haben? würde er wegen dieser nicht eben so sträflich in ihren Augen, als sie sich wegen ihrer Treulosigkeit gewesen seyn? würde er, da er nun kein Mitleiden mit ihnen

hat, ein mitleidiges, reumüthiges Nachgefühl, ihn so in der Angst gesehen, und sich doch seiner nicht erbarmet zu haben, von ihnen haben erwarten dörfen? gewiß! nichts weniger. Tausendmal würde es sie wohl ihrer That gereuet haben, tausendmal würden sie sie ungeschehen gewünschet haben, allein nicht sowohl um Josephs ihres harten Bruders, als um des Elendes willen, in dem er sie jetzt unbarmherzig schmachten läßt.

Aber nun, da Joseph ihnen alles Geschehene vergiebt, herzlich vergiebt, nun ist ein Heer sanfter Bewegungen, die in ihrer Seele entstehen. Liebe, Hochschätzung, Reue, Mitleiden bemächtigen sich ihrer; und werden sie zu gleicher Zeit von Furcht, Schrecken, Scham, Mißtrauen, die sich mit den erstern kämpfen, und eine wunderbare Mischung von Qual für sie bereiten, beängstiget. Zweymal muß ers ihnen sagen: „So tretet doch her zu mir! ich bin ja Joseph, euer Bruder.“ Sie sind unbeweglich, sie unterstehen sich nicht, einen Schritt zu thun; warum? weil er Unterkönig, Fürst ist? — nein — weil ihnen ihr treuloses Herz sagt: wir sind seiner Umarmung nicht werth.

Joseph

Joseph zeiget ihnen das liebreichste Angesicht, bespricht sich mit ihnen auf das sanfteste; aber sie sind verstummet, sie getrauen sich nicht ein Auge in seiner Gegenwart aufzuschlagen; warum? ihr böses Gewissen erlaubet ihnen nicht, seinen sanftmüthigen Blicken mit einem hellen offenen Auge zu begegnen. Ihre verrätherische Geschichte stehet, wie es sie dünket, jedermann leserlich auf ihrer Stirne abgedrücket. Die gutmeynende Ausdeutung ihres Bruders: „So seyd ihr es ja nicht einmal, die mich hieher in Egypten gebracht haben; die Vorsicht Gottes wars," wird für sie nur ein feineres Werkzeug einer höchst empfindlichen inneren Qual. Je sanfter diese Sprache ist, je lauter fühlen sie in sich den Widerspruch: ja freylich sind wirs, die ihn nach Egypten treulos verkauften. Ihre gräuliche That vergegenwärtiget sich ihnen eben dadurch nur noch lebhafter, so schwarz haben sie sie noch niemals gesehen. Sie werden in ihrer verwirrten Einbildungskraft auf einmal von dem Pallaste, in dem sie sich befinden, hinweg nach den Mordplatz zu Dothaim gerissen. Die Grube, in die sie ihn warfen, die Ismaelitischen Kaufleute, die zwanzig Silberlinge, der bluttriefende Rock, die ganze unmensch-

menschliche Geschichte wird ihnen nun wieder so anschaulich, als wenn sie sich erst gestern ereignet hätte. Sie hören, sie sehen sich den grausamen Rath über ihn halten, den schrecklichen Entschluß fassen; sie sehen, sie hören ihn, wie er sie, von Kleidern entblößt, um sein junges Leben flehet, wie er sie voll Thränen durch die Liebe ihres Vaters fruchtlos um seine Freyheit bittet; wer? — nein! nun nicht mehr der unnütze, geschwätzige, stolze, verzärtelte Knabe, der einen Aufseher über sie machen wollte, alles ihr Thun dem Vater hinterbrachte, sich auf seine Träume so vieles einbildete, immer besser als sie gehalten seyn mußte. — Nein — der beste, liebste Bruder, der sie nun in seinen Armen hält, an seine Brust drücket, nichts von Uebelthat wissen will, und Thränen der feuerigsten Bruderliebe über sie herabschüttet. Nein! nun ergiebt es sich; seine Träume waren nicht stolze Einbildungen, seine Anklagen gerecht, und niemand unter uns der Vorliebe des Vaters mehr werth, als er. Und wir — wir konnten ihn hassen, tödtlich hassen?" — Diese Vorwürfe machen sie sich nun selbst in Geheim. Und doch, doch kann alles dieses so freundschaftliche, so zärtliche Betragen ihres

Bru-

Bruders ihnen noch keine vollkommene Ruhe verschaffen, ihnen noch nicht alle Furcht vor seiner Rache benehmen. Sie waren nicht gewohnt, ihm die kleinen Fehler seiner Jugend friedlich nachzusehen, und darum können sie nun auch von ihm nicht so ganz glauben, daß er zu ihrer so großen Missethat auf immer solle schweigen können. Sie können unmöglich allen Argwohn ablegen, weil ihnen solch eine sanfte Seele etwas ganz fremdes ist. Könnte denn nicht etwa Hinterlist unter seinem gütigen Betragen verborgen seyn? will er uns vielleicht nur erst sicher machen, nur erst mit unseren Heerden, unseren Habschaften unter seine Botmäßigkeit locken, um uns desto füglicher, desto langwieriger, wenn wir einmal angesessen sind, etwa gar noch in unseren Kindern drücken zu können? können sich seine dermaligen gute Gesinnungen gegen uns nicht ändern? wer weis, ob nicht etwa ein geringes unschuldiges Vergehen von uns, oder unseren Kindern noch Gelegenheit dazu giebt, daß seine Rache mit einmal auf unsere ganze Familie losbricht? wer weis, ob er nicht erst den Tod unsers Vaters abwarten will, den er in uns, seinen Kindern, nicht betrüben mag? und täglich müssen wir in Sorge stehen,

der

der Vater stirbt dahin.“ Von diesen argwöhnischen Gedanken werden sie auch bey alle dem so brüderlichen, sie selbst so einnehmenden Betragen Josephs, wie von wilden Fluthen umher getrieben. Nun sind es schon siebenzehen Jahre, daß sie ohne die mindeste Kränkung die Gnade ihres Bruders in voller Maaß genießen. Kein trübes Auge hat er ihnen noch gezeiget, die schönsten, fruchtbarsten Gegenden in Egypten bewohnen sie eben so lange ungestört. In tiefem, stillen Frieden, in reichem, segenvollen Ueberfluße leben ihre Familien; und doch quälet sie der ängstliche Argwohn: Joseph möchte uns unsere Missethat noch immer nachtragen. Er, der Beleidigte, hat längst auf dieselbe vergessen, und sie, die Beleidiger, können sie sich selbst noch nicht vergessen. Ihr Vater stirbt; nun — ist ihnen der längst befürchtete Zeitpunkt da, wo die Rache ihres Bruders gähling aufwachen wird; sie halten Rath unter sich, sie brauchen listige Ränke, um ihr so viel als möglich, vorzukommen; und diese ist nirgends, als nur in ihrem bösen furchtsamen Gewissen vorhanden. Da liegen sie nun neuerdings wieder, wo niemand an sie denket, beschämt, gedemüthiget, verwirret vor ihrem

Bru-

Bruder zur Erde, nicht anders, als hätten sie gestern einen neuen Meineid an ihm verübet, nicht anders, als hätte er sie zwänglich herbeyführen lassen, um sie nun über ein wiederholtes großes Verbrechen zur Rede zu stellen, und bitten fußfällig um Gnade, um abermalige Gnade. Nun frage ich: War die Vergebung Josephs für seine Brüder nicht weit empfindlicher, als wenn er sich noch so streng gerochen hätte? waren die stillen Vorwürfe, die sie sich selbst machten, nicht viel kraftvoller, drangen sie nicht viel tiefer, hafteten sie nicht viel länger, als wenn sie Joseph, sobald er sie erkannte, in der ersten tobenden Hitze, als Meineidige, als Mörder, als Unmenschen ins Angesicht gescholten hätte? würde ihnen die strengste Verhaftung banger gemacht haben, als sie nun bey aller Freyheit ihr Argwohn ängstiget, der sich nicht durch die aufrichtigste, freundschaftlichsten Versicherungen, nicht durch die größten, schon so lange genossenen Wohlthaten befriedigen läßt? würden sie sich, wenn sie auch Joseph wirklich mit dem Tode würde bedrohet haben, mehr wegen diesem Strafurtheile haben befürchten können, als sie sich nun dessen befürchten, da ihnen nichts als Gutes, als

Wohlthätiges begegnet, da nichts als Liebe, als Friede, als Entschuldigung, als gänzliches Vergessen auf ihre Uebelthat in seinem Herzen, auf seiner Zunge ist.

Denkest du vielleicht, Leser! die gegenwärtige Geschichte sey etwa die einzige, seltne Geschichte, in welcher die Vergebung so viele vortheilhafte Wirkungen für den Beleidigten, hingegen so viele nachtheilige für den Beleidiger hervorbringt, so irrest du dich. Nein! jede wahre Vergebung ziehet gemeiniglich gleiche Vortheile, gleiche Empfindungen nach sich. Weise einmal deinen Beleidiger, der sich vor dir demüthiget, der dich um deine Hand bittet, kaltsinnig, trotzig von dir! er wird darum nicht glauben, daß er noch mit einer Schuld gegen dich beladen sey, wenn du ihm gleich seine Uebelthat nicht vergeben hast. Er wird seine Abbitte gleichwohl als einen vollkommenen Ersatz der Beleidigung ansehen, die er dir zugefüget hat, und sich von nun an nichts mehr vorwerfen. Er wird sich vielmehr als den beleidigten Theil ansehen, weil er weis, daß er auf deine Vergebung immer ein Recht hat, das du ihm vorenthältst, und um so sträflicher;

um

um so ungerechter vorenthältst, da er dich einmal reuevoll darum ersucht hat. Was kann hieraus anders, als Verachtung gegen dich bey ihm entstehen? er wird dich als einen harten, lieblosen Menschen ansehen. Er wird es nun nicht mehr so sehr bedauern, daß er dich jemals mißhandelt hat; vielmehr wird er sichs verweisen, daß er dir nur ein gutes Wort um deine Verzeihung gegeben hat, wird fürohin Trotz mit Trotz, Härte mit Härte vergelten, wird sichs sogar erlauben, der nächsten ersten Aeußerung deiner Rache mit einer neueren, vielleicht noch gröberen Mißhandlung zu begegnen. Das wird der Gewinn deiner Unversöhnlichkeit seyn. Aber zeige einmal dem, der dich erst gestern öffentlich gescholten, beschimpfet hat, noch immer viel zu eigensinnig ist, als daß er sein gestriges Verhalten nicht rechtfertigen sollte, noch immer viel zu stolz ist, als daß er dich deshalben um Vergebung bitten sollte, etwa noch gar bey sich frohlocket, daß er dich durch seine Lästerungen gedemüthiget hat, und sich nichts weniger, als eine Reue wegen seiner Vergehung gegen dich ankommen läßt, — zeige dem einmal des andern Tages ein aufrichtig holdes Angesicht! sprich, handle mit ihm in aller Sanftmuth!

muth! er wird einen Augenblick bey sich anstehen, ob du auch wirklich die Person seyest, die er gestern mißhandelt hat, er wird dich für ein Wunder eines gelassenen, demüthigen, bescheidenen Menschen ansehen, er wird sich nun erst seines Ungestümmes willen in geheim schämen, er wird sichs nun nicht mehr zu gute halten, daß er dir so mitfahren seye, auf eine Gelegenheit sinnen, wie er dir diese Beleidigung unvermerkt vergüten kann, und eben so oft neuerdings innerlich erröthen, und dich mit stiller Bewunderung hoch schätzen, so oft und vielmal du mit ihm freundschaftlich umgehen wirst. Das ist der Vortheil der Vergebung. Nun wähle — wähle gleichwohl zum Beßten deiner Eigenliebe!

XV.

Die kindliche, ehrfurchtvolle Liebe.

I. Buch Moys. wie oben.

Wenn Joseph so zärtlich gegen seine Beleidiger, seine Brüder, was konnte er wohl anders

anders gegen einen Vater seyn, dessen überwiegende Vorliebe eben die Eifersucht derselben erregte, und sie zu der mörderischen That verleitete? Was in seiner Seele vorbeygegangen seyn mag, da er nach zwanzig Jahren, und zwar von Brüdern, die ihn nicht erkannten, das erstemal wieder so ganz unerwartet etwas von seinem Vater höret, dem er so frühe, so gewaltsam entrissen worden, kann uns kein Geheimniß mehr seyn, seitdem ihm die bloße Frage: „Lebt euer Vater noch?" schon Thränen kostete. Oeffentlich läßt sich seine kindliche Liebe das erstemal sehen, da er in eben dem Augenblicke, in dem er sich seinen Brüdern zu erkennen giebt, sogleich nach seinem Vater fraget. Es ist nur ein Athem: „Ich bin Joseph, euer Bruder, und — lebt mein Vater noch?" Nicht lange zuvor hatten sie ihm schon diese Frage mit Ja insgesammt beantwortet, aber so ist die Liebe; sie läßt sich nicht mit einer Frage, mit einer Antwort befriedigen. Und eben sobald befiehlt er ihnen: „Verkündiget meinem Vater alle meine Ehre, und eilet, und führet ihn her zu mir!" sorget für alles, was nur diesem lieben Alten die Reise bequemlich machen kann, und — schmecket schon im voraus das

Vergnügen, seinen alten Vater näher bey sich zu haben, und ihn verpflegen zu können. Als Jakob an die Gränzen von Gessen kömmt, eilet ihm Joseph in seinem Wagen entgegen. Da sie sich erreichen, umhalsen sie sich. Das unerwartete beyderseitige Wiedersehen nach so vielen trüben Tagen macht sie sprachlos, und nur durch stumme Thränen erzählen sie sich beyde in starren Umarmungen die Geschichte ihres Leidens, die sich nun zu einer um so herrlichern Freude erhebet. Jakob mag gleichwohl nur ein Hirt seyn; — Joseph als Fürst schämet sich nicht, ihn vor dem ganzen Hofe des Pharao als seinen Vater zu bekennen, und so großen Abscheu auch die Egyptier, wie uns die Schrift sagt, vor allen Schafhirten immer hatten, so trägt er doch kein Bedenken, ihn selbst dem Könige mit einigen seiner Brüder vorzuführen. Siebenzehn Jahre genießt der Alte die süße Freude, seine letzten Tage ruhig und sanft in einer der fruchtbarsten Gegenden Egyptens dahin zu bringen, welche der Bothmäßigkeit seines Sohnes unterworfen ist. Sobald Joseph höret, daß sein Vater erkranket, fliegt er zu seinem Sterbebette herbey, um seinen beyden Söhnen den letzten großväterlichen

Segen

Segen ertheilen zu lassen, und da er eingeschlummert ist, fällt er auf dessen Angesicht, benetzet es mit häufigen Thränen, und verehret das letztemal diese geliebte Leiche mit tausend heissen Küssen. Auf seinen Befehl bringen alle Aerzte und Bediente vierzig Tage damit zu, den Leichnam mit köstlichen Spezereyen wider die Verwesung zu schützen, siebenzig betrauren alle Egyptier seinen Tod; und als diese vorüber sind, ziehet Joseph selbst in großer Begleitung seines Hauses, und des ganzen Pharaonischen Hofes hin zu seinem Grabe, hält ihm auf der Ebene Atad unter heftigen Wehklagen nochmal sieben Tage ein herrliches Leichbegängniß, und läßt ihn endlich, seiner letztern Bitte gemäß, in der zweyfachen Höhle seiner Vorältern beysetzen, welche sich Abraham zum erblichen Begräbniße seiner Familie in dem Lande Chanaan erkauft hatte. So ehren dankbare Kinder ihre Aeltern, auch wenn sie nicht mehr sind.

Was kann euch wohl, ihr lieblosen Kinder! weniger ehrerbiethig, weniger empfindlich gegen eure Aeltern, sonderlich in ihrem Alter machen? sind es leibliche Gebrechen? können uns unsere Aeltern in ihren Jahren wohl beschwerlicher werden, als

wir ihnen in der Kindheit waren? würden sich etwa diese ihre Leibesgebrechen so frühe, so stark bey ihnen gezeiget haben, wenn sie sichs um unserer Erziehung wegen nicht so hart, so sauer hätten werden lassen? — Sind diese nicht eben der theureste Ueberrest ihrer all zu großen Bemühungen um uns, die unsere Liebe gegen sie vielmehr verdoppeln sollten? — Können wir wohl ihr Krankenbett einen Augenblick verlassen, wenn wir bedenken, wie oft, wie gerne sie vor unserer Wiege saßen? — Können wir uns wohl weigern, ihren kraftlosen Gliedern statt eines Stabes zu dienen, wenn wir uns zurück erinnern, wieviel sie mit uns auszustehen hatten, bis sie uns auf die Füße brachten, wie lang, wie oft sie uns auf dem Arme trugen, und an der Hand führten? — Sind es ihre sittlichen Schwachheiten? so denket ebenfalls, wie sehr sie den eurigen in der Jugend nachgesehen haben, diese machten sie euch nicht minder liebenswürdig. Ihr bliebet ihnen immerhin ihr liebes Kind, wenn ihr gleich öfters ungeduldig, eigensinnig, zornig, ungehorsam, ausgelassen waret. Denket: vielleicht warten wegen dieser Nachsicht, dieser sträflichen Liebe in der andern Welt, der sie nun so nahe sind, stren-

ge Urtheile Gottes auf sie: Strafet sie also nicht noch dazu durch euer unehrerbiethiges, liebloses Betragen dafür schon hier in dieser Welt. — Sind sie vielleicht hohen Alters wegen schon wie Kinder? gut! so begegnet ihnen auch, wie man Kindern zu begegnen pfleget: begegnet ihnen so, wie sie euch, da ihr noch Kinder waret, begegneten — sanft, liebreich, mitleidig, unverdroßen, eure Thränen zu stillen, eure Schmerzen zu lindern; immer nachgiebig, euren Willen zu thun; stets bereitwillig, euch die nöthigen Bedürfnisse zu reichen; niemals gleichgiltig, wenn ihr wehklagtet; niemals unwillig, wenn ihr zörntet; niemals sorglos, wenn ihr erkranktet; niemals sparsam, wenn eure Noth, eure Hülfe einen Aufwand erfoderte; allemal Aeltern, Aeltern — O! — als was für ein Abentheuer stellet uns nicht diese einzige Betrachtung ein Kind dar, das seine Aeltern in ihrem Alter quälet! Nein — nicht quälet — auch nur nicht achtet! — Und wie oft ist ein solches sogar der Levit! — Tausendmal hungerte sein Vater; bis zum Bettelmann setzte er sich herab, um seinem Sohne die Mittel zu seiner Versorgung zu verschaffen, — dieser erreicht sie, -- der Alte erfreuet sich in seinem

Herzen, daß er nun seine letzten Tage in Ruhe und Ehre dahinleben kann, — wie hat er sich doch geirret! — Sein Sohn nimmt ihn in seine Wohnung auf; läßt ihn mit seinen Mägden essen, die Stelle eines Knechtes im Hause vertreten; sieht ihn erkranken ohne Sorge; sieht ihn dahinsterben ohne Leid; begräbt ihn selbst ohne eine Thräne; und die ganze Grabschrift, das ganze Denkmaal, so er ihm setzet, ist dieses: **Er hat lange genug gelebt.** — Kann so — ein Kind seyn, das Kindern Ehrfurcht, Liebe gegen ihre Aeltern predigen sollte — durch sein Beyspiel predigen sollte? —

XVI.

Das Kind der Vorsehung.

II. Buch Moys. 2.

Das unmenschliche, schreckliche Gebot, alle neugebohrnen hebräischen Knaben zu ersäufen, war so eben vom Könige Pharao ergangen; als Jokabeth mit dem Moses niederkam. Doch kann sie es unmöglich über ihr Herz bringen, eine so liebenswürdige Frucht ihres

ihres Leibes den Fluthen preis zu geben. Denn soll wohl das die Vergütung ihrer Geburtsschmerzen seyn? sie vertrauet auf Gott, und wagt es, dieselbe drey Monate lang zu Hause zu verbergen. Aber nun wird ihr die Sache doch zu bedenklich, daß sich das Kind, seines Schicksals unbewußt, von Tage zu Tage immer selbst mehr verräth. — Kann es aber doch nicht so geradezu ersäufen, sondern geräth, von ihrer Mutterliebe geleitet, auf einen ganz besondern Einfall. Verfertiget ein Körbchen aus Binsen: verwahrt es zuvor mit Leim und Pech wider das Eindringen des Wassers; setzet ihr hineingelegtes Kind an dem Ufer des Nils in das Geröhr, und läßt es von ihrer Tochter von der Ferne genau beobachten. „Wer weis, so denket sie bey sich selbst, wer weis, vielleicht erwecket Gott ein mitleidiges Herz einer etwa vorübergehenden Egyptierinn, die sich seiner erbarmet, es herausnimmt, und erziehet? und ist dieses auch nicht, so kann ich doch täglich immer wiederum zu meinem Kinde kommen, und des Königs Befehl ist darneben auch nicht ganz unbefolgt geblieben.“ — Eben des Pharao Tochter kömmt das Ufer herab, um sich, nach der Sitte des Landes im Flusse zu baden, erblicket

das Körbchen im Schilfe, läßt sichs von einer ihrer Begleiterinnen herausbringen, und da sie es öffnet, so zeiget sich ihr ein schönes weinendes Kind, das sie um sein Leben anflehet, nach einer säugenden, nährenden Brust wimmert, und seine Händchen nach der Eröffnerinn ausstrecket. Wie sollte sie ungerührt bleiben können? Der sinnreiche Gedanke der rettenwollenden Mutterliebe, (sie sey nun auch, wer sie will) mußte schon ganz allein ihr Herz erweichen. Jammernd ruft sie aus: „Das ist gewiß eines der hebräischen Kinder? — das arme Kind!“ — Die von Ferne stehende Schwester des Knaben macht sich diese Bedauerniß zu Nutze, lauft herbey, und erbietet sich: „Willst du, daß ich ein hebräisches Weib herberufe, die das Kind säuge, und erziehe?“ und da sie das Gnadenwort höret: „Ja, — geh!“ — so geht sie, und bringt ihre und des Knaben Mutter, welcher nun der Knabe von der Fürstinn selbst, und zwar noch dazu um eine Belohnung feyerlich zur Auferziehung übergeben wird. So mußte es sich zutragen, daß nun ein Kind aus selbstiger, freywilliger Veranstaltung eines Hofes wiederum sicher auf dem Schooße, in den Armen seiner frohen Mutter ruhet, welches einige

Stun-

Stunden zuvor auf strengen, dringenden Befehl eben dieses Hofes ein Raub der Wellen werden sollte.

Was werdet ihr sagen, bey euch denken, ihr Mütter! die ihr diese Geschichte leset? nicht wahr! die Fügung mit diesem Kinde war eine ganz besondere, recht sichtbare Vorsehung Gottes? — Den Gedanken mit dem Binsenkörbchen gab niemand als Gott der Mutter ein. — Daß es der Königstochter eben einfallen mußte, nun um diese Zeit, hie an dieser Gegend des Flußes, zu baden; — daß die Schwester des Kindes, ohne daß man ihr zuvor einen Anschlag dazu gab, sich gleich so zu fassen wußte; so viel Herz nahm, die Fürstentochter zu fragen, ob sie etwa eine hebräische Säugamme rufen sollte, und dann ohne Säumniß auf den glücklichen Gedanken verfiel, ihre eigene Mutter herbeyzuholen; — das war fürwahr eine augenscheinliche, ganz außerordentliche Anordnung Gottes! — Ich will euch, ihr Mütter! wegen dieser gleichwohl frommen, gläubigen Sprache eben nicht bestrafen; sie lautet immer besser, und christlicher, als wenn ihr sagtet: „Wenns Unglück seinen

„Willen gehabt hätte, so hätte der Wind das „Körbchen in den Fluß treiben, und auf die „Seite legen können, es hätte Wasser ge„schöpft, und das Kind wäre zu Grunde gegan„gen; es war also gewiß ein rechtes großes „Glück für das Kind!“ Aber — ich wünschte doch, daß ihr hier eine andere führtet, und diese göttliche Fügung mit dem kleinen Moses euch nicht als eine so ganz außerordentliche vorkäme. Ich sähe viel lieber, wenn ihr sagtet: „Ja, ja! das ist sie — das ist sie — hier bey dieser Geschichte mit dem kleinen Moses treffen wir eben wiederum die uns schon so bekannte Güte der göttlichen Vorsicht an, die immer so wunderbar, wie eine liebe, sorgenvolle Wärterinn auf ihre Kleinen sieht, damit ihnen nicht etwa ein Leid begegne; und die wir schon so manchmal an unsern eigenen Kindern, die wir schon so oft an uns selbst, da wir noch Kinder waren, kennen lernten; auch noch alltäglich durch immer neuere und neuere Merkmaale besser kennen lernen. So solltet ihr sprechen; und wenn ihr nicht so sprechet, so kann ich nicht wohl anders, und muß euch als undankbare Menschen, als unerkenntliche Aeltern gegen Gott, den allgemeinen, so zärtlichen

Kin-

Kindervater erklären. Wie oft erzählet ihr nicht selbst euren Nachbarinnen, euren Anverwandten, euren Leuten im Hause: „Ich gieng einst auf einem Stege über einen tiefen Graben: um dem Entgegenkommenden Raum zu lassen, lehnte ich mich ans Geländer, das brach, und ich stürzte sammt demselben ins Wasser; ich hätte ertrinken müssen, wenn nicht ein Wanderer mir seinen Stab gereichet, und also wieder aufgeholfen hätte. Ein andermal lehnte ich mich in einer Mühle nahe an ein stehendes Mühlrad; der Müller, der nichts um mich wußte, ließ auf einmal das Wasser anlaufen; um ein Haar hätte es mich beym Rock erhascht, und also elend zerquetschet. Zum Glücke nahm es ein Mühlgast wahr, der lief herbey, und riß mich mit Gewalt hinweg. Einmal war Glatteis, ich glitschte aus, aber zum Glücke gieng unvermerkt ein Mensch nach mir, der erhielt mich noch. Ich hätte den unglückseligsten Fall thun können, denn ich war hochschwanger, und hatte nur noch einige Tage mit meinem Kinde zu gehen. Diese und dergleichen noch unzählbare Fälle, wobey ihr hättet unglücklich werden können, erzählet ihr einander; allein, wer war denn Ursache, daß ihr

es nicht geworden seyd? — Der Wanderer, saget ihr; der Mühlgast; der Mensch, der mir nachgieng. O! wie kurzsichtig seyd ihr doch! Wer hat euch dann diese Menschen zugeschickt, wer hat ihnen eure Gefahr entdecket, wer hat ihnen Muth gemacht, euch beyzuspringen? war es nicht die gütige, göttliche Vorsicht? Wenn euch, wie so vielen biblischen Personen die Augen würden aufgethan worden seyn, so würdet ihr gesehen haben, daß der Engel des Herrn, den er euch von eurer Geburt an zum Beschützer beygesellet, viel ehender um eure Rettung beschäfftiget gewesen, als diese Menschen. War es dann auch ein Mensch, dem wir es zu danken haben, daß uns der Leib unserer Mutter nicht zum Grabe wurde; daß wir aus demselben nicht als Mißgeburten hervortraten; daß wir in unserer Jugend unter den Händen einer fahrläßigen Magd, oder einer unachtsamen Mutter nicht zu Krüppeln geworden; daß keine Krankheit uns das Gesicht, oder das Gehör verdorben; daß uns kein Hund angefallen, oder sonst ein unvernünftiges Thier beschädiget hat? Sollten wir nicht, so oft wir vor einem Spitale, vor einem Tollhause vorbeygehen, und in diesen Gebäuden verstümmelte, vernunftlose,

oder sonst elende Personen wahrnehmen, bey uns selbsten sagen, Gott sey tausendmal Dank, daß er mir meine geraden Glieder, meine Vernunft, meine Gesundheit so lange genießen läßt? Der Blinde, der an dem Wege sitzet, sollte uns die Augen aufthun. Er sitzet nicht blos da, um nur unser Mitleid zu erregen; nein! um aller Sehenden Herz mit Dank gegen Gottes Vorsehung zu erfüllen. Das Glöckchen, so die Zunge des Stummen ist, sollte tief in unserer Seele erschallen, und uns eben so gut, als das Geläute der größten Kirchthürme zum Lobe Gottes aufrufen. Aber wir übergehen alles dieses mit dem unerkenntlichsten Leichtsinne! wir gehen mit einem frommen Grauen von den Altären hinweg, die wir mit vielen Gelübdetafeln von geretteten oder geheilten Unglücklichen umhangen sehen; gedenken aber nicht, daß wir es Gott unserm Erhalter zu danken haben, daß uns das Unglück nicht auch zwang, unsre eigne Geschichte auf einer dieser Tafeln zu erblicken. Wenn ich manchem Andächtler den Zweifel aufwerfen sollte: Ob es auch wahr sey, daß alle diese Wunder, die man von diesem oder jenem Gnadenbilde vorgiebt, sich auch wirklich zugetragen? so würde er mich

als einen ungläubigen, verwegenen Menschen schmähen; aber daß er nichts an die Wunder glaubt, die täglich, augenblicklich in seinem gesunden Körper vorgehen, und erneuert werden, z. B. daß er eine gelöste Zunge, ein feines Gehör, helle Augen habe, das sieht er nicht als einen Frevel wider Gottes Erkänntniß an. Da er von Geburt aus ein gutes Auge, ein gutes Ohr, gerade Glieder hat; so denket er auch nicht einmal in seinem ganzen Leben daran, Gott deshalben einen besondern Dank abzustatten.

Eben so unerkenntlich seyd ihr, ihr Aeltern! in Rücksicht auf eure Kinder, gegen Gott. Die Weisheit Gottes ließ darum Mißgeburten, Krüppel und mangelhafte Kinder auf die Welt kommen, damit ihr, wenn ihr eure geraden, wohlgestalteten, gesunden Kinder ansehet, um so dankbarer seine Güte preisen sollet. Und ihr seyd doch nicht dankbar. Was würde geschehen, wenn euch nichts als wohlgestaltete, vollkommene Kinder vor Augen kämen? ihr würdet es ihm beynahe als eine Pflicht aufdringen, als ein Recht von ihm fodern, eure Kinder so vollkommen zu bilden, als er sie

wirklich gebildet hat. Aber durch den Anblick elender und mangelhafter Kinder wird es euch anschaulich, daß es keine Pflicht, sondern eine Wohlthat, eine Gnade war, was er den euri-gen gethan; indem er euch bey diesem Anblicke gleichsam heimlich ins Ohr sagt: „Hätte ich nicht auch die deinigen so verunstalten lassen können?“ Wie gütig, wie väterlich, wie sorgfältig ist doch Gott gegen uns Menschen? — Wie undankbar hingegen, wie unerkenntlich sind nicht wir Menschen gegen ihn?

XVII.

Die eitlen Rechnungen der Menschen.

B. Richt. 5.

Schon war das mächtige Heer des flüchtigen Sisara aufs Haupt geschlagen; schon wälzte er sich selbst in seinem Blute vor den Füßen eines schwachen Weibes, das ihm den Kopf mit einem Nagel durch seine Schläfe hin auf die Erde heftete; als sich zu Hause die weiseste von seinen Weibern noch immer die

schönsten Hoffnungen von seinen siegreichen Waffen machte. „Nun wird er den gemach„ten Raub austheilen: nun wird man ihm „Kleider von allen Gattungen zur Beute über„antworten: nun wird man die reizbareste un„ter den Weibern ihm zur Braut auswählen: „nun wird man allerhand Kleinodien zusam„mentragen, um seinen Hals damit zu „schmücken.“

So pflegt es uns noch täglich mit unsern abwesenden Freunden zu gehen. Immer zeigen sich uns für sie die vortheilhaftesten Aussichten. „Er wird sich bey dem besten Wohlseyn befinden; er wird nun in der Welt sein Glück gemacht haben; er wird in derselben vieles erfahren haben; er wird sich ein Schönes ersparet, und bereichert haben; er wird nun bald mit vielen Kenntnissen von Wissenschaften aus fremden Ländern zurückekehren; er wird nun seiner Versorgung sehr nahe seyn; er wird sich nun in seinem Vaterlande auf eine Ehrenstelle, auf ein vortheilhaftes Eheverlöbniß die sicherste Hoffnung machen dörfen.“ Noch reden, noch denken wir so, als plötzlich die Trauerpost ankömmt: „Er ist nicht mehr: — er ruht schon

kalt

kalt in dem Todtensarge: — er fault schon in dem Grabe: — er ist nun die Speise der Würmer.“ Vergesset doch nicht, ihr Menschen! daß Menschen Staub sind, und daß Morgen auf dem Manne, der heute in Gold gekleidet, von Bedienten umringet daher kömmt, vor dem alles auf der Straße Platz machet, sich alles bis zur Erde bücket, die Motte willkührlich herumkreucht, ungescheut, ungestört jeden Theil seines Leibes annaget, und seine Eingeweide durchwühlet. Alles, was die Menschen hier haben, ist nichts als Almosen des Himmels. Sie selbst sind weiter nichts, als verkleidete Personen. Unter ihren Kleidern sind Armselige, Hinfällige, Sterbliche verstecket. — Merket es, ihr Menschen!

XVIII.

Der gewissenhafte Vater, und das ergiebige Kind in seinen Willen.

B. Richter 11.

Jephte, der Richter und Heerführer Israels thut das unbedachtsame Gelübde, Gott,

so fern er seine Feinde, die Amoniter, besiegen sollte, das — als ein Brandopfer zu schlachten, was ihm bey seiner siegreichen Rückkehr, zuerst aus der Thüre seines Hauses entgegen kommen würde. Der Sieg wird ihm zu Theile. Froh kehrt er zurück, um nun die süßen Früchte desselben in sanfter, häuslicher Ruhe der Seinen zu genießen. Schon ist er seinem Hause nahe; und was kömmt ihm aus demselben entgegen? — sein Kind — sein einiges, geliebtes Kind, seine Tochter. — Lange hatte sie, während des Krieges für das Leben ihres Vaters ängstlich befürchtet, lange sich nach seiner Heimkehre gesehnet; trostvoll, daß sie ihn nun noch bey Leben, noch bey vollkommener Gesundheit wieder sieht — als Obsieger wieder sieht, will sie ihm ihre unschuldige, kindliche Freude bezeigen, und eilet ihm nach Landessitte in festlichen, musikalischen Tänzen entgegen, um ja das Erste des Hauses zu seyn, das ihm zu seinem herrlichen Siege feyerlich glückwünschend bewillkommet. Was konnte, was sollte sie wohl anders, als holde, wonnevolle Vaterblicke, als heitere, herzliche Gegenbezeigungen seines Wohlgefallens erwarten? aber kaum, kaum wird er ihrer gewahr, so steigt schon trübe Verwirrung

in

in sein Gesicht, so ringet er schon die Hände gegen den Himmel, zerreißt vor Schmerz seine Kleider, und jammert in dem kläglichsten Tone: „Ach, meine Tochter! wehe mir, du hast „mich hintergangen, du hast dich selbst hinter„gangen. Ich hab einmal Gott geschworen, und „werde es nicht anders thun können.“ Was? — ach! das will er ihr da eben bey dem ersten Empfange nicht alsogleich entdecken. Sie möchte sich bey der gählingen Ankündigung ihres Todesurtheils zusehr entsetzen. Ja! und eben darum wird sie sich entsetzen, sich fragen: was ist ihm? was hat er für ein unseliges Gelübde meinetwegen gethan? soll etwa der Sieg mein Leben kosten? wehe mir! — Nein! so stark wie der Held, der seine bloße, offne Brust dem blanken Schwerte entgegen trägt, ganz ergiebig in den Willen ihres Vaters, ergiebig bis hinab in den Tod nimmt sie ihm, so zu sagen, das Wort aus dem Munde: „Mein Vater! hast du Gott geschworen, so thu mir, wie du verheißen hast!“ Nein: kein Mißbilligen seines Gelübdes, keine Vorstellung, keine Bitte für ihr junges Leben, kein Entsetzen vor dem Tode, kein Streben wider den gefaßten Entschluß ihres Vaters; sondern fertige Einwilligung: —

Thu mir, wie du verheißen hast!" Ganz unvorbereitet zu einem so betrübten Empfange, weis sie noch kaum recht, was es mit ihr werden soll, und schon erbietet sie sich zu jedem, was immer ihr Vater mit ihr vornehmen wird. Solls auch der Tod seyn, so will sie sterben. Genug, er hat ein Gelübde gethan, wenn er siegen würde, hat gesiegt, und will nun sein Gelübde an mir erfüllen; so erfüll ers; ich will sterben. — Sie bemerket, daß er um ihrentwillen in einer schmerzhaften Verlegenheit ist, daß er beängstigt zaget, ihr den ganzen Inhalt seines Gelübdes herauszusagen, weil er tiefen Kummer bey ihr befürchtet; sie will ihm sein Herz von dieser Seite sogleich erleichtern, sie will ihm diesen Theil seines Vaterkümmernisses durch eine unumschränkte Einwilligung alsobald abnehmen: Thu mir, wie du gelobet hast! sey meinetwegen unbekümmert! ich werde nichts dem entgegen wollen, was du mit mir thun willst, was du mit mir thun mußt; ich sterbe, ich sterbe willig. — Nur noch eine einzige Bitte richtet sie an ihren Vater: Er soll ihr erlauben, noch zween Monate auf stillen, einsamen Bergen mit ihren Gespielinnen herumzuwandern, damit sie ihr Hinscheiden ohne Leides-

beserben, welches man zu den damaligen Zeiten als eine der größten Schmachen ihres Geschlechtes in Israel ansah, betrauren könnte. Das erhält sie. Die zween Monate sind vorüber; da ist sie wiederum, noch eben so muthig, noch eben so willig zu sterben. — Soll wohl ihr Vater in dieser so langen Zeit den wahren eigentlichen Verstand seines Gelübdes nicht reifer erwogen, nichts von der Strenge seines Gewissens verlohren haben? Soll er sich nicht gefragt haben: hast du dann auch Gott wirklich versprochen, dein Kind zu opfern? — hättest du dein Kind unfehlbar von dem Gelübde ausgeschlossen, wenn du seine Begegnung von weitem hättest vorausehen sollen? — wäre dir das Leben deines Kindes, deines einzigen Kindes jemals um den herrlichsten Sieg feil gewesen? — so willst du dann ein Mörder deines eigenen Kindes, eines unschuldigen Kindes werden? — wo, wann war je eine solche That in Israel noch erhört? — wird sie dir dein Volk, die Nachwelt zu gut halten? — soll Gott ein Wohlgefallen an diesem Opfer haben — haben können? — gab er nicht dem Abraham sein Kind wiederum zurück? gieng er nicht von seinem eignen Befehle wieder ab,

da es zum schlachten kam? — Er hat alles erwogen, er fühlt alles, was immer ein Vaterherz bey einer ähnlichen Gelegenheit fühlen kann; sein Kind, sein Kind! — aber auch sein Gelübde, sein Gelübde! — Nein! er kann ihr Leben nicht vor sich selbst retten, ob er auch gleichwohl ihr Vater ist; er müßte dann untreu gegen Gott werden. Und — das werden? — Eher soll sie sterben, und hiebey soll es verbleiben. Die beste, glücklichste Entscheidung für sein Gewissen und ihr Leben wäre diese, wenn eine unsichtbare Macht ihm das Schwert entrisse, das er bereits schon aus der Scheide zieht, wenn ihm eine Stimme von oben den Schlag verböte, den er nun führen will. Ach! was für eine Erleichterung wäre eine solche Fügung nicht für seine beklemte Seele! aber es läßt sich noch keine Stimme hören. Vielleicht ruft noch eine; schon aufgehoben, schon ausgestreckt ist sein Arm. — Noch keine ruft; blutend sinkt sie unter dem geführten Streiche an den Opferaltar hin.

Wie gefällt euch, ihr Aeltern! dieses willige Kind, diese Tochter! wäre sie bey dem ersten Vernehmen ihres Todesurtheils ohnmächtig

tig zur Erde gefallen, hätte sie die Lüfte mit einem jämmerlichen Geschrey erfüllet, ihrem Vater die schändlichsten Vorwürfe eines Mörders, eines Wütterichs ins Angesicht gemacht, hätte sie sich in finstre Wälder verlaufen, hätte sie sich in diesen zween Monaten in ein fremdes Land geflüchtet, hätte sie mit Gewalt zum Opferaltare hingeschleppet werden müssen, würden wir ihr ein solches Verhalten verdenken können? Ist es ein Geringes, mitten in der Reihe der schönsten Jahre zu sterben, durch die Hand eines Vaters zu sterben, so ganz ohne alle Schuld zu sterben? — Aber gesetzt, sie hätte auch in der Abwesenheit ihres Vaters eines der größten Verbrechen begangen, und er habe ihr bey seiner Ankunft die gerechteste Todesstrafe angekündiget! wie? wenn sie sogleich vor ihm nieder auf die Knie gefallen wäre, ihm ihren entblößten Hals dargereicht, und gesagt hätte: Vater! dein Urtheil ist gerecht, ich habe den Tod verdienet; hier, schlag zu! ich sterbe, ich sterbe willig. Wie liebenswürdig müßte uns nicht auch nach so vielen Jahrhunderten noch diese sträfliche Verbrecherinn seyn? — Und was müssen wir denn nicht erst nun für sie noch empfinden, da ihr ganzes Verschulden

kein anderes ist, als daß sie es so gut, so kindlich für ihren Vater meynte?

Solltet ihr euch wohl nicht wünschen, eben so willige Kinder an den eurigen zu haben? ey gut! so zieht euch solche! es steht ja nur bey euch, es kömmt nur darauf an, daß ihr sie gleich so folgsam, wie ihr sie haben wollet, in ihren ersten Jahren ziehet. Oder sollte es etwa schwerer seyn, sollte es mehrere Mühe kosten, Kinder nach seinem Willen zu ziehen, als die Jungen eines wilden Löwen, einer wilden Bärinn auf jedes Wort, auf jeden Fingerwink nach Gefallen abzurichten? und lehret euch dann die Möglichkeit dessen die tägliche Erfahrniß nicht? sehet ihr nicht von Fremdlingen Löwen, Bären im Lande zur Schaue herumführen, die ihrem Führer wie zahme Hausthiere gehorchen? Der Löw, der, wenn er nicht unter seine Hände gekommen wäre, immer noch mit offenem Rachen in Wäldern herumirren, und brüllen, stets noch auf den Raub schwächerer Thiere ausgehen, und den ihm aufstoßenden Wanderer erwürgen würde, der liegt nun ganze Tage sanftmüthig da zu den Füßen eines armen Menschen, begnügt sich mit dem wenigen, schlechten Futter,

ter, das er ihm täglich vorwirft, sieht eine Menge lärmender Zuschauer hart um sich herumstehen, und regt sich, bewegt sich kaum, mehr einem Schlafenden, als Wachenden ähnlich. Der Bär, der, wenn man ihn bey seiner natürlichen Freyheit gelassen hätte, immer noch menschenscheu jede unruhige Gegend fliehen, nur tiefe, finstere Einöden zu seinem Aufenthalte aufsuchen, mit langsamen schweren Schritten die Wildnissen verdrossen umherwandern, seinen heimgeschleppten Raub in träger Ruhe aufzehren, und jeden irrenden Reisenden, der seiner Höhle zu nahe käme, anfallen würde, ist nun ganz menschenfreundlich, folgt seinem Erzieher, so wie ein treuer Hund immer an der Seite seines Herrn, von einer volkreichen Stadt in die andere, läßt sich auf ein von diesem gegebenes Zeichen gebrauchen, einem Haufen sich rings um ihn her drängenden Zuschauer zur angenehmen Kurzweil zu dienen, und ihr Gelächter zu erregen; geht wie ein Mensch auf zween Füßen mit vieler Behändigkeit aufrecht daher, versteht sich auf eine ländliche Musik, und hat sogar gelernet, um sie herumzutanzen, so lang, so oft des Tages, als es sein Führer nur immer haben will. Ihr beschenket diesen unbe-

kann-

kannten Menschen für eine so wunderbare Bezähmung eines wilden Thieres mit Geld, gebet ihm euer Wohlgefallen zu verstehen, und gehet erstaunend davon. Ist dieses alles, was ein solches Beyspiel bey euch bewirket hat? hättet ihr nicht Ursache, stille, beschämt, erbaut, und eben so unruhig in eurem Gewissen davon zu gehen, als wenn ihr aus einer Kirche kämmet, in welcher ihr die lehrreichste, eindringlichste Predigt von der Kinderzucht angehöret hättet? hättet ihr nicht Ursache zu seufzen, an eure Brust zu schlagen, und vor dem Vorwurfe zu zittern, den euch einst Gott eben wegen dieses Schauspiels machen könnte? Hat dieser schlechte Mensch aus keiner andern Absicht, als blos um sich einen kümmerlichen Lebensunterhalt zu verschaffen, eine solche Bändigung vernunftloser Geschöpfe bewirken können, warum solltet ihr eine solche nicht bey euren Kindern zuwege bringen können, da euch doch diese das Gesetz Gottes so scharf empfiehlt, und das Glück eures Hauses sie so höchst nothwendig macht? Konnte dieser die Sache so weit treiben, daß er ihnen ihre angebohrnen Eigenschaften der Wildheit und Wuth abnahm, und dagegen eine ganz andere, der Naturgabe, als

die sie vom Schöpfer selbst bekamen, ganz entgegengesetzte angewöhnte; solltet ihr es bey ihnen nicht so weit bringen können, daß ihr sie bey der Einfalt, bey der Gelassenheit, bey der Gutherzigkeit erhaltet, die sie mit aus Mutterleibe zur Welt brachten? Oder wenn sie doch durch eure fahrläßige Nachsicht in etwas schon ausgeartet haben, ihr sie zu ihrer ursprünglich-natürlichen Sanftmuth wiederum zurückführet? Kostet es vielleicht mehr Mühe, einem Kinde abzugewöhnen, daß es nicht mehr aus Eigensinne weinet, nicht mehr aus Bosheit mit den Füßen strampfet, oder sich ungesittet auf der Erde wälzet, nicht mehr seinen Mägden die schändlichsten, schimpflichsten Namen giebt; als es kostet, einen Löwen so zu erziehen, daß er nicht brüllt, nicht grimmig nach dem Fleische von Thieren und Menschen hungert, nicht wüthend sich nach seiner natürlichen Freyheit sehnet? Gehört vielleicht eine größere Kunst dazu, ein Kind zu lehren, daß es beym Bethen seine Hände zusammen legt, vor seinem Vater, seiner Mutter sittsam und eingezogen dasteht, mit seinen Geschwistrigten sich friedlich beträgt, als dazu gehört, aus einem schwermüthigen, vierfüßigen Bären einen behenden, aufrechtgehen-

den

den Tänzer zu machen? — Ich weis gar zu wohl, was ihr alltäglich saget, und klaget: wir mahnen, wir wehren, wir zanken uns von der Frühe an bis in die späte Nacht unausgesetzt mit ihnen, aber geben sie dann auch was auf uns, die losen, die leichtfertigen Kinder? ist dann ein Augenblick Ruhe? kaum meynet man, sie wären da im Zimmer, so laufen sie schon wiederum auf der Gasse, oder anderswo im Hause herum. Kaum hat man Friede gemacht, so schlagen sie sich schon wiederum miteinander. Giebt man ihnen auch die eine Viertelstunde dieses, so plagen sie uns die andere Viertelstunde darauf wiederum um jenes, und so geht es den ganzen langen Tag fort. Lasset es euch nicht verdrießen, ihr Aeltern! die ihr so unbändige Kinder habet, wenn ich euch in das Gesicht sage, daß euch unter all diesen Klagen kein Wort rechter Ernst ist. Ich will euch hievon aus eurem eigenen Munde einen klaren, ganz widersprechenden Beweis machen. Beschließet ihr nicht alltäglich diese Klagen mit einer höchst unweisen Anmerkung, indem ihr in einem Augenblicke eine andere besänftigte Mine annehmet, und zu dem Freunde, dem ihr nun erst geklagt habet, saget: „Es sind nun eben freylich

lich noch Kinder! was will, was soll man mit ihnen machen?" So — o! ihr Unbedachten! eben darum, weil sie noch Kinder sind, so solltet ihr dazu thun, etwas aus ihnen zu machen. Das ist nur noch die einzige, bequeme Zeit, wo ihr etwas mit ihnen machen könnet, wenn ihr anders ernsthaft wollet. Wenn der Mann mit seinem Löwen, mit seinem Bären so hätte denken wollen, wenn er zu sich selbst hätte sagen wollen: sie sind nun kaum erst aus ihrer Mutterleibe, ich will sie noch ein Paar Jahre laufen lassen, ich richte nun noch nicht viel mit ihnen aus; so würden sie ihn alsdann in Stücken gerissen haben, wenn er sie hätte bezähmen wollen. Darinn bestehet eben das Geheimniß seiner wunderbaren Abrichtung, das war sein geschicktester Kunstgriff, daß er sie fast kaum gebohren, ihrer säugenden Mutter entriß, den Bären schon da zu lehren anfieng, wo sein Leib noch nicht zu lastig, seine Gliedmaßen noch gelenke, und eine wilde Schwermuth bey ihm noch nicht ganz zur Natur geworden war; daß er den Löwen, noch ehe er Thier- oder Menschenfleisch einmal gekostet hatte, an eine schlechtere Nahrung gewöhnte, noch ehe er die Freyheit, in Wildnissen

sen herumzuschweifen hatte kennen lernen, in einer engeren Wohnung verwahrte, und jede Aeußerung einiger Wuth sogleich in seiner Jugend bezüchtigte. Solltet ihr hierauf nicht eben auch bedacht seyn? wird, wenn ihr noch etliche Jahre warten wollet, nicht aller Unterricht, nicht alle Zucht bey euren Kindern verlohren seyn? denket nicht, daß man die bösen Neigungen eines Kindes von zwey oder drey Jahren ganz ungeahndet müsse hingehen lassen, weil es noch keine Sprache versteht; es versteht doch wenigstens den Ton, die Mine der Bestrafung, und würde sich durch diese lenken lassen. Ihr würdet die Halsstärrigkeit eines Kindes in seinem vierten und fünften Jahre mit einer einzigen feyerlichen Züchtigung, vielleicht gar nur mit einer einzigen scharfen Bedrohung, mit einem einzigen recht ernsthaften Verweis gar wohl haben heilen können, von der ihr es nun in seinem neunten, zehnten Jahre mit allen Arten einer möglichsten, schon so oft wiederholten Strenge kaum zurückhalten könnet. Saget nicht: unser Kind hat ja noch keinen Verstand, es ist ja kaum noch vier, fünf Jahre alt; was sollen wir schon an ihm ziehen, an ihm strafen?" Wenn euer Kind noch nicht ge-

nug

genug Verstand hat, so gebet ihm diesen durch die Ruthe, und wenn es ihm an Einsichten mangelt, das Böse von dem Guten zu unterscheiden, so lehret ihn diesen Unterscheid durch angenehme und unangenehme Empfindungen! Es mag noch so wenig Verstand haben', so wird es ohnfehlbar fassen, daß Ruthenstreiche keine Belohnung einer guten, löblichen Handlung seyn können. Saget nicht: es wäre ohnehin ein kränkliches, schwaches Kind! sein Zorn, sein boshaftes Betragen schwächet seine Gesundheit noch weit mehr, als eine bescheidene Bestrafung, und wenn ihr es durch diese dahin bringen würdet, daß es gelaßner, sanfmüthiger würde, so würdet ihr ihm vielleicht eine bessere Leibesstärke verschaffen, als wenn ihr noch so viele Arzneyen verschwendet, und eure Nachgiebigkeit wird auf eine solche Art seine Gesundheit nur noch mehr schwächen. Werdet nicht böse über mich, wenn ich euch rathe: ein bösartiges, aber gleichwohl schwaches Kind bis auf das Blut zu peitschen, sobald ihr wahrnehmet, daß eine gelindere Bestrafung bey ihm nichts ausrichten will. Vielleicht ist das nur noch das einzige Mittel, wodurch ihr verhüten könnet, daß es nicht einst auf dem öffentlichen

Richtplatze aller Uebelthäter bluten muß. Oder was dörfet ihr wohl von einem Kinde, das sich mit Ungestümme seinen Aeltern widersetzet, ihnen unbändig allen Gehorsam verweigert, anders erwarten, als daß es sich auch einst als Jüngling, als Mann gegen die Gesetze der öffentlichen Ruhe empören, und gegen die Verordnungen seines Landesherrn eine wilde Ungebundenheit wird anmassen wollen? Wird alsdann der Richter wohl auch zu ihm sagen: ich sehe dirs an, du siehst nicht gut aus, du hast einen schwachen Körper; ich darf dir keine Todesschrecken einjagen, du möchtest darüber krank werden. — Nein! er wird an ihm auf nichts, als auf sein Verbrechen, seine Missethat sehen, und nach dieser das Maaß einer scharfen, gerechten Bestrafung nehmen. Aber da werdet ihr auch eine wunderbare Veränderung an eurem Sohne auf einmal wahrnehmen. Ihr klagtet bishero immer seine Kinder- seine Jünglingsjahre durch: „wir können ihn nicht bändigen, er ist nicht zu bändigen;" nun sehet ihn einmal, und staunet! Er ist gar der Mensch nicht mehr, der er noch unter euren Händen war. Wenn ihr ihn sonst in einem kleinen Kerker auf einige Augenblicke einspertet, so lärm-

lärmte er darinnen so, daß ihr ihn, wie ihr sagtet, sogleich wiederum herauslassen mußtet; nun sitzt er schon einige Jahre in einem scheußlichen Gefängnisse, mit schweren eisernen Ketten an Händen und Füßen gefesselt, und er regt sich nicht dagegen. Wenn ihr ihm sonst, da er nicht ruhig, nicht gehorsam seyn wollte, die Ruthe zeigtet, so stellte er sich nur noch ungebärdeter, weinte, schrie schon so schmerzlich, so boshaft, als wenn er sie noch so hart gefühlt hätte; nun sieht er seine Richtstatt schon vor Augen, ist ihr schon nahe, und verhält sich gleichwohl so, wie ein Lamm, so zur Schlachtbank geführet wird. Wenn er sonst eure Mägde, eure Knechte im Hause mit Worten beschimpfte, so konntet ihr ihn nicht dahin bringen, ihnen auch nur eine geheime Abbitte zu thun; nun wendet er sich, ohne daß ihm der Richter dieses auferlegt hat, von freyen Stücken an das gesammte Volk, so ihn aus der Stadt auf dem Wege zum Richtplatze begleitet, und bittet es reueherzig und öffentlich um Vergebung des großen Aergernisses, das er dem ganzen Lande gegeben hat. Wenn ihr ihn sonst wegen einer euch bezeigten Grobheit einen einzigen Tag nicht an euren Tisch ließet,

so zörnte, trotzte er eine Woche fort, ihr bekamet von ihm kein gutes Wort, kein gutes Gesicht, kaum daß er euch antwortete, wenn ihr ihn was fragtet; nun, da er den Richtplatz wirklich besteigt, kömmt ihm der Nachrichter entgegen, bittet ihn um Verzeihung, daß er als Diener der Gerechtigkeit seine Pflicht an ihm vollziehen müsse; er läßt ihn kaum reden, und reicht ihm stille, sanftblickend, wie einem Freunde, seine Hand. Gehet einmal hin, und versuchet ihn, wie er seinen Richter auf das über ihn gefällte Urtheil zu sprechen sey! er wird euch mit einer sonderbaren Gelassenheit sagen: „Ich weis es wohl, daß ich den Tod verschuldet; ich kann nicht wohl verlangen, noch ferner ungestraft zu leben.“ Das Haupt ist ihm schon abgeschlagen, jeder Zeuge seiner Hinrichtung gehet erbauet in die Stadt, und alle Inwohner derselben, alle anwesende Fremden erzählen sich mitleidig und bewundernd denselbigen Tag von nichts, als seinem schönen Tode, und der ruhigen, sanftmüthigen Fassung, die er dabey bezeigt hat. — Wie? was? — und dieser gutwillige Mensch soll nicht schon als ein Kind zu bändigen gewesen seyn? Ach! wäret ihr nur damals in dem Maße seiner ge-

rin-

ringeren Verbrechen, und der ihnen gebühren-
den Bestrafung eben so gerecht, eben so ernst-
haft, wie hier der Richter, mit ihm verfahren;
hättet ihr euch nur nicht von der Schwäche
seines Verstandes, seiner Gesundheit blenden
lassen; hättet ihr ihn nur eben darum um so
länger in seinem Kerker gelassen, weil er sich
ungesittet darinn bezeigte; hättet ihr ihn, statt
daß ihr ihm die Ruthe nur immer zeigtet, sie al-
lemal fühlen lassen; hättet ihr ihn nur so lange
hungern lassen, bis er der beschimpften Magd
eine Abbitte gethan, oder sich von dieser selbst
etwas Nahrung erbettelte; hättet ihr nur, da
ihr ihn einen Tag nicht zu eurem Tische ließet,
sein hierauf geäußertes Trotzen als ein neues
noch größeres Verbrechen angesehen, und ihn
eben darum noch eine Woche länger von eurem
Tische verbannet, hättet ihr ihn nur nicht aus
all zu öfterer Ehrfahrniß bemerken lassen, daß
ihr immer der erste nachgiebige Theil wäret,
daß ihr immer entweder eure Bestrafungen mil-
dertet, oder mit diesen gar zurückhieltet, so oft
er sich widersetzlich und ungestümm gegen euch
verhielte; o! so würdet ihr euch den willig-
sten, unterwerflichsten Jüngling herangezogen,
sein Leben gerettet, und euch, und ihm vor ei-

nem so schändlichen Tode verwahret haben. Aber eure Nachgiebigkeit ward ihm zu bekannt, zu merklich. Er nahm wahr, daß eure Befehle oft nur zum Scheine waren, und bey der Uebertretung derselben ein wenig bitten, ein wenig weinen, und ein wenig heuchelndes Angeloben fürohin zu gehorchen, alles ausrichten konnten; und dieses war der geheime Weg zu seinem nunmehrigen Verderben.

Wisset ihr dann aber auch, woher diese eure Nachgiebigkeit rührte? Von der Neigung, werdet ihr denken, die Aeltern gegen ihre Kinder haben. Nein! hierinn irret ihr euch sehr. Das Beyspiel eines Jephte widerleget euch offenbar. Auch dieser liebte sein Kind zärtlich, und ihr habet seinen Vaterschmerz gesehen, als er seine Hand gegen seine Tochter ausstrecken mußte; aber die Zärtlichkeit gegen sein Kind durfte seiner Treue gegen Gott nicht zu nahe kommen, und sein Gewissen war hierinn eben so zart, als die Neigung gegen seine Tochter. Gebet also die Schuld eurer sträflichen Nachgiebigkeit gegen eure Kinder, nicht der euch angebohrnen Liebe zu ihnen, wenn ihr anders Gott, dem weisen, gütigen Schöpfer selbst nicht

höchst

höchst unrecht thun wollet. Saget nicht: Es weis niemand, was ein Vater, was eine Mutter ist, als der es selbst ist. So viel weis jedermann, und das müsset auch ihr wissen, daß Gott der Urheber der Natur keine Kinderliebe in euch geleget hat, die seinem Gesetze schnurstracks zuwider ist, die die schöne Ordnung, in welcher er die Welt will erhalten, zerstöret, und euren Kindern selbst, welche doch vor allen Menschen seine Lieblinge sind, nicht sowohl, was die Ewigkeit, sondern auch dieses Zeitliche betrifft, höchst nachtheilig ist. Das Maaß der Kinderliebe, das ihr von Gott und der Natur habet, ist nur allein dahin angesehen, daß ihr mit diesen kleinen Geschöpfen, die aus ihrer Mutterleibe gänzlich hilflos, ohne gehörigen Gebrauch ihrer Glieder und Sinne, nicht viel besser als Taube, Stumme und Lahme in diese Welt treten, Geduld und Mitleid haben, und nicht ermüden möchtet, sie sicher den ihnen unbekannten beschwerlichen Pfad zu ihrem gestandenem Alter zu führen. Die Liebe, welche darüber ist, ist Auswuchs, ist Ausschweifung, die ihr mit der angebohrnen Aelternliebe eben so wenig entschuldigen könnet, als je ein unmäßiger Mensch seine Be-

trunkenheit mit dem natürlichen Durst hat beschönen können. Wenn ihr eine wahre Furcht vor Gott, ein zartes Gewissen hättet, das euch immer mahnte: du machest dich höchst strafbar vor Gott, wenn du dein Kind bey diesem und diesem Vorfalle nicht züchtigest, nicht einschränkest; so würde diese ausschweifende Liebe, die ihr für einen ununterdrücklichen, untilgbaren Trieb der Natur ausgebet, in euch bald schwächer werden, und nicht mehr die Oberhand erhalten.

Aber ich kenne den Schlupfwinkel wohl, in den ihr euch immer flüchtet, wenn man euch was von dem Gewissen, von der Strafbarkeit vor Gott wegen der Nachsicht gegen eure Kinder sagt. Ihr denket immer bey euch: Ey! ey! was soll denn das eben für eine groſse Sache, für eine groſse Missethat vor Gott seyn, wenn ich einem unschuldigen Kinde da und dort auch was nachsehe? Allein, gebet wohl Acht! ich will euch, ohne was zu übertreiben, den groben Irrthum zeigen, welcher der Grund dieser eurer Denkungsart und Selbstbetruges ist. Wenn ihr so denket, so betrachtet ihr euer Kind nur immer als ein Kind, das sich in

dem

dem engen Bezirke eurer Wohnung um euch ganz allein aufhält, und dermalen sonst kein anderes Geschäfft hat, als daß es sich mit seinen Spielsachen abgiebt, in eurem Hause bald da, bald dort herumlauft, und sich mit andern Kindern seines gleichen lustig macht. Ich gestehe euch ganz gerne: auch ich würde eure Strafbarkeit vor Gott so hoch nicht ansehen, wenn dieses euer Kind Zeit seines Lebens das Kind bliebe, das es nun ist. Es ist aber von Gott bestimmt, daß es nach einigen Jahren als Mann mitten in die große Gesellschaft der Menschen auf den offenen Schauplatz der Welt hineintreten soll. Es ist von Gott bestimmt, daß aus ihm wiederum Kinder, Enkel, Urenkel, und also eine kleine neue Welt hervorgehen soll. Es ist von Gott bestimmt, daß es ein redliches, verträgliches, arbeitsames, nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft abgeben soll. Wenn ihr es nun wagen müsset, gebet wohl Acht! ich setze geflissentlich: **nur wagen müsset** — aus eurem Kinde werde mit der Zeit, ich will nicht sagen, ein ruchloser Mörder, Straßenräuber, Mordbrenner, Gotteslästerer, — nein! werde nur mit der Zeit ein pflichtvergessener Ehegatte, ein unachtsamer

samer Vater, ein unbändiger Unterthan, ein ungetreuer Dienstboth, ein leichtsinniger Verschwender, ein lüderlicher Handwerker, ein betrügerischer Kaufmann, eine ärgerliche, ungerechte Obrigkeit, machet ihr euch vor Gott nicht nun schon sträflich, wenn ihr ihm als Kind zuviel nachsehet, und müsset ihr das nicht immer wagen? Sehet ihr nicht alltäglich Kinder in Schlemmer, in Müssiggänger, in Wohllüstler, und sogar in ruchbare Schelmen ausarten, die von ihren christlichen Aeltern in der schärfesten Zucht gehalten wurden, auch, so lange diese lebten, der Ruhm, die Erbauung der Stadt und des Landes waren; aber seitdem diese todt sind, ein ärgerliches, zügelloses Leben führen. Saget ihr nicht selbst öfters: O! wenn sein braver Vater, seine fromme Mutter diese seine schlechte Aufführung wissen sollten, sie wendeten sich vor Leide im Grabe unter dem Erdboden um; waren sie bey ihren Lebzeiten so sehr auf seine gute Erziehung bedacht! — Ihr werdet, wenn ihr dieses leset, bey euch denken: O, es wird ja wohl aus meinem Kinde ein gutgearteter Mensch werden! — So! ist dieser eitle Trost rechtfertig, und genug für euer Gewissen? wird sich

einst

einst Gott mit dieser begnügen lassen? Hättet ihr einmal den Aeltern all jener Uebelthäter und Bösewichte, welche je auf dem Rade und Scheiterhaufen, an dem Galgen, und unter dem Schwerte dahingerichtet wurden, gesagt, und sie freundschaftlich gewarnet: „Dieses euer Kind, das nun in seinem vierten, fünften Jahre ist, wird einst in seinem dreyßigsten, vierzigsten auf der öffentlichen schandbaren Blutbühne sein Leben lassen müssen, — nehmet es wohl in Acht!“ so würden sie an nichts weniger, als an eine solche Vorsage geglaubet haben. Sie würden sich höchst beleidiget dabey befunden haben; oder wenn sie doch gelassener würden gewesen seyn, so würden sie mit über den Kopf zusammengeschlagenen Händen ausgerufen haben: Ach! vor einem solchen schmählichen Tode wird es ja Gott hoffentlich behüten! Aber war dieses leere Vertrauen hinreichend, die Vollstreckung seines Todesurtheils zu hemmen? waren sie wegen diesem unnützen Wunsch weniger Schuld an seinen Missethaten, an seiner Hinrichtung? sind sie nun vor Gott deshalben weniger sträflich? werden sie nun zu ihm sagen dörfen: Ach! wenn wir so was von unsrem Kinde hätten vorsehen sollen;

so

so würden wir es ganz anders gezogen haben; wird er ihnen nicht antworten: eben darinn besteht eure strafwürdige Unachtsamkeit, daß ihr es nicht vorsahet. Ihr hattet tausend Beyspiele von dem Lebensende solcher ungerathenen Kinder vor euch, sowohl aus den geringeren Häusern des Landmannes, und des Bürgers, als aus den Pallästen der Großen, und der Edlen, die euch hätten warnen sollen, aber nicht warneten.

Betrachtet also, ihr Aeltern! eure Kinder, wenn sie auch noch so gering sind, nicht als bloße Kinder! denket immer mit banger Besorgniß zugleich darauf, was aus diesen Kindern zu seiner Zeit werden wird, werden könnte. Ihr könnet nie zuviel für die Zukunft befürchten. Ihr wisset ja selbst wohl, daß öfters ein einziges böses Beyspiel, ein einziger lüderlicher Gesell vermögend ist, den ganzen schönen Plan der glücklichsten Erziehung eines Jünglings aufeinmal und auf immer zu zernichten; um wieviel mehr solltet ihr von der Aussicht des Lebensendes eines vernachläßigten Kindes zittern? und werdet ihr am Ende nicht immer besser daran seyn, wenn sich

eure

eure ängstliche Besorgniß für das einstige Schicksal eures Kindes in fromme Vater- und Mutterfreude verwandeln, als wenn sich ein stets fortgehegtes thörichtes Zutrauen in Schande und Aergerniß vor Stadt und Lande zuletzt verlieren sollte?

XIX.

Der blinde Liebhaber.

B. Richter 14.

Ein einzigesmal sieht Samson eine junge Philistäerinn, und schon ist bey ihm entschieden: „Diese muß ich zum Weibe haben.“ Er sagt es seinen Aeltern: „Ich bitte euch, ihr wollet mir diese zur Frau geben.“ Die Aeltern machen ihm Vorstellungen: „Ist denn etwa keine Tochter unter unserer Verwandtschaft, unter unsrem ganzen Volke zur Heyrath da, daß du eben eine Philistäerinn, eine Unbeschnittene zum Weibe nehmen willst?“ Allein, der erste Blick hatte sich schon zusehr seines Herzens bemeistert, als daß er von dieser vorgefaßten Neigung abweichen sollte. Er bestehet fest

dar-

darauf: „Nehmet diese für mich: einmal, sie gefällt mir!“ Gleich in den Hochzeittagen zeiget sich die unglückliche Wahl, die sein Auge ganz allein getroffen hatte. Die philistäischen Jünglinge, die bey der Hochzeit waren, dringen in seine Braut, aus ihrem Bräutigame den Aufschluß des Räthsels zu forschen, das er ihnen aufgegeben hatte. Sie wagt es, sie thut es. Auf etliche Tage kann er der Mann seyn, der mit dem Geheimnisse an sich hält, und sie dahin weiset. “Ich habe es meinem Vater und meiner Mutter nicht gesagt, und soll dir es sagen?“ Allein, sie klagt, weint, führt die Sprache der kränkelnden Liebe. „Du hassest mich, liebest mich nicht: liebtest du mich, so legtest du mir das Räthsel aus!“ Da liegt die ganze Kraft des Mannes zu Boden. — Ihr Klagen greift ihm ans Herz, wird für ihn Quaal, unduldbare Quaal, welche er auszudauern sich für zu schwach fühlt: löst ihr das Räthsel auf, und sie — zur Stunde ihren Landesleuten. Diese erhalten also auf Kosten des Samsons den Preis, den er auf die Auflösung desselben gesetzt hatte.

So unbedeutend auch diese Treulosigkeit scheinen mag, so war sie für Samson doch von Wichtigkeit; indem sie ein ganz ähnliches Vorspiel von jener nachmaligen unglücklichen Begebenheit war, die ihn seine Freyheit, seine Augen, und in der Folge sein Leben kostete. Er verliebt sich in eine Dalila. Auch diese war eine Philistäerinn; auch diese forschet liebkosend aus ihm ein Geheimniß: „Lieber! sag mir doch, worinn eigentlich die Größe deiner Leibesstärke bestehe; und womit man dich binden müsse, wenn du nicht entfliehen sollst?“ auch hier macht er anfänglich den Helden, der sie zum öftern immer mit einem neuen falschen Vorgeben täuscht. Aber sie liegt ihm an, beklagt sich, macht ihm den Vorwurf einer kalten, ihrer nur spottenden Liebe. „Du sagst mir immer von Liebe vor, und doch ist dein Herz fern von mir! liebtest du mich, so würdest du mich nun nicht schon zum drittenmale betrogen haben!“ Da verläßt ihn sein ganzer Heldenmuth. — Durch diesen Flötenton lockt sie ihm das Geheimniß ab, schläfert ihn auf ihren Knieen ein, und — daß er so gelehnt mit seinem Haupte in ihrem Schooße schlummernd rasten darf, das bekömmt ihm so wohl, daß er

auf

auf Hinterlist, auf Feinde, auf Hochverrath vergißt. In dieser sinnlosen Lage läßt sie ihm die Haare abschneiden, stößt ihn verachtend von sich. — Die Philistäer treten aus ihrem Hinterhalte herbey, und schlagen ihn in Fesseln.

Was denket ihr, ihr steifen, strengen Sittenlehrer! von dieser Liebesgeschichte? Nicht wahr? „Der Thor! hätte ihn die Untreue seiner ersten Liebhaberinn nicht schon warnen, nicht schon weiser machen sollen? mußte er es nicht mit Händen greifen, daß all das schmeichelhafte Klagen der zwoten, verrätherische Heucheley war? sah er nicht immer jedes fälschliche Angeben seiner Schwäche in einem Augenblicke darauf von ihr zu seinem Schaden misbraucht? fand er nicht dreymal im Aufwachen, daß sie ihn seinen Feinden in die Hände liefern wollte? wie konnte er, wie mochte er sein Haupt, das er ihr nun verrathen hatte, noch selbst in ihren Schooß legen? — noch ferner ruhig auf einem Lager schlafen, auf dem er schon so viele Ueberfälle erfahren hatte? — Thor! wache doch auf! ermuntere, ermanne dich! reiß ihr die schöne Larve vom Gesichte! du wirst dich wundern: du wirst dich schämen, was

was du für eine Buhlerinn? — nein! (Buhlerinn darf ich sie ja nicht nennen, ich thäte ihr zuviel. Ganz unschuldig ist ihre Neigung, ist ihre Liebe gegen dich. Sie herzet nicht dich, nur dein Vermögen.) in deinen Armen hältst. — Die ärgste, größte Diebinn im ganzen Lande ist sie; sie schläfert erst die Leute beym hellen lichten Tage ein, und dann bestiehlt sie diese. — So würdet ihr gegen ihn herausbrechen. O ihr Lieblosen! scheltet doch nicht auf ihn. Habet vielmehr Mitleid mit dem kraftlosen, todkranken Manne, der seiner über ein Paar Augen, über ein Paar Wangen nicht Meister werden konnte. — Bin ich euch etwa der Weichlichkeit, der Wohllust Schützer? — Nein! ich empfehle euch diesen Elenden nur eben so, wie ich ihn aus den Händen des heiligen Geschichtschreibers empfangen. „Ermattet war seine Seele bis in den Tod.“ — So schließt die Schrift seine Geschichte, so war es mit ihm.

Wenn ihr einen Blinden auf dem Wege fändet, der ganz von Kräften, von allen Sinnen gekommen wäre; hättet ihr nicht Mitleiden mit ihm? Warum denn nicht auch mit diesem Blinden? — Ist Finsterniß der Augen

ein größeres Unglück, als Finsterniß des Verstandes und des Herzens? — Wie ärgerlich sollte euch der Mensch vorkommen, der jenen ersten Blinden noch schelten wollte, daß er nicht vorschreiten, und seines Ganges gienge? — Warum denket ihr nicht so von jenem andern Blinden? — Gelt? — „Ist dieser letztere nicht selbst Schuld an seiner Blindheit? hätte er sich nicht ermannen können, ermannen sollen?" — Ja, ja! das ist der Schild, womit sich unsre Lieblosigkeit gemeiniglich wider das Mitleid mit unsers Nächsten Unglücke waffnet. Allein, erlaubet mir noch eine Frage! Wenn sich nun jener erste Blinde aus Tollheit die Augen ausgestochen hätte, sollte er euch wohl darum nicht dauern? — sollte er euch nicht nochmal soviel des Mitleides würdig scheinen? oder handelte etwa der zweyte Blinde mit weniger Betäubung des Verstandes! — Warum bedauert ihr dann den Menschen, der sich aus Schwermuth in einem Flusse ersäuft: oder von einer Höhe herabstürzet: oder sich an einem Baume erhenkt hat? — Nahm er sich dann nicht selbst das Leben? — Ja! werdet ihr sagen, aber aus Schwermuth: So! hätte er sich denn dieser Schwermuth nicht früher, und

da

da sie seiner noch nicht so mächtig war, erwehren können, erwehren sollen? — Hätte er sich nicht schon erheitern können, — erheitern sollen, da noch die erste Dämmerung vom Trübsinne anzog? — mußte er warten, bis er in tiefe, düstre Nacht von Schwermuth versunken, nichts mehr vom Tage erblickte? — Wie denket ihr Menschen, doch so ungleich!

XX.

Die zärtliche Familie.

B. Ruth 1.

Eine Hungersnoth zwang die Noemi mit ihrem Manne und Kindern von Bethlehem, ihrem Wohn- und Geburtsorte, auszuwandern, und sich in das Moabitische Land zu begeben. Nun, da zehen Jahre herum sind, die Theuerung in ihrem Vaterlande nachgelassen hat, ihr Mann und ihre beyden Söhne, die sich indessen mit Moabitischen Töchtern verheyrathet hatten, gestorben sind, entschließt sie sich, zu ihrem Volke wiederum zurückzugehen. Ihre beyden Schwiegertöchter Orpha und Ruth be-

gleiten sie ein Stück Weges. An der Gränze des Landes Juda nimmt sie von ihnen Abschied. Sie hatten beyde mit ihren Söhnen, und ihren Männern vergnügt gelebt, sie hatten sie als ihre Schwiegermutter wohl gehalten; sie danket ihnen also nochmals für ihre getragene Liebe. „Kehret nun zurück, sagte sie zu ihnen, ihr habet mich weit genug begleitet, kehret zurück in eurer Mütter Häuser! Gott vergelte euch all die Werke der Liebe, die ihr an meinen verstorbenen Söhnen, und auch die, so ihr an mir selbst gethan habet! er gebe euch viele Ruhe, vielen Segen in den Häusern eurer zukünftigen Männer! ihr verdienet, in anderen Ehen wiederum glücklich zu seyn.“ Sie küßet sie hierauf, und will sich trennen. Aber da — ist Jammer über Jammer. Orpha und Ruth erheben beyde ihre Stimme, und weinen laut. Nein! sie wollen sich nicht von ihr trennen lassen, sie wollen gänzlich mit ihr fort zu ihrem Volke ziehen, um immer da neben ihr zu wohnen. Noemi bittet sie: „Nicht doch, meine Kinder! kehret um! kehret um! ihr sehet ja, daß ich an Jahren alt bin, und euch keine Söhne mehr zu Männern gebähren kann, und wenn ich sie auch gleichwohl noch

diese

„diese Nacht gebähren sollte, würdet ihr nicht „selbst alte Weiber werden, ehe ihr sie zur Ehe „nehmen könntet? Ihr wisset ja nebst dem „selbst, daß ich eine arme, bedrängte Frau „bin, welche die Hand Gottes zu drücken „scheint; wie sehr sollte es mich nicht betrüben, „wenns euch bey mir nicht wohl gienge? Ich „bitte euch nochmals, kehret um, Kinder! Kin„der, kehret um! ihr dauert mich.“ Neuerdings fangen beyde laut zu weinen an; Orpha jedoch, nachdem sie ihre Zärtlichkeit, ihre ernstliche Bereitwilligkeit, alles der Liebe ihrer Schwiegermutter aufzuopfern, genugsam gezeiget hat, küßet dieselbe noch einmal, und kehret unter Thränen in ihr Vaterland zurück. Aber nicht so Ruth. Noemi redet ihr zwar abermals zu: „Sieh! deine Schwägerinn ist „umgekehrt; laß sie nicht allein gehen, kehre „mit ihr zu deinem Volke, zu deinen Göttern „zurück!“ Allein, Ruth erklärt sich entschlossen: sie möchte sie mit einer solchen Zudringlichkeit verschonen; einmal! sie verlasse sie nicht. „Dringe nicht ferner in mich! ich wer„de dich niemals verlassen, niemals zurücke„gehen; wo du hingehen wirst, da geh ich auch „hin, wo du bleiben wirst, da bleib ich auch.

„Dein Volk soll mein Volk, dein Gott auch „mein Gott seyn. In dem Lande, wo du ster„ben wirst, will auch ich sterben, an dem Or„te, wo du begraben wirst, will auch ich be„graben werden. So wahr Gott lebt! nur „der Tod soll uns scheiden, aber das Grab „soll uns auch alsdann wiederum vereinigen!“ Was will Noemi mit ihr machen? sie sieht, daß sie nichts mit ihr ausrichtet; sie läßt also, um sie nicht zu betrüben, mit sich ziehen, und beyde kommen zu Bethlehem an.

Wer kann die guten Seelen dieser armen wandernden Familie reden hören, handeln sehen, ohne sie zu segnen? Wie nöthig hätte die alte Noemi eine vertraute Pflegerinn ihres kränkelnden Alters gehabt? Aber daß sie eine ihrer Schwiegertöchter dadurch unglücklich machen soll, das will sie nicht. Da ihre beyden Söhne, da ihr Mann frühzeitig hinweggestorben sind, auch die übrige Lage ihrer äußern Umstände nicht die beste ist, so bildet sie sich in ihrer frommen Einfalt ein: Gott habe sich von ihr gewandt, und sey ihr zuwider; sollte sie nun aber auch ihre Schwiegerkinder in dieses Misfallen Gottes durch ihre Gesellschaft ver-

wi-

wickeln? — Schon zehen Jahre wohnten sie unter einem Dache beysammen, und doch hatte sich ihre wechselseitige Liebe noch um so wenig abgenützt. Es ist nicht der Name einer Großmutter, nicht die Neigung zu den Enkeln, so dieses Band bis hieher unter ihnen so fest zusammenhielt. Weder Ruth, noch Orpha zeugten mit ihren Söhnen Kinder, und doch machet ihr diese Unfruchtbarkeit sie nicht minder schätzbar. Sie weis nichts von der närrischen Eifersucht so vieler Schwiegermütter, welche das Andenken ihrer Söhne als entheiligt ansehen, wenn sich ihre Weiber nach ihrem Hinscheiden in eine zwote Ehe einlassen. Noemi wünscht nichts mehr, als daß sie durch eine neue Heyrath ihr Glück finden möchten. Sie hält sie dessen werth, und fleht sogar Gott an, diesen ihren Wunsch zu erfüllen. Was für ein edles Gutmeynen einer Schwiegermutter! Aber auch was für eine seltne, großmüthige Anhänglichkeit ihrer Schwiegertöchter an sie! Sie machen sich wenig daraus, ihre Verwandtschaft, ihr Vaterland auf der Stelle hintan zu lassen, um einer armen Frau zu folgen, wenns ihnen diese nur erlaubt; und da sie es nicht zugeben will, so kostet ihnen diese Verweige-

rung laute, wiederholte Thränen. Sie wollen lieber ihr bisheriges, einsames, gemeinschaftliches Leiden in ihrer Gesellschaft so fortdulden, als sich von ihr trennen, und durch erneuerte Ehen in bessere Umstände versetzen. Sie sehen voraus, daß sie unter ein fremdes Volk kommen, sie müssen wagen, daß man ihnen mit Verachtung begegnet, sie haben wenigstens keine Hoffnung vor sich, von den Israeliten versorget zu werden; sollte ihre Noemi bald sterben, und wie leicht könnte dieses sich ihres hohen Alters wegen nicht fügen? so müssen sie befürchten, in einem fremden Lande ganz verlassen zu seyn; sollte sie auch noch länger leben, so bleibet ihnen doch kein anderer Trost übrig, als mit ihr jedem Bedürfnisse ausgesetzt zu seyn; und doch schwächen alle diese schlimmen Aussichten nichts an dem Entschluße, auf immerdar unzertrennlich an ihrer Seite zu leben. Hätten sie einer leiblichen, besten Mutter, die sie ganz erzogen, zärtlicher anhängen können?

Erbauet dich, Leser! diese Familiengeschichte, so wird es eben die beste Zeit seyn, dich an einer andern ärgern zu lassen; welche zwar das scheußlichste Gegenbild von jener, aber leider!

ein

ein täglicher, wahrhafter Vorgang in der Gesellschaft der Menschen ist. Komm mit mir dort in jenes Haus! da wirst du einen alten, ehrwürdigen Greisen in einem Winkel am Ofen finden. Rede ihn einmal an, und frage ihn, wie es mit ihm stehe? Verdruß und Kummer wird aus seinen Augen blicken, er wird anfangen zu weinen, und schweigen. Frage ihn noch einmal, warum er weine? seine Thränen werden häufiger fließen, er wird sich die Augen mit beyden Händen wischen, schluchzen, und verstummen. Aber stoße dich nicht daran! Sobald er mit dir allein seyn wird, sobald er von einem jeden andern horchenden Ohre sich sicher wissen wird, dann wird er schon reden. — „Ach! wenn mich doch Gott von dieser „Welt hinwegnähme! ich bitte ihn täglich dar„um. — Ich bin ja so nichts mehr nütze da, „ich stifte ja so nichts als Unfrieden und Zwie„tracht:" Dieses wird der Eingang zu seiner Klagrede seyn. Sie selbst wird bald folgen, wenn du nur noch ein wenig in ihn dringen wirst, und er wird dir sein schwerdrückendes Anliegen entdecken: „Ich bin der Vater von „mehreren Kindern, Söhnen und Töchtern. „Alle haben sich, Gott Lob! zwar gut verhey-

„rathet, aber mein Unglück ist, daß ich mich „von ihnen bereden ließ, dasjenige, was mir „zu meinem bequemen Unterhalte noch übrig „war, vollends unter sie zu vertheilen. Sie „versprachen zwar, mich zu sich zu nehmen, und „bestens zu verpflegen; aber, da ich nun Al„ters halber ganz von Kräften bin, nichts mehr „für mich habe, auch nichts zu verdienen im „Stande bin, wollen mich meine Schwieger„kinder, und zum Theile auch meine eigene „Kinder kaum mehr recht bey sich leiden. „Täglich entstehen Streitigkeiten und Zänke„reyen unter ihnen, wer mich vor andere ins „Haus nehmen könne, oder müsse; und diese „muß ich so alle stillschweigend anhören. Bald „alle halbe, bald alle Vierteljahre, wie es „kömmt, muß ich von einem ihrer Häuser zum „andern herumwandern, ohne irgendwo eine „bleibende Stelle zu haben, und auch da, wo „ich nur auf eine kurze Zeit bin, bin ich nur „um Gottes willen. Wenn mir auch da und „dort meine Kinder einen besseren Bissen zuste„cken, so muß das hinter ihren Männern oder „Weibern geschehen; entdecken die etwas da„von, so muß ich um so härter dafür büßen, „und es entstehen darüber die größten Uneinig„kei-

„keiten in ihren Ehen. So weit ist es mit mir „gekommen, daß nicht einmal meine Kinder „noch einige Liebe gegen ihren alten Vater „zeigen dörfen, und ich darf noch viel weniger „etwas für meine Kinder reden, wenn ich das „Feuer nicht noch größer machen will. Sogar „meine Enkel fangen schon an, mich zu verach„ten und meiner Schwachheiten zu spotten. „Aber was Wunder! sie hören, sie sehen ja „von ihren Aeltern täglich Verachtung gegen „mich. Will ich zuweilen ein Wort in ihre „Wirthschaft reden, so heißt man mich still„schweigen, ohne mich nur anzuhören. Kla„gen darf ich gar nichts, sonst wirft man mir „das Verdrießliche, das Kindische, das Un„erträgliche meines Alters vor. Wer wollte „sich so länger zu leben wünschen?“ — Bey deinem Hinweggehen wird er deine Hand fassen, sie drücken, mit einem neuen Strome von Zähren benetzen, und noch eine dringende Bitte, die er nicht oft genug wird wiederholen können, an dich thun. — Vermuthe nicht, daß er dich ersuchen wird, du möchtest sein Schicksal einer Obrigkeit hinterbringen! Erwarte nicht, daß er dich bitten wird, du möchtest seinen Schwiegerkindern seinetwegen einen harten

Verweis geben! er wird nicht einmal leiden, daß du ihn ihrer Pflege als einen grauen, ehrsamen Schwiegervater auch nur in allgemeinen, gütlichen Vorstellungen empfiehlst! nein! bitten wird er dich, du möchtest dich ja nichts bey ihnen merken lassen, daß er dir etwas geklagt habe; sonst würden sie in Zukunft noch weit härter mit ihm verfahren. — Wärs ein Wunder, wenn man der Menschen fluchte?

XXI.

Das höfliche, gesittete Bettelkind.

B. Ruth 1 — 2.

Bald nach ihrer Ankunft zu Bethlehem fühlt Ruth das arme, elende Leben, das sie sich durch ihren Entschluß, ihrer Schwiegermutter zu folgen, selbst gewählt hatte. Allen Weibern zu Bethlehem sagte ihre Noemi gleich beym ersten Empfange: Nennet mich keine Beglückte, (das bedeutet ihr Name), nennet mich eine Betrübte! Gott der Allmächtige hat mich gedemüthiget, und mich mit Bitterkeit erfüllet. Voll zog ich von Bethlehem fort, und leer führ-

führte mich der Herr wieder zurück. Eben keine Sprache, die für die Ruth tröstlich seyn konnte! Aber noch weniger tröstlich konnte für sie seyn, daß sich in der That nicht einmal die tägliche, nöthige Nahrung für sie beyde vorfindet, sondern sich gedrungen sieht, sich durch Betteln fortzuhelfen. Ein hartes Brod, sonderlich in einem fremden Lande! Und doch, was macht sich die Liebe aus allem? Um ihrer Schwiegermutter willen läßt sie sich alles gefallen. Es war eben Gerstenärndte; da fällt ihr ein: sie wolle irgendwo auf einen Acker gehen, um die Aehren nachzulesen, so hinter den Schnittern fielen. Aber ohne Vorwissen, ohne Erlaubniß ihrer Schwiegermutter will sie es doch nicht thun. Sie spricht sie also erst um diese an: „Wenn du es mir erlaubest, so will „ich sehen, daß ich irgendwo bey einem Haus„vater Gnade finde, um auf seinem Acker die „Aehren nachlesen zu dörfen.“ Zu was diese Anfragen? was wird ihre Schwiegermutter dagegen haben? weis sie dann nicht, daß sie eine arme Frau ist, die nichts zu leben hat? warum sollte es ihr nicht recht seyn, daß sie, um nachzustoppeln gienge? sollte sie nicht noch froh, noch dankbar dabey seyn, daß sie eine

Schwie-

Schwiegertochter hätte, die sich um ein so kümmerliches Brod umthun wollte? — Wäre das Betragen der Ruth nicht immer ehrerbiethig, wohlmeynend genug gewesen, wenn sie gesagt hätte: „Bleibe zu Hause, Mutter! pflege deiner Ruhe! du bist schon alt, und hast sie nöthig. Sey getrost! es ist jetzt Freudezeit; ich will hinausgehen, und Aehren lesen, damit wir was zu leben haben. Um deiner Liebe willen schäme ich mich des Bettelns nicht." — Eben so, wie ihrer Schwieger, begegnete sie auch den Schnittern, dem Herrn des Ackers, auf dem sie gern Aehren lesen möchte. Das Gesetz gebot ausdrücklich allen Hausvätern, das Getraid, so auf dem Rande der Aecker wuchs, die Aehren, so hinter den Schnittern zurückgeblieben, ja, sogar die Garbe, so bey dem Schnitte auf dem Felde von ohngefehr vergessen wurde, ganz den Armen zu überlassen. Aber Ruth sieht es ganz wohl als eine besondere Gnade an, daß man ihr erlaubet, die Ueberbleibsel der Aernte zu sammeln. Sie redet die Schnitter in einem eben so unterwürfigen, gefälligen Tone darum an, und gewinnt sie. Und da erst der Herr des Ackers dazu kömmt, sie in ihrer Sammlung nicht

stört,

stört, ihr vielmehr zu erkennen giebt, daß er sie wegen ihrer bereits vernommenen Tugend, die sie gegen ihre Schwieger bezeiget, schätze; so wirft sie sich auf ihr Angesicht nieder, weis sich vor ihm nicht genug zu verdemüthigen, zu zernichten, und seine Güte zu preisen. „Wo„her kömmt mir die Gnade, daß du dich wür„diges, mit mir, wie mit einer Bekannten, zu „reden, da ich doch ein fremdes Weib bin? „— woher kömmt mir die Gnade, daß du „mir Trost zusprichst, da ich mich doch nicht „einmal einer deiner Mägde gleichhalten „darf?" —

O! wenn doch nur alle reiche Hausväter so gutherzig, so freygebig gegen die Armen wären, wie Booz hier gegen die Ruth gewesen ist! — werdet ihr denken, ihr armen Kinder, deren einziger Nahrungszweig der Bettelstab seyn muß. Vergebet! mir fällt ein anderer Wunsch hierüber ein, der für euch eben so vortheilhaft ist, als der vorige, und noch darüber das zum voraus hat, daß er von euch selbst in Erfüllung gebracht werden kann. — Wenn doch nur alle arme Bettelkinder so gesittet, so geduldig, so demüthig, so höflich, so tugendsam

wären,

wären, wie Ruth hier auf dem Acker des Booz, — Wollet ihr eben so gütige, so mildthätige Hausväter antreffen, wie sie; so lernet erst von dieser armen Tochter die Kunst zu betteln, oder vielmehr arm zu seyn. Wegen ihrer Schwiegermutter ist sie in Armuth gerathen. Man hört nicht, daß sie dieser deswegen Vorwürfe macht, es ihr durch ein mürrisches, unholdes Wesen entgelten läßt. Sie liebt diese, sie bleibt das gesittete, höfliche, gehorsame Kind gegen sie, wie sie es in ihrem Glücksstande war. Aus Noth gedrungen muß sie sich zum Betteln entschließen; und doch will sie auch das nicht einmal ohne Erlaubniß ihrer alten Mutter unternehmen. Wenn sie wirklich ausgeht, dieß kümmerliche Brod zu suchen, so stellt sie ihre Noth nicht mit kläglichen überspannten Worten vor. Sie sagt nicht mit zum Weinen genöthigten Augen: „Ich bin eine fremde, arme Wittib; ich habe keinen Bissen Brod im Hause; ich muß noch überdas eine alte, kranke Schwiegermutter versorgen; ich bin von jedermann verlassen! erbarmet euch doch meiner! ich bitte euch um Gottes willen, erbarmet euch! reichet mir ein Almosen!" wiewohl sie alles dieß mit Wahrheit hätte vor-

brin-

bringen können, so kömmt es doch ihrer sanften, duldsamen Seele viel zu ungestümm vor, sich durch solchen Drang Wohlthäter zu erzwingen. Eine harte, beschwerliche Arbeit, die sie bey der stärksten Sonnenhitze unternimmt, und über die Zeit unermüdet fortsetzet, kann ihre Noth eben so nachdrücklich vorstellen, als die geflissenste Zunge. Das Gesetz selbst hatte ihr, als einer armen Wittwe, das Recht zugedacht, auf einem abgeschnittenen Acker Aehren zu lesen, dessen ungeachtet sieht sie es als eine Gnade an, daß man es ihr nicht verwehret. Und wenn man dann noch dazu sie freundlich anspricht, ihr zu essen giebt, so kann sie sich über diese außerordentliche Begünstigung vor Freuden kaum fassen. Mitten in ihrer Wonne ist sie nicht allein auf sich bedacht; sie denket auch an ihre alte Schwiegermutter, wünschet sich nichts mehr, als ihr Glück mit dieser theilen zu können; bittet um Erlaubniß, sich selbst etwas entziehen zu dörfen, um es ihrer Schwiegermutter mit nach Hause zu bringen. So wenn ihr bettelt, ihr Arme! nicht anders, als aus Noth gedrungen; — so erbietig zur Arbeit, wenn sich eine vorfinden sollte — so bescheiden, so höflich, so demüthig, so dank-

bar gegen die, welche euch etwa ansprechen, sollten sie auch nur Dienstboten derjenigen seyn, von welchen ihr was zu hoffen habet; — Und wenn dann auch noch der Ruf hinzukömmt, daß ihr euch sonst gut aufführet, daß euch nicht Uepigkeit, nicht Schwelgerey, nicht Fahrläßigkeit, oder sonst ein Laster, sondern vielmehr Liebe zur Tugend und Gerechtigkeit, Gehorsam, Treue gegen eure Aeltern, Freundschaft gegen eure Verwandten in Armuth gebracht; wenn man noch überdas von euch höret, daß ihr in eurer Dürftigkeit so geduldig, so zufrieden fortlebet, und auch gegen andere nach eurem Vermögen wohlthätig seyd, wer sollte nicht mitleidig, nicht barmherzig gegen euch werden? — So still, ohne Gram, wiewohl nicht ohne Empfindung getragene Noth muß unfehlbar euch auch bey andern Mitleiden und Güte erwerben.

Wenn man aber einen jungen Bettler (oder Bettlerinn) sieht, der bey guten Leibeskräften ungestümm an eine Thüre pocht, mit rauher gebiethender Stimme die Barmherzigkeit, so man ihm erzeigen soll, beynahe als eine Schuld fodert, und wenn er nicht nach

sei-

seinem Sinne befriediget wird, das, was man ihm giebt, mit Ungeduld aus den Händen reißt, fortgeht, murret und lästert; selbst kein Mitleiden gegen andere Dürftige hat, ihnen den Bissen, den sie etwa vor ihm erhalten, beneidet; das Seinige so ganz allein verzehret, und vielleicht noch mit Ueppigkeit verzehrt; sich zu keiner Arbeit bequemen will, auch da man ihn darum ersucht; aus dem Betteln, weil er es einmal gewohnt, und ihn wenig Mühe kostet, eine Profession macht; das Almosen, so er sammelt, nicht nach seiner Dürftigkeit, sondern nach seiner Sinnlichkeit abmißt; seinen Lebenswandel noch überdas mit dem Rufe eines Lüderlichen, Lasterhaften beschimpft; wem sollte ein solcher Bettler nicht gehässig, nicht zum Ueberlast werden? — Und sind es nicht eben diese, welche am meisten über Unbarmherzigkeit klagen? Ey! so machet euch doch der Barmherzigkeit auch würdig! In wahrhaft dürftigen, aber doch zugleich tugendsamen Seelen steigen keine außerordentlichen Erwartungen auf, sie nehmen den Tag wie er kömmt, und beruhigen sich damit, daß die vorigen auch vorbeygiengen. Kömmt ihnen einmal Sonnenschein, so wundern sie sich selbst darüber,

und nehmen dann auch ein kleines Glück so dankbar, so gerührt an, daß sie ihr Leiden darüber vergessen, theilen frölich mit von dem, was sie haben, und schicken sich gerne in alles, was man von ihnen fodert. So war Ruth, und so wünschte ich, daß alle Bettelkinder wären.

XXII.

Der mildthätige Hausvater.

B. Ruth. 2.

Der Acker, auf welchen Ruth geräth, gehörte einem eben so reichen, als tugendhaften Manne, mit Namen Booz. Man wird ihm schon gut, wenn man nur hört, wie er seine Schnitter anredet, da er, um ihrer Arbeit nachzusehen, auf das Feld hinauskömmt. Nein! nicht ein gählinges, eigennütziges Nachfragen, wie weit sie in ihrer Arbeit gekommen, nicht ein ungestümmes, ängstliches Betreiben, fleißig zu seyn, ist seine erste Anrede; sondern ein sanfter, leutseliger Gruß: „Der HErr segne euch, meine Leute!“ und wie schön läßt es nicht?

nicht? da sie ihm antworten: „Der HErr segne auch dich!“ — Da er eine Aehrenleserinn auf dem Felde antrifft, so fragt er: „Wem gehört dieses Mädchen an?“ man sagt ihm: „Es ist die junge Moabitinn, so erst mit der Noemi hieher gekommen ist. Sie ist schon vom Morgen an bis jetzt auf dem Acker, und nicht einen Augenblick lang heimgegangen.“ Das ist dem Booz recht, daß er eine Gelegenheit hat, ihr Gutes zu thun, und die Tugend zu belohnen, von der er schon gehört hatte. Es wird ihm bange, sie möchte sich etwa vor ihm scheuen, und auf einen andern Acker gehen, und das wäre ihm gar nicht lieb. Er spricht sie also an: „Hörst du wohl, meine Tochter! geh ja von meinem Acker nicht hinweg, um anderswo zu sammeln, halte dich nur immer an meine Leute, und folge ihnen, wo sie schneiden! Dürstet dich, so geh hin, und trink von ihren Gefäßen; ist die Essensstunde da, so komm hieher, und iß mit ihnen! ich habe es ihnen schon befohlen, daß dir ja niemand überlästig seyn soll. Denn es ist mir alles angezeigt worden, was du deiner Schwieger nach deines Mannes Tode gethan, und deine Aeltern nebst deinem Vaterlande verlassen hast, und

zu einem, dir ganz unbekannten Volke, hast kommen wollen. Gott vergelte dir deine edle That! denn du verdienest dafür einen vollkommenen Lohn.“ — Da es Essenszeit ist, so nimmt er sie zu dem Mahle seiner Schnitter, legt ihr selbst reichlichere Speise vor, ermahnet seine Leute, ehe er von dem Felde zurück kehrte, insgeheim, ihr ja mit aller Sänfte zu begegnen: „Sollte sie für sich mit euch schneiden wollen, so wehret ihrs nicht! werfet mit Fleiße von den Garben allemal etwas hinter euch, und lasset es liegen, damit sie recht vieles nachzulesen findet, und doch ihrer Scham wegen unsers Almosens dabey nicht zu wehe geschieht;“ und sagt ihr selbst beym Abschiede noch einmal: „Geselle dich nur immer zu meinen Leuten, so lange die Aernte anhalten wird, und bis alle Früchte abgeschnitten sind.“ —

Sollte die Milde des Booz nicht vermögend seyn, euch, ihr Hausväter! zu geheimen Wohlthätern der Armen zu machen; so will ich euch eine andere Geschichte vorlegen, die noch viel eindringlicher ins Herz greift, und die ihr euch selbst seyn sollet. Was Ruth auf dem Acker eines Booz ist, das seyd ihr zur Zeit

der

der Aernte auf euern Kornfeldern. Die Aehren, so ihr sammelt, die Garben, so ihr heimführet, sind weiter nichts, als ein Almosen, so euch jener allgütige Hausvater in der Höhe zukommen läßt. Indessen aber, damit ihr seine milden Hände nicht sogleich wahrnehmen möget, läßt er euch einige Körner säen; er läßt euch die Erde umwühlen; er läßt euch auf dem Wahne, ihr hättet die Früchte eurem Fleiße, eurer Arbeit zu danken. Nein! eure ganze noch so reiche Aernte ist sein Eigenthum. Es stund zu Anfange des Jahres in seiner Willkühr, was er auf dem Grundstücke, das ihr das eurige nennet, wollte hervorwachsen lassen. Er ließ euch zwar darauf säen, was ihr wolltet; aber wenn er die Saat durch Näsſe, durch Kälte, durch Ungeziefer zu Grunde gerichtet hätte; hättet ihr es euch nicht müssen gefallen lassen? — vor was für einem Gerichte hättet ihr ihn deshalben klagen wollen? — aus was für einem Rechtsgrunde hättet ihr eine Klage wider ihn anstellen können? hättet ihr vielleicht einen Ersatz eures ausgeworfenen Saamens fodern wollen? war er nicht auch sein? — stund es nicht immer noch, auch da er schon in euren Scheunen, auf euren Böden lag, bey seiner

Güte, ob er ihn den Ratten, dem Wurme, der Fliege, oder euch zur Nahrung überlassen wollte? — O! sehet euch doch das ganze Jahr hindurch von einer Jahreszeit bis zur andern als Bettler an, denen jede Frucht eurer Aecker, eurer Wiesen, eurer Obstgärten, eurer Weinberge, lediglich aus Gottes großer Barmherzigkeit zu theil wird. Oder wenn euch dieser Titel vielleicht zu demüthigend ist, und sich nicht sogleich mit den stolzen Begriffen vereinigen lassen will, die ihr von dem reichen Ertrage eurer Güter habet; so betrachtet euch wenigstens als Kinder, denen Gott eben so, wie mancher Vater in der Christnacht, da er eine Menge von Aepfeln, Birnen, Nüßen, Weintrauben hin an die Bäume hänget, um ihnen eine unschuldige Freude zu machen. Aber vergesset da-bey ja nicht, euch eben so klug aufzuführen, wie diese Kleinen. Ihr werdet noch kein Beyspiel haben, daß je eines derselben geglaubt habe, der Baum, den sie des Morgens mit Obst und Zuckerwerk behängt fanden, habe alles dieses aus sich selbst hervorgebracht; oder diese außerordentliche Fruchtbarkeit habe es ganz allein seinen Bemühungen zu danken, daß es den Baum an eine gemächliche Ecke des Wohnzimmers

mers hingesetzt, ihm öfters frisches Wasser gegeben, und für seine Blüthe fleißig gesorgt habe; sondern, daß sie insgesammt dieselben immer als eine Bescherung, eine Gabe von oben herab dankbar und glaubensvoll anerkennet haben. Ihr möget euch von diesen beyden Betrachtungen eine wählen, was ihr für eine wollet: ihr möget euch als Bettler, oder als Kinder ansehen, so müsset ihr für euch immer die wichtige Sittenlehre herausziehen, mildthätig gegen eure bedürftigen Mitbürger zu seyn. Bedenket es selbst! wäre es nicht höchst unbesonnen gehandelt, wenn ihr Gott stets um eine reiche Aernte bitten wolltet, und einer armen, flehenden, hungernden Wittwe kaum einen Strohhalm bewilligen wolltet? — Wäre es nicht eine unverschämmte Dummheit, wenn ihr von einer Zeit zur andern vor die Altäre Gottes treten, täglich neue und neue, immerfort andere und andere Gaben, bald einen vollen Segen für eure Aecker, bald einen gedeihlichen Wiesenwachs, bald eine ergiebige Weinlese, bald die Fruchtbarkeit eurer Obstgärten, — ohne nur jemals mit Betteln auszusetzen, verlangen wolltet; indessen der armen Bettler überdrüßig werden wolltet, die sich nur da und

dort vor euren Thüren melden, und sich mit einer geringen Gabe, mit einem Stücke Brodes begnügen lassen. — Sollte euch ein Kind nicht hartherzig vorkommen, welches sich nicht erbitten ließ, seinen übrigen Geschwistrigten auch nur einige Bissen von seinem ihm beschertten Zuckerbrode mitzutheilen? lernet also von Kindern barmherzig zu seyn gegen andere, wie es euer himmlischer Vater auch gegen euch ist!

XXIII.

Der nüchterne Mann, und das verwegene Urtheil.

B. Ruth. 3.

Bis drey Scheffel Gersten war Ruth auf dem Acker des Booz reich geworden, und eilte des Abends freudenvoll nach Hause, so vieles gesammelt zu haben. Auch von dem Essen, so man ihr gab, hatte sie so vieles an ihrem Munde erspart, daß sie einen guten Theil desselben mit nach Hause brachte, um ihre arme Schwieger damit zu erquicken. Wie konnte es wohl an-

anders seyn, als daß der alten Noemi ihre Schwiegertochter täglich lieber, täglich schätzbarer werden mußte? wenn sie ihr doch nur auch für ihre Gutherzigkeit in etwas lohnen könnte! Sie sinnet auf Mittel, sie glücklicher zu machen, und in dem Berichte, den ihr die Ruth von des Booz Mildthätigkeit macht, glaubt sie eines zu finden. Wer weis, so denkt sie, ob seine Gütigkeit nicht sonst etwa von einem ganz besondern Eindrucke herrühret, die diese junge, tugendhafte Wittwe auf sein Herz gemacht? könnte sichs nicht zwischen ihr und ihm zu einer Heyrath fügen? das Gesetz begünstigte diesen ihren Gedanken; es verordnete, daß, wenn ein geehelichter Mann ohne Leibeserben dahinstürbe, der nächste Anverwandte desselben die Wittwe des Verstorbenen heyrathen, und sein Geschlecht erwecken sollte. Hier war eben der Fall. Die beyden Söhne der Noemi starben ohne hinterlassene Erben, und Booz war einer ihrer nahen Verwandten, ob er sichs gleich bisher nicht merken ließ. Noemi rathet also ihrer Ruth: „Höre, meine Tochter! bade dich, salbe dich, ziehe deine besseren „Kleider an, und geh hinab auf die Tenne des „Booz, der unser Verwandter ist, und heute

da-

„daselbst seine Gerste schwingt! warte, bis er „gegessen und getrunken, und sich schlafen ge„legt hat, (laß dich aber ja vor keinem Men„schen sehen,) und dann, wann du denkst, daß „er schläft, so leg dich zu seinen Füßen! bleib „allda liegen, und wenn er in der Nacht er„wacht, so wird er dir schon selbst sagen, was „du ferner zu thun hast!“

Nicht wahr, mein Leser! eben kein gar zu behutsam scheinender Rath! — Aber möchte er uns nicht etwa nur darum so unbehutsam scheinen, weil wir dabey in geheim fragen, ob unsere Tugend dieser Schlinge würde entgangen seyn? — Ruth befolgt alles blindlings, was ihr ihre Schwieger rieth. Wird ers wohl aushalten der Mann, was ihm diese Nacht begegnen wird? — Nur allgemeine Menschenliebe mags doch nicht ganz gewesen seyn, daß er so gar sehr bey seinen Schnittern für ihre Schonung sorgte; er that zu schön mit ihr, er sann zuviel auf jede Kleinigkeit, um ihr das Aehrenlesen ja recht bequem zu machen. — Auch von der Außenseite mahlt ihn uns die göttliche Geschichte nicht in dem besten Vertheidigungsstande. Es war eben der letzte Tag

der

der Erndte, an welchem Booz, nach der Sitte des Landes, seinen Dienstleuten die Schnittermahlzeit gab; er wollte sich selbst dabey einen besseren Tag machen, aß mehr, trank mehr, war ungewöhnlich fröhlicher, als sonst, warf sich in dem Taumel dieser müden Fröhlichkeit bey anbrechender Nacht auf einen Haufen Garben hin, und schlief ein. Was wird er wohl für einen Helden machen, wenn ihn bey nächtlicher Weile eine Versucherinn auf diesem Lager beschleichen wollte? und wie, wenns eine wäre, die ihn ohnehin schon beym Herz gefaßt hat? — Um Mitternacht erwacht er, wird eines Weibes bey seinen Füßen gewahr, stutzt, fährt auf, ruft: wer bist du? — hört eine wehemüthige, bittliche Antwort: „Ich bin Ruth, deine Magd. Breite deinen Mantel über deine Dienerinn aus; denn du bist mir verwandt (*).“ — Ein unvorhergesehenes Begehren! ein ganz unerwarteter Besuch zu einer solchen Unzeit! aber die Tugend des Booz bleibt

(*) Der Ausdruck: Breite deinen Mantel aus, hieß nach dem damaligen Sprachgebrauche so viel, als nimm mich zur Ehe, oder nimm mich unter deinen ehelichen Schutz.

bleibt sich so gegenwärtig, als wenn ihm Ruth diesen Antrag am hellen Tage, und in dem Angesichte aller seiner Mitbürger gemacht hätte. Er bemerkt was Schüchternes in ihrer Bitte, (es mag eine Ahndung ihrer eigenen Schamhaftigkeit gewesen seyn, die etwa sein ernstes Anrufen noch mehr erschüttert hat;) und alsogleich sucht er sie zu trösten, und aufzurichten: „Fürchte dich nicht, meine Toch„ter; es ist allem Volke, das inner den Tho„ren der Stadt wohnet, zuviel bekannt, daß „du ein tugendsames Weib bist. Sey mir „vielmehr von Gott gesegnet! Alles, um was „du mich bittest, will ich dir thun; aber es ist „noch ein näherer Anverwandter zu dir da, als „ich. Schlaf jetzo nur ruhig fort! Morgen „soll sichs geben. Wenn dieser dich nicht neh„men will, so nehm ich dich, so wahr der „Herr lebt.“ Ruth schlief also zu seinen Füßen ruhig fort. In der Frühe, ehe der Tag anbrach, bittet er sie ihn zu verlassen, mißt ihr in ihren Mantel noch sechs Scheffel Gersten, damit sie von ihm nicht ganz leer zu ihrer Schwiegermutter zurückkehren möchte, und warnet sie, weil er sogar den Schein des Bösen gerne vermeiden wollte: „Hüte dich ja, daß

„daß niemand gewahr wird, daß du diese „Nacht allhier bey mir warest.“ —

Was hättest du gedacht, gesagt, oder was sagtest du noch, du Ehrabschneiderinn! der jedes Paar zweyerley Geschlechts des Lasters schon verdächtig ist, wenn du den Booz und die Ruth die Tage her beobachtet, und nun sie beyde eben noch vor ihrem Auseinandergehen durch eine Oeffnung in die Tenne belauscht hättest? Nicht wahr? „Nun werde ich klug, warum der Booz bisher sogar gutthätig gegen diese Fremde war. — Was gabs dann diese Nacht wohl für ein Fest, daß sie so sehr geputzt ist? war sie es doch gestern und vorgestern nicht einmal bey dem Tage so; — zu was dann dieses neue Geschenk, wenn es nicht = = = Lohn ist? bekam sie nicht schon ohnehin genug von ihm an Gerstenfrüchten? oder wenn doch ja alles so richtig hergieng, warum solls niemand wissen dürfen, daß sie diese Nacht bey ihm war?“ — Weil du die Sache doch gar zu gerne recht sicher wissen möchtest, so will ich sie dir im Vertrauen stecken: Die Ruth schlief diese Nacht beym Booz; allein, die Sonne hätte sie in ihrem Laufe wohl übereilt, in jedem Augenblicke

der spätesten Nacht alle Finsternissen rings um sie her auf einmal zerstreuen, und du, und alle Völker dem Feste ehrwürdig beywohnen dörfen, das sie da eben in der Dunkle zur Ehre der strengsten Tugend hielten. Gelt! das wirst du mir unmögsich glauben können! — Nun, so verzeihe mir, wenn ich dirs sage: Du dünktest mich nicht Ruth, nicht Booz zu seyn.

XXIV.

Der gewissenhafte, edeldenkende Bräutigam.

B. Ruth. 4.

Ruth hinterbringt ihrer Schwieger alles, was sich zwischen ihr und Booz diese Nacht zugetragen hat. Noemi spricht ihr Muth zu: „Wärte nur, meine Tochter! wir wollen sehen, was diese Sache für einen Ausgang nimmt. Gieb acht! er wird nicht ruhen, er habe dann vollzogen, was er zu dir geredet hat.“ Das hatte die Alte gut vorhersagen können. Daß Booz ein Mann ist, der nicht nur eine milde Seele besitzt, auch feines Gefühl für die

Tugend

Tugend hat, die ihm die Ruth seiner nochmal so werth macht, ist aus seinem bisherigen Verhalten offenbar. Ihr stilles, sanftmüthiges Wesen, mit welchem er sie bis hieher ihre Armuth ertragen sah, schmelzte seine Neigung gegen sie immer näher hin zu dem gemeinen Wunsch, sie glücklicher zu machen. Die Veste der Liebe, durch welche sie unzertrennlich ihrer Schwiegermutter anhängt, alles Leiden gelassen, ruhig mit ihr theilet, läßt ihn gar wohl einsehen, was er an ihr für eine edelmüthige, schätzbare Frau bekömmt. Noch eines ist, was ihn für sie gänzlich gefangen nimmt. Daß ihrs nicht um einen jungen Gatten ist, daß sie ihn als einen schon etwas älternden Mann zur Ehe aufsucht, das steigert den Werth ihrer Tugend in seinem Auge. Er rechnet ihr diese Wahl als eine Treue an, die sie ihrem ersten Manne noch in dem Grabe bezeigen will; indem sie sich nur einen seiner Anverwandten, sollte er auch nicht mehr jung seyn, ausersieht, um dessen Andenken durch einen Erben zu erwecken. Sie hatte ihm gestern kaum ihre Bitte vorgetragen, so war er seiner schon nicht mehr mächtig genug, ihr deshalben sein inniges Wohlgefallen gleich auf der Stelle nicht zu eröffnen: „Sey

„gesegnet, meine Tochter, von dem Herrn! „du thust es der ersten Treue gegen deinen noch „lebenden Mann mit der letzteren gegen den „todten bevor, da du keinem Jünglinge, weder „einem reichen, noch einem schönen nachge„hest.“ Wer sollte wohl nicht glauben wollen, daß Booz sie bald zu besitzen wünscht, da er ihr einmal seine Hand gegeben?

Allein, nur noch ein einziges Bedenken hält ihn auf, ihr sein Versprechen zu erfüllen. „Es ist ein ihr noch näherer Anverwandter da, als ich; wer weis? vielleicht hätte er sie nehmen wollen, und er hats Recht vor mir.“ — Hätte sich Booz des gestrigen nächtlichen Besuches bedienen wollen, so wäre sie nun seine, und unwiederruflich seine. Durch was? — durchs Band des Lasters? — Das sey ferne von ihm! Er hat zuviel für seine, für ihre Tugend Verehrung. — So brauchte er doch wenigstens nicht sich um diesen nähern Anverwandten zu bekümmern? Er meldet sich ja nicht um sie; und sollte er nicht wissen, was hier nun alle Kinder wissen, wer sie ist? hat sie sich diesen dann auch so, wie ihm zur Ehe angetragen? hat dieser ihr, wie er, die Ehe schon ver-

versprochen? — Nein! keine Beweggründe, von denen sich Booz ein Recht zu seiner Braut geben läßt, die ihm doch je eher, je lieber willkomm ist. Er geht, und setzt sich unter das Thor der Stadt, wo immer die Rathsversammlungen gehalten, und die öffentlichen Verträge abgeschlossen wurden; nimmt zehen der Aeltesten des Volkes als Zeugen mit sich, ruft den eben vorübergehenden nahen Verwandten an, unterrichtet ihn selbst von seinem Vorrechte, und da diesem unedlen Manne die Ruth, die nicht mehr als einen einzigen Acker zu ihm bringt, zu arm ist, so nimmt sie Booz zur Frau.

Ein Bräutigam nach der Mode unsrer heutigen, gesittet seyn sollenden, feinern Welt war Booz eben nicht. Eine Geliebte, die sich zu Nacht so nahe hin zu seinen Füßen schmiegt, und dadurch ihre Wünsche genugsam zu erkennen giebt, nicht einmal berühren, — sie noch vor Tags für ihre Dienstfertigkeit mit einigen Viertelu Gerste nach Hause schicken, — erst lange Ueberlegungen über das Gesetz, über das Recht eines andern anstellen — zeigt allzuviel Kaltblütigkeit, allzuviel Gewissensängstlichkeit, all-

zuviel Leeres und Gleichgiltiges an. Die jugendliche, feuerige Liebe ist nicht so bedachtsam, nicht so skrupulös; sie geht gerade auf ihren Gegenstand zu; was bekümmert sie sich um Gesetz, was um die Gerechtsame eines andern, was um Sitte, was um Aufsehen? so schüchtern ist sie nicht. — Ja, ja! das ist sie nicht, die jugendliche, feuerige Liebe, wenn sie blos thierischer Trieb, ausschweifende Wohllust ist; wohl aber, wenn sie eine vernünftige Menschenliebe, und noch vielmehr, wenn sie eine christliche Bruder- und Schwesterliebe ist. Und wo sollte sie es mehr seyn, als unter Personen, die ein unzertrennliches Leiber- und Seelen vereinigendes Bündniß miteinander errichten, und durch dieses Bündniß jenes große Geheimniß vorstellen wollen, wodurch sich Christus mit seiner Kirche vermählet? — — Weg doch, mit solchen Andächteleyen vor unsrer aufgeklärten, weit feinern, jungen Weltbürgerschaft! das muß sie besser wissen, wie sich Personen von beydem Geschlechte in solchen Fällen gegeneinander zu verhalten haben, als der erfahrnste Moralist! — Man bleibe also mit dergleichen Grillen zu Hause, und lasse sie thun, was sie will! — Das ist

wohl

wohl ihr Wunsch; aber ist es auch ihre Seligkeit? —

XXV.

Die gutherzigen Bürger.

B. Ruth. 4.

Was doch nicht alle Bürger und Bürgerinnen zu Bethlehem für eine Freude haben, daß nun die Heyrath der Ruth mit Booz zu Stande gekommen ist! Seitdem nur die Treue dieser tugendhaften Wittwe gegen ihre Schwiegermutter bekannt wurde, hat man sie schon eines bessern Schicksals werth geachtet, und da es ihr nun geworden ist, so gönnet man es ihr allenthalben aus voller Seele. Es ist nur eine Stimme, alles, jung und alt wünschet ihr auf offenen Gassen, und unter einem allgemeinen Jubel Glück, Ehre und Segen in dieser Ehe zu: „Sie soll so fruchtbar werden, wie Rachel und Lia! — sie soll einen so zahlreichen Samen erhalten, wie Phares, der Stammvater der Bethlehemiten! — sie soll auf immer das Beyspiel der Tugend zu Ephrata bleiben!

— ihr Name soll stets herrlich zu Bethlehem seyn!" — Und da sie nun gar dem Booz einen Sohn gebiehrt, so laufen, so eilen alle Frauen zu der Noemi, preisen Gott und seinen Namen, daß er ihr in ihrer Schwiegertochter einen Sohn erwecket hat; können ihr ihre liebe Ruth nicht genug anrühmen, und versichern sie, daß sie ihr viel besser, als sieben Söhne sey. Die Alte kann sich vor inniger Freude über die lauten, aufrichtigen Wünsche ihrer wohlmeynenden Landsleute nicht fassen; nimmt das Kind auf ihre Arme, erzieht es auf ihrem Schooße, und thut mit ihm, wie es einer Säugamme und Kindeswärterinn gebühret.

Die gutherzigen, rechtschaffenen Bürger! — und Ruth war eine Ausländerinn; — und Ruth war ihres Glaubens nicht; — war eine Heydinn. Gleichwohl! es ist ihnen genug, daß sie Tugend hat, um ihr recht herzlich gut zu seyn. Man liest nicht in der Schrift, daß sie über diese Heyrath die Köpfe zusammenstiessen; da sich doch unserer Zeit so manche Stadt in allen Zusammenkünften hierüber würde beschäfftiget haben. Kein Bürger verdenkts dem Booz, daß er keine Israelitinn zum Weibe nahm.

nahm. Kein Freund nähert sich seinem Ohre, und sagt ihm mit einer prophetischen Mine vorher: Daß Gott zu der Ehe mit einer Moabitinn keinen Segen werde geben können. Nicht eine der Frauen hält sich darüber auf, daß ihm keine Tochter des Städtchens bis hieher gut genug war, und nun diese Fremde. Nicht eine spottet über das große Glück, das er mit dieser armen Wittwe macht, die außer einigen Morgen Feldes sonst nichts zu ihm bringt. Nicht eine giebt sich die Mühe, die wahren, geheimen Triebfedern seiner Verbindung anderswo als in der Verwandtschaft und in der Tugend dieser Ausländerinn aufzusuchen. Nein! eine einfältige, sanfte Herzensgüte aller Bürger, sowohl Männer als Frauen verschlinget jede ärgerliche Anmerkung, jede neidische, höhnische Betrachtung, jedes ehrenrührische, frevenliche Urtheil und Gespräch über diese Heyrath.

Sollte dieses so empfindsame Beyspiel uns, die wir einen Ausländer, und noch vielmehr einen Irrgläubigen beynahe nicht für unsern Nebenmenschen erkennen wollen, nicht menschenfreundlichere Gesinnungen einflößen? Was machen wir uns dann wohl von Gott und der Welt für einen Begriff? Ist er nicht Vater

aller Menschen, sie seyen, wer sie wollen, sie wohnen, wo sie wollen, sie glauben, was sie wollen? Ist diese ganze, weite Menschenwelt nicht seine Familie? soll er auch unser Vater seyn; wollen auch wir seine Kinder seyn; wie können dann, wie sollen dann alle übrige Menschen nicht unsre Brüder seyn? und sind sie unsre Brüder, wie dürfen wir sie dann scheuen? wie dörfen wir sie dann hassen? Macht dann dieser Vater unter seinen Kindern auf dieser Welt auch einen solchen Unterscheid, wie wir unter Vaterland und Glauben in Ansehung unsrer Brüder machen? Sehen wir es vielleicht an seiner Vatersorge, nehmen wir es vielleicht an der Austheilung seiner Gaben wahr, daß an diesem Ende des Erdbodens Heyden, und an jenem Christen wohnen? Bemerken wir was solches an dem Einfluße der Planeten auf diese Welt, an dem Thaue und Regen des Himmels, an der Fruchtbarkeit des Erdreiches, an dem Gange der Flüsse und des Meeres? Lasset uns einmal den ganzen Erdboden durchgehen, und sehen, ob wir finden werden, daß, wenn er es auch einem Striche desselben an etwas gebrechen läßt, ers ihm auf einer andern Seite nicht reichlich wieder ersetzt? Wenn

nun

nun aber unser weiser, bescheidener Vater so handelt, warum wollen wir unverständige Kinder so tollkühn thun? Wenn ein Vater einen irrgläubigen Fremdling, der ihm ehemals auf seinen Reisen auch viele Freundschaft erwiesen, nun dankbar, auf einige Zeit in sein Haus aufnähme, ihm alle mögliche Höflichkeit und Gastwirthschaft erzeigte; indeß sein unbesonnener Sohn einen offenbaren Abscheu vor ihm blicken ließe, ihn einen Ketzer ins Gesicht schimpfte, ihn sogar das Haus räumen hieße; was würden wir von diesem Sohne denken? würden wir ihn nicht für einen ungezogenen, frechen Menschen erklären, der keinen Verstand, keine Sitten hat? Ist aber dann unser Verhalten nicht eben jenes dieses ungesitteten Sohnes, der wenigstens aus Ehrerbiethung, aus Gefälligkeit gegen seinen Vater seine geheime Abneigung zurückhalten sollte? Ihr werdet mir sagen: „Ja! Gott kann doch keinen Wohlgefallen an einem Irrgläubigen haben, weil er auf seinem Glauben nicht kann selig werden.“ Aber so bleibt doch wenigstens immer wahr, daß Gott dieses sein Mißfallen in dieser Welt nicht äußerlich zeigen will; daß Gott mit ihm wegen seines Irrglaubens noch nicht hier Ge-

richt halten will: wie können dann also wir uns unterfangen, ihm als einem von Gott ewig Verworfenen schon hier in der Zeit zu begegnen? Würden wir den Menschen nicht äußerst verabscheuen, der sich vor der Zeit an dem Leben eines eingezogenen Uebelthäters vergreifen wollte, weil er nicht anders glaubt, und weis, als, daß ihn der Richter innerhalb eines Jahres ohnehin zum Schwerte verdammen wird? würden wir nicht sagen: „War er dann Richter über das Leben dieses Missethäters, dieser Kecke, unbarmherzige Mensch? Wer weis? hätte es nicht seyn können, daß ihn der Landesherr doch noch begnadigt hätte?“ Passet dieses Gleichniß nicht treflich auf unser Verfahren? Gebet einmal Acht! Der Beweggrund, warum Ruth ihr abgöttisches Vaterland eigentlich verläßt, und nach Bethlehem zieht, war nichts weniger, als reine Absicht, zur wahren Religion überzutreten, sondern eine fleischliche, untrennbare Anhänglichkeit an ihre Schwiegermutter. Indessen lag die Gnade und Barmherzigkeit Gottes gegen die Ruth heimlich mit unter der Decke verborgen. Eben diese Anhänglichkeit sollte der verborgene Weg seyn, wodurch sie zum wahren Glauben gelangen

gen

gen sollte, und auch wirklich gelangte, ja, sogar eines der Vorältern des Sohnes Gottes selbst ward. Hätten die Bürger zu Bethlehem bey ihrer Ankunft gesagt: „Wir leiden nicht, daß sie sich in unsrem Städtchen niederläßt; sie ist eine Abgötterinn, ist eine Heydinn, und Heyden sind ein Gräuel vor Gott, sind ewig von ihm verworfen; einmal! wir dulden sie nicht.“ Hätten sie sie nicht vor der Zeit gerichtet? hätten sie nicht das ungerechteste Urtheil über sie gesprochen? wäre dieß dem Urtheile Gottes nicht schnurstracks entgegen gewesen? wäre ihr Eifer nicht der frecheste, blindeste gewesen? Ist es dann also nicht auch von uns die unbesonnenste Kühnheit, zu sagen: „Ja! er ist einmal ein Lutheraner, ein Kalvinist, und darum können wir ihn nicht leiden, und leiden ihn auch nicht: Gott ist selbst kein Freund von ihm; warum sollen wir ihm gut seyn?“ Was für ein unüberlegtes Verfahren! woher wisset ihr dann, daß Gott kein Freund von ihm ist? woher wisset ihr dann, daß Gott nicht schon wirklich in Geheim seine Bekehrung veranstaltet? Ja! werdet ihr mir antworten, er würde zu unserer Kirche gewiß nicht übertreten, wenn er bey uns nicht seine Nahrung und sein Unter-

kommen hoffte, suchte:" Es soll ganz wahr seyn, was ihr behauptet; was folget daraus? kann dieses Nachsuchen um sein Unterkommen, um sein Brod, darum nicht eben so der geheime Kunstgriff Gottes seyn, durch welchen er ihn zu einem wahren Katholiken machen will? „Ja! haben wir aber nicht von der Erfahrniß, daß Konvertiten grösstentheils wieder zu ihrem alten Glauben zurücktreten?" — Auch das soll wahr seyn; was folget hieraus? Ruth kömmt nach Bethlehem; es geht ihr hart; sie muß sich mit Betteln fortbringen; aber doch trifft sie gute, mildthätige Leute um sich an, die ihr nichts Leides thun; und dieses tröstet sie, und erhält sie. Aber gesetzt, die Bürger von Bethlehem wären unfreundlich, lieblos gegen sie verfahren, ihre alte Schwiegermutter wäre unterdessen gestorben; nun ganz verlassen, hätte sie keinen Menschen mehr gewußt, zu dem sie ihr Zutrauen hätte nehmen dörfen, und wäre also zu ihren Freunden, und zum Heydenthume wieder zurückgekehrt; wäre das eine Folge gewesen, daß ihre Bekennung zur jüdischen Kirche kein Werk der göttlichen Gnade gewesen? Habt ihr den zurückgetretenen Konvertiten, über die ihr klaget und lästert, eben so leutselig, so mit-

mitleidig begegnet, so lange sie unter euch waren, wie der Ruth die Bethlehemiten? — Sie kamen zu uns, ihren Lebensunterhalt zu suchen; Gott bediente sich dieses Mittels, sie zum wahren Glauben zu führen; aber er wollte sie prüfen. Sie mußten sich einige Zeit kümmerlich mit Almosen behelfen; doch! dieses würden sie ausgehalten haben: allein, sie fanden den rasenden Pöbel eines ganzen Dorfes, einer ganzen Stadt wider sich. Sie mußten unter lauter wilden, grimmigen Thieren in Menschengestalt leben; verdächtig, hassenswürdig mußte ihnen selbst die Religion vorkommen, in welcher sich alles so voll von lieblosen Abentheuern von Menschen befände, die ihnen ihr weniges Almosen mißgönnten, jeden Augenblick vorrückten, bey ihnen nicht vorübergehen konnten, ohne sie zu beschimpfen; mit ihnen kein sanftes, aufrichtiges, friedliches Wort reden konnten; sie wurden zu schwach, länger unter einem so barbarischen Volke zu wohnen, und suchten ihre Heimat wieder. Und ihr wollet sie deshalben tadeln? Was hat mehr bey ihnen an dem Werke der Gnade Gottes zerstört, was hat mehr derselben Vorhaben zernichtet, ihre Schwäche, oder eure ungesittete, unchristliche

Lieb-

Lieblosigkeit? Würdet ihr, als gebohrne Katholicken länger unter Katholicken aushalten können, wenn sie euch allenthalben eben so unmenschlich begegneten?

Nein! es ist euch nicht erlaubt, und es ist eine höchst sträfliche Freyheit, von je einem einzigen Irrgläubigen das Urtheil zu fällen: „Gott hat ihn um seines Irrglaubens willen auf ewig verworfen;" weil ihr nicht wissen könnet, was Gott noch für eine Gnade in jenem tiefen Abgrunde seiner Barmherzigkeit für ihn insbesondere aufbehält. Es ist eben zu seiner Bekehrung nicht nöthig, daß er vor allen Menschen feyerlich und öffentlich seinen Irrglauben abschwöre; nein! Gott kann ihm noch ein geheimes Licht geben, bey dem er seinen Irrthum noch auf dem Sterbebette einsieht, und eben zugleich in der Stille verdammt. Es ist nicht über das Maaß seiner unendlichen Güte, ihn wegen einer unsträflichen Unwissenheit, in der er immerfort gelebet, zu begnadigen, und vielleicht gewinnt er sich noch einige Augenblicke vor seinem Hinsterben durch den einzigen aufrichtigen Wunsch: „Herr! wenn ich wissen sollte, daß ich jenen wahren, allein selig-

machen-

machenden Glauben nicht hätte, so wäre ich bereit, meinen Irrglauben noch abzuschwören," Gottes ewige Freundschaft.

Allein, bey dieser Sittenlehre darf ich noch nicht stehen bleiben. Es ist eine noch weit wichtigere zurück. Ich will euch nun recht vieles zugeben; ihr sollet es für ganz gewiß wissen, daß dieser oder jener Irrgläubige auf ewig von Gott verworfen ist. Was folget nun hieraus? — also dörfet ihr ihn hassen, anfeinden? — Großer Gott! wie hoch kann doch der Unsinn bey Geschöpfen steigen, denen du das Licht der Vernunft gegeben hast? welche Unmenschen leben nicht noch mitten unter den gesittetesten Völkern? welch eine Menge Furien mitten in dem Schooße des Christenthumes? — Also, weil eine ewige Quaal auf ihn wartet, so müsset ihr den höllischen Geistern einstweilen bevorkommen, und ihn schon hier auf dieser Welt zu quälen anfangen? — also, weil ihn Gott einst in der Ewigkeit von seinem Angesichte verstoßen wird, so müsset ihr ihn schon hier in der Zeit auch von dem eurigen verstoßen? — Habt ihr dann auch einmal bedächtlich, und ohne Vorurtheil überleget, wie es

hey-

hergieng, daß dieser Mensch einst ewig verworfen wird? — Er war ein unschuldiges Kind, wie ihr, aber von irrgläubigen Aeltern gebohren. Konnte er hiezu etwas? — Da er zu seinem sechsten, siebenten Jahre kam, so fiengen diese schon an, ihm die Grundsätze ihres Irrglaubens beyzubringen. Hätte er vielleicht schon damals ein Mistrauen in die Lehren setzen sollen, die ihm seine Aeltern gaben? — Bey zunehmenden Jahren pflanzte sein Schulmeister eben diese Lehren fort, alle seine Seelsorger, alle Prediger seiner Vaterstadt bestättigten und unterstützten sie aus dem Worte Gottes auf der offenen Kanzel, und zwar mit so vielem Eifer, mit so vieler Gründlichkeit, daß sein Verstand, dabey etwas einzuwenden zu schwach war. Was er glaubte, das glaubten alle Leute in der Stadt, alle Leute in dem ganzen Lande, und unter diesen sah er täglich eine unzählige Menge der ansehnlichsten, der tugendsamsten, der gotteifrigsten Männer, der erbaulichsten Christen vor sich. Hätte er vielleicht hier anfangen sollen, in seinem Glauben zu wanken? — Er befand sich bey den Sterbebetten seiner Aeltern, und so mancher seiner Befreundten; sie starben getröst, ihrer Selig-

keit

keit wegen gesichert dahin. Kein Argwohn, kein Mißtrauen, keine Unruhe wegen ihres Irrglaubens ließ sich von weitem bey ihnen blicken, so nahe sie auch dem Richterstuhle Gottes waren. Voll vom Vertrauen auf die väterliche Güte Gottes, und die Verdienste Jesu Christi, unter den anmuthigsten, heiligsten Sprüchen aus der Bibel, an die sie sich in ihrer Lebenszeit gewöhnt hatten, und nun selbst vorbetheten, gaben sie wohl gemuthet, sogar freudig ihren Geist auf. Der Leichenprediger bestieg die Kanzel, und pries sie wegen ihres erbaulichen Wandels, wegen ihres erbaulichen Todes als selige, als ewige Kinder Gottes nunmehr in dem Himmel zuversichtlich an: haben ihn vielleicht solche Todesfälle seines Irrglaubens wegen beunruhigen sollen? — Er hörte wohl vieles von dem katholischen Glauben, aber nie anders, als unter dem hassenswürdigen Titel eines Irrglaubens; alles, was täglich rings um ihn her war, redete, dachte so von diesem Glauben. Man erklärte ihm wohl die Grundsätze desselben, aber verdammte sie auch zugleich; und fügte solche Widerlegungen hinzu, die nach dem geringen Maße seiner Faßlichkeit und Erkenntniß die gründlichsten, und

aus der Schrift selbst hergenommen waren. Man hat ihn, so lang er lebt, von dem schändlichen Aberglauben, von den heuchlerischen Andächteleyen, von den lächerlichen Gebräuchen und Ceremonien der Katholiken nicht sagen genug können: hätte ihn vielleicht ein solcher Unterricht auf die Gedanken führen sollen, zur katholischen Kirche überzugehen? — Er ist also noch immer der Lutheraner, der Kalvinist, wie er gebohren wurde; und ihr seyd darum verbittert auf ihn, daß er es noch ist? — Er stirbt auch als ein solcher, und wird derohalben von Gott ewig verworfen; und darum könnet ihr ihm nicht gut seyn? — Ihr äußerst unbesonnene Menschen! Mein! worauf beruhet dann eure Sicherheit, daß ihr dafür haltet, der katholische Glaube sey der einzige wahre, seligmachende Glaube? nicht wahr? ganz alleine darauf: Ihr seyd von katholischen Aeltern gebohren; diese haben euch in eurer Jugend die katholischen Grundsätze eingeflößt, euer Lehrmeister hat sie unterstützt, euer Seelsorger bestättiget, von allen Kanzeln hörtet ihr den nämlichen Ton; eure nächsten Verwandte, und tausend andere euch als fromme, gelehrte, bekannte Männer leben und sterben um und neben

ben euch in demselben sicher dahin. So oft ihr von dem lutherischen oder kalvinischen Glauben nur höret, so höret ihr immer auch zugleich, daß er ein verdammlicher Irrglaube sey. Man hat euch stets die ärgerlichsten Begriffe von der Beicht, von dem Abendmahle, von den Priestern, von der Sünden Nachlaße der protestantischen Kirche beygebracht; ihr seyd also noch Katholiken, und wollet als solche sterben. Nun saget mir einmal! beruhet seine Versicherung, daß sein Glaube kein Irrglaube, sondern der wahre Glaube sey, nicht auf eben der nämlichen Grundfeste, worauf die eurige ruhet, daß die katholische Religion die wahre Religion sey? habt ihr es in eurem ganzen Leben nur einmal versuchet, die Glaubensgrundsätze, so euch eure Aeltern, eure Lehrer, eure Seelsorger gaben, und noch geben, zu prüfen, ob sie auch wirklich so gründlich sind, als sie euch scheinen? nicht? — auch er nicht. Nicht wahr! ihr möget nicht einmal die Gespräche anhören, die wider euren Glauben sind? — er auch nicht. Ihr stoßet jeden Religionszweifel als eine Versuchung des Teufels alsbald von euch; — er auch. Ihr haltet es für ein ganz besonders Verdienst, blind

zu glauben; — er auch. Ihr verlasset euch darauf, daß eure geistlichen Vorsteher mehrere Einsichten, mehrere Fähigkeiten besäßen als ihr, die Glaubenswahrheiten zu durchforschen, und euch und sich nicht fälschlich mit einer Afterlehre hintergehen würden; eben so denkt auch er. Nun frage ich euch: Was findet ihr dann an der Person dieses Menschen, das ihn seines Glaubens wegen so hassenswerth in euren Augen macht? vielleicht, daß er ein hartnäckiger Lutheraner, oder Kalvinist ist? aber diese seine Hartnäckigkeit stützet sich auf eben so starken Beweggründen, wie die eurigen, als ein Katholik leben und sterben zu wollen; und wenn er nach dem Maße seiner dermaligen Einsichten weniger hartnäckig wäre, wenn er seinen Glauben mit den ihm eigenen Grundsätzen nicht zu verfechten wüßte, so wäre es entweder ein Zeichen, daß er schlecht unterrichtet sey, oder er würde eben darum ein treuloser Mensch seyn, der sich, in Ansehung der Religion, die er doch für die wahre erkennet, gleichgiltig und kaltsinnig verhielte. Verdiente er dann erst euren Haß nicht noch mehr?

Ja!

Ja! — aber wie viele Irrgläubige sehen gar zu wohl ein, daß ihr Glaube auf einem schwachen Fuße stehe, und bleiben doch die, so sie sind? Auch das will ich euch zugeben; allein, ihr irret euch sehr, wenn ihr denket, daß dieser Einwurf eure Unbesonnenheit, eure Erbitterung beschöne. Er soll mir vielmehr Gelegenheit geben, euer sträfliches Verfahren in ein noch helleres Licht zu setzen. Seyd nur aufmerksam! Aus was für Ursachen beharren die meisten von denen, die auch das Ungründliche ihres Glaubens einsehen, dannoch in demselben? Aus einem boshaften Eigensinne, ihre Seligkeit eher zu verscherzen, als ihn zu ändern? — Gewiß nicht einer. Aber alle aus Schwachheit, aus solcher Schwachheit, der auch ganz sicher ihr selbst nicht würdet gewachsen seyn, wenn ihr euch an ihrer Stelle befinden solltet. Sie haben, wenn sie einen solchen Wechsel vornehmen wollen, nichts geringeres, als ihr Vaterland, ihre Aeltern, Geschwistrigte, Freunde, sie haben Haus und Hof, Hab und Gut, sie haben, nachdem es ihr Stand mit sich bringt, Werkstätte, Gewerbe, Ehrenämter auf immerdar zu verlassen, auf jede Erbschaft, die ihnen noch da und dort zufallen

könnte, gänzliche Verzicht zu thun. Sind sie verheyrathet, so müssen sie es blindlings der Vorsicht Gottes überlassen, wie sie sich mit ihren Kindern fürohin forthelfen wollen. Was alle ihre Landsleute für nachtheilige, beschimpfende Urtheile über ihre Abtrünnigkeit, besonders, wenn sie im Ansehen stunden, fällen werden, was ihre ganze Verwandtschaft, die sich höchst dabey beleidiget finden wird, für einen Widerwillen gegen sie schöpfen wird; das muß ihnen um Gottes willen gleichgiltig und verächtlich vorkommen. Ist alles dieses etwas so leichtes? — gehört hiezu keine Glaubensseele? müssen sie nicht eben das thun, was ehemals in den Verfolgungen die alten Christen, was unsre größten Heiligen thaten, deren großmüthige Beyspiele wir so sehr bewundern, aber uns so wenig nachzuahmen getrauen? müssen sie nicht noch mehr thun? die alten Christen wurden um des Glaubens willen von ihren Besitzungen mit Gewalt verjaget, und ließen sichs gefallen; sie haben alles aus eben dieser Ursache freywillig zu verlassen. Sehr viele unserer Heiligen verließen zwar auch alles freywillig, aber gemeiniglich nur in der einzeln Person ihrer selbst; sie haben alles größtentheils,

sogar

sogar in ihren Gattinnen und Kindern zu verlassen, die alsdann sämmtlich nicht wissen, woher sie fürohin leben sollen. Wenn jene hingiengen, und alles verließen, so sah ihnen die Welt, auch die, welche äußerlich ihre Unternehmung als Thorheit verlachte, doch mit einer geheimen Ehrerbiethung nach, und nur die zärtlichsten Thränen ihrer Verwandten begleiteten sie in ihre Einsamkeit; diesen würde nur allgemeine Verachtung, Tadel, Lästerung ihrer Landsleute, nur geheime Flüche, stille Verwünschungen, oder wenn auch Thränen darunter sind, nur erboste Thränen ihrer Verwandten auf den Fuß nachfolgen. Jedoch, das ist noch nicht alles. Ich habe euch nur erst gezeiget, was sie verlassen müssen, wenn sie ihren Glauben ändern wollen. Nun wollen wir sehen, was sie sich ferner gefallen lassen müssen, wenn sie ihn wirklich geändert haben, und ist unsere Lieblosigkeit gegen Neubekehrte nicht bereits schon so verschrieen, daß sie dieß alles leicht voraus sehen können? Ihr erster Schritt muß seyn, daß sie sich in ein katholisches Land begeben; und wer, wenigstens von dem gemeinen Manne, empfängt sie hier freundschaftlich? Niemand. Wer erbauet sich an

ihrem Religionseifer? Niemand. Wer glaubt an ihre Versicherung, so vieles verlassen zu haben, so vieles aus ganz alleiniger reiner Liebe zum wahren seligmachenden Glauben verlassen zu haben? Niemand. Wer wird von ihrem, und der Ihrigen Elende gerührt? Niemand. Wer giebt ihnen eben so willig, so mildthätig ein Almosen, als man es den übrigen Armen der Stadt und des Landes giebt? Niemand. Wer nimmt sie auch nur eben so bereit, wie jeden andern Menschen in die Miethe seines Hauses auf? Niemand. Wer ist gerne in ihrem Umgange, in ihrer Gesellschaft? Niemand. Warum? weil sie, ob sie gleich nun Katholiken, eifrige Katholiken sind, ehemals nur Lutheraner, Kalvinisten waren. Giebt uns hievon die tägliche Erfahrung nicht das beste Zeugniß? Würde der Landesherr auch nur einem unter ihnen eine besondere Gnade erzeigen, und ein Ehrenamt anweisen, so werden sich allenthalben die bittersten, mit Lästerungen vermengten Klagen hören lassen: Man entziehe dem Landeskinde das Brod, und gebe es einem hergelaufenen Menschen. Würde auch nur einer aus ihnen sein voriges Handwerk, sein voriges Gewerbe wieder treiben wollen, so wird

er

er einen einheimischen Aufstand einer ganzen Meisterzunft in einer Stadt erregen, und sich einen unversöhnlichen Haß aller übrigen Bürger, die daran Theil nehmen werden, auf den Hals laden. Wird er bey diesen Umständen viel Jammerns, viel Wehklagens machen wollen, so wird man so unchristlich seyn, und ihm den trotzigen Bescheid geben, in das Land wieder zurückzukehren, woher er gekommen ist; wohin er jedoch nicht wohl mehr zurückkehren kann, zurückkehren darf. Womit sollen sich dann also diese Armseligen rathen, was sollen sie thun? wenn sie klug sind, was anders, als daß sie Gott allein ihre Dürftigkeit, ihr Bedrängniß, ihre Verlassenheit ganz in der Stille klagen, und sich als Katholiken unter Katholiken eben so schmiegen, wie sich die Christen unter dem harten Joche der Türken, und unter den wilden, abgöttischen Indianern schmiegen, die zu jeder Frevelthat, so ihnen begegnet, schweigen, und sich in äußerster Geduld behalten müssen. Aber nun frage ich: Ist ein solches Leben nicht das elendeste Leben? ist ein so elendes Leben nicht ein langsamer Martertod? — und ihr wollet euch so sehr darüber aufhalten, daß eine Menge derer, welche ihren

Irrglauben einsehen, dannoch in demselben beharren? Wunderbar! ihr wollet diese etliche, wenige Familien, die täglich einzeln von der lutherischen Kirche zur katholischen übertreten, nicht unter euch dulden; und ihr verlanget doch, daß sie in großen Schaaren zu uns herüberkommen sollen. Ist das nicht Unbedachtsamkeit? ihr verlanget, sie sollen in der Veränderung ihrer Religion eben so leicht entschlossen seyn, als wenn wir sie mit offenen Armen empfiengen, als wenn sie unter uns ihre besten Freunde wieder fänden; als wenn sie unter uns einen doppelten Ersatz für ihre hinterlassenen Güter, hinterlassenen Ehrenstellen erhielten; als wenn sie unter uns das geruhelichste, das gesegneteste Leben, ein Paradies anträfen. Ist das nicht die unbescheidenste Uebereilung in unserm Urtheile?

Lasset uns also klüger werden! lasset uns gegen fremde Glaubensverwandte sanftmüthigere Gesinnungen fassen! lasset sie uns als Geschwistrigte ansehen, die zwar nicht von eben derselben Mutter, aber doch eben von demselben Vater sind! Würden wir es für billig halten, darum einen Bruder, eine Schwester zu has-

hassen, weil sie der Vater von der Erbschaft gänzlich ausgeschlossen hat, ohne daß sie mehr oder weniger Verdienste, mehr oder weniger Verschuldung, als wie wir, auf sich hätten? hieß das nicht, sie darum hassen, weil sie unglücklich sind, ohne alle Schuld unglücklich sind? oder ist, wenn wir die Sache ohne Vorurtheil einsehen, der Grund des Unglückes so vieler Irrgläubigen gemeiniglich ein anderer, als ihre Geburt? und stund es vielleicht bey ihnen, sich einen Mutterleib zu wählen, was für einen sie wollten? oder war es etwa ein Werk unsrer klugen, vorsichtigen Wahl, daß wir in dem Schooße einer katholischen Mutter empfangen wurden? oder wer getrauet sich unter uns, ohne tollkühn zu seyn, zu behaupten: Wenn ich auch gleichwohl als ein Irrgläubiger wäre gebohren worden, so würde ich doch bey gestandneren Jahren bald meinen Irrglauben entdecket haben; und sobald ich ihn nur entdecket hätte, Aeltern, Befreundte, Vaterland, Ehrenstellen und Güter alsogleich im Stiche gelassen haben, um mich von ihm loszumachen? Hier habt ihr mein eigenes, offenes Geständniß: ich selbst denke, ich würde zu einer solchen Entschließung zu schwach gewesen

seyn.

seyn. Das Beyspiel meiner Aeltern würde mich geblendet haben, meinen eigenen Einsichten würde ich in einer so wichtigen Sache niemals getrauet haben, die geheime, gründlichste Unterweisung in dem katholischen Glauben, würde bey mir doch allemal einen Verdacht, ein Mistrauen zurückgelassen haben. Ich würde einige Zeit ängstlich an dem Scheidewege gestanden seyn: jedoch das unangenehme Aufsehen, so ich bey meiner Religionsänderung würde erreget haben, der tiefe Kummer, den ich meinen Aeltern, meiner Verwandtschaft würde verursacht haben, und überhaupt der gräusliche, erschütternde Gedanke, jeder Freundschaft, jedem Aufenthalte in meinem Vaterlande auf immerdar zu entsagen, würde endlich den für mich unglücklichen Ausschlag gegeben haben, derjenige zu bleiben, der ich gebohren wäre, und mich in Rücksicht auf meine Seligkeit, an das schwache Rohr festgehalten haben, daß Gott ein barmherziger Gott sey. — Denket nach! gehet aufrichtig mit euch selbst um! so wird ein jeder unter euch eben dieses Geständniß in Geheim bey sich ablegen. Wie verträgt sich nun aber, wenn wir die gesunde Vernunft allein zu Rathe ziehen, dieses

Selbst-

Selbstgeständniß mit der ungeheuern Lieblosigkeit, die wir gegen jeden Irrgläubigen bezeigen? Ach! lasset uns doch immer besorgen; vielleicht werden einst viele unter ihnen von Gott wider unser Vermuthen begnadiget werden, weil sie zwar in einer dicken Finsterniß ihres Irrglaubens, jedoch übrigens als eifrige, vollkommene Christen fortlebten; aber vielleicht werden noch weit mehrere von uns einst von Gott verworfen werden, weil sie nach ihrem äußerlichen Bekenntniße zwar Katholiken, aber bey hellem, lichtem Tage des Glaubens und der Vernunft nicht einmal Christen in ihrem täglichen Wandel waren. Entscheidet selbst, wer alsdann unter beyden der Liebe

würdiger wird gewesen seyn, der Liebe

der Menschen, und des Ewi-

gen —

XXVI. Die

XXVI.

Die betrübte Unfruchtbare, und ihre Geduld.

I. Buch Könige 1.

Zwey Weiber hatte Elkana. Die eine, Phenenna, gebahr ihm Kinder: die andere, Anna, war unfruchtbar. Wer hat nicht schon Geschichte genug, um sichs zu denken, wie dieser letzten zu Muthe gewesen sey? Bekanntlich mußten sich die Unfruchtbaren unter den israelitischen Weibern nicht nur allen Spott und Verachtung des gemeinen Volkes gefallen lassen; sondern der größere Hause desselben gieng in seinem Vorurtheile auch so weit, daß man ihre Unfruchtbarkeit als einen über sie verhängten Fluch Gottes allenthalben ansah. Und Anna ist doch das frömmste, tugendsamste Weib, das sich keiner Schuld bewußt ist. Ihr Mann liebte sie auch darum weit mehr, als die Phenenna. Allein, der Gedanke, sie möchte die Vorliebe doch in der Folge noch verlieren, läßt sie in stetem, traurigen Besorgnisse stehen. Unaufhörlich quälte sie ihre widerwärtige Nebenschwester; indem sie ihr täglich

lich die Verschlossenheit ihres Leibes höhnend vorwarf. Aber nie machte diese sich die Zeit, sie zu kränken, mehr zu Nutzen, als wenn sie alljährlich mit ihrem Manne hinauf nach Silo zum Opfer giengen, wo alle Israeliten zusammenkamen, und sich Phenenna mit ihrem Haufen Kinder recht sehen lassen konnte.

Können wir es der Anna verdenken, wenn sie sich, wie uns die Schrift sagt, immer kümmerte, keine Speise kosten wollte, und Thränen vergoß? — In ihrer Betrübniß setzet sie ihr Vertrauen auf Gott, stehet, da sie eben zu Silo war, vom Tische auf, und begiebt sich zu dem Tabernakel des HErrn, um sich von ihrer Bestürzung zu erholen. Allein, hier findet sie nur neuen Zuwachs ihres Leidens, dem sie zu Hause entgehen wollte. Der Priester Heli saß eben vor dem Eingange des Tabernakels. Von ihm hätte sie erwarten sollen, daß er ihr ihre Bekümmerniß an den Augen ansähe, sie um ihr Anliegen befragen, und ihr Trost zusprechen würde. Aber eben dieser betrübte sie noch mehr, indem er ihr von einer ganz andern Seite Vorwürfe machte, worüber sie noch niemand beschuldiget hatte. Ganz in

sich

sich zurückgezogen, und innigst betrübt, that sie vor Gott ein Gelübde: „HErr! wirst du das Leid deiner Magd ansehen, dich ihrer erbarmen, und ihr einen Sohn geben, so will ich dir ihn Zeit seines Lebens opfern.“ Es war eben die Mittagzeit, wo sonst niemand bey dem Tabernakel zu erscheinen pflegte, und dieses verleitete den Heli, die etwas länger Bethende genauer zu beobachten. Und da er von ihr keine Stimme vernahm, und nur allein Bewegungen ihrer Lippen bemerkte, so hielt er sie für eine Betrunkene, und fuhr sie auch als eine solche an: „Wie lange willst du noch trunken bleiben? packe dich, und verdaue erst den Wein, womit du dich überschüttet hast!“ Welche Frau hätte sich diese schändliche Beschuldigung, wenn er gleich hundertmal ein Priester, und gerecht gewesen wäre, in solchen Umständen gefallen lassen? — Müßten wir es der Anna nicht für gut halten, wenn sich Verdruß und Schmerz, den sie ohnehin bisher so gehäuft und verschlossen in sich herumtrug, ihrer bemächtiget, und sie sich erlaubt hätte, dem Heli sein unbescheidenes Verfahren, sein frevelhaftes Beurtheilen, das sich für ihn als Priester so wenig schickte, in den härtesten

Aus-

Ausbrüchen zu verweisen. Allein, des Leidens schon gewohnt, duldet sie auch diese Schmach mit Sanftmuth. So, wie sie sich niemals bey ihrem Manne wegen der Spöttereyen ihrer Feindinn beklagte, sich niemals seiner Liebe bediente, um diese zu demüthigen, so hält sie sich auch nun kaum durch eine so unholde Begegnung beleidiget. Sie verantwortet sich zwar, aber nur in dem gelassensten, demüthigsten Tone: „Keineswegs, mein Herr! ich bin nur ein sehr betrübtes Weib. Alles, was einen trunken macht, habe ich nie gekostet. Achte deine Dienerinn nicht als eine solche! ich wollte hier nur meine Seele ganz vor Gott ausschütten, und alles, was ich zu ihm redete, sprach ich nur aus allzuvielfältiger Bekümmerniß meines Herzens.“ — Wer hätte einer so sanften Rechtfertigung nicht hold seyn wollen? Heli, ihr Ankläger, ist schon in ihren Fürsprecher verwandelt, segnet sie, und wünschet ihr, daß Gott ihre Bitte erhören möchte. Und ihr — ist dieser sein Wunsch (so hart, so unbedacht er sie auch erst vor einem Augenblicke gescholten hatte,) von äußerstem Werth: Ihr ganzes Zutrauen hat er sich durch diesen Wunsch gewonnen. Mit einer liebenswürdigen Beru-

higung empfiehlt sie sich seiner Fürbitte: „Gott gebe, daß deine Dienerinn Gnade vor deinen Augen finden möge.“ — Geht von ihm hinweg, ist gestärkt, nimmt wieder Speise zu sich, sieht viel heiterer, als je zuvor aus. — Sollte Gott ein solches Muster weiblicher Mäßigung und Selbstbesiegung nicht erhören! —

Möchte ich doch so glücklich seyn, euch, ihr kinderlosen Frauen! eben so wie Heli einer Anna, die Qual der Unfruchtbarkeit zu lindern, die euch vielleicht schon lange Jahre durch eine Menge geheimer Seufzer abgenöthiget hat. Wenigstens will ich es euch an Trostgründen nicht fehlen lassen. Die Vorempfindung der Freude, die ihr — die eure Ehegatten haben würden, wenn ihr ihnen Kinder gebähren solltet, mag wohl die stärkste Triebfeder eurer so sehnlichen Wünsche seyn. — Allein, betrachtet die Mutterschaft nicht blos nur von der schönen Seite. Es ist wahr, eine Mutter sollte uns immer verehrungswürdig seyn, wenn wir bedenken, daß aus ihrem Schooße ein Mensch hervorkömmt. Aber wie viel läßt uns nicht zu gleicher Zeit eben diese Fruchtbarkeit für sie befürchten? Ihre Entbindung gränzet

schon

schon an Todesgefahr; und wenn auch diese glücklich vorbeygehet, was kosten nicht Kinder für Mühe, bis sie erzogen sind; und wenn sie erzogen sind, bis sie versorget sind: und wenn sie versorget sind, was bleibt nicht noch immer Aeltern in ihrem Kinde für eine Wagschaft, ob sie von ihm Ehre oder Schande, Trost oder Kümmerniß zu erwarten haben? Wenn manche Mutter vorausſehen sollte, was ihrem Kinde einst begegnen wird, so würde sie bey dem Anwunsche, eines zu gebähren, zittern. — Rachel, da sie die Fruchtbarkeit ihrer Schwester, der Lia, hingegen ihren Leib so lang verschlossen sieht, geräth in Eifer, und bricht voller Ungeduld gegen ihren Mann heraus. „Schaffe mir Kinder, oder ich sterbe.“ — Sie wird gesegnet, und bringt den Joseph zur Welt. Aber die Geburt des Benjamin kostet ihr gar das Leben. Sollte ihre Sehnsucht nach Kindern so ausschweifend gewesen seyn, wenn sie die Begegnung dieses Unglückes hätte vorsehen sollen? — Aber gesetzt auch, sie hätte ihre zwote Niederkunft überlebt, sie wäre bey ihrer zwoten Geburt eben so glücklich, als bey der ersten gewesen, was sollte das für eine Nachricht für sie gewesen seyn: „Sieh — da

ist der Rock deines Josephs: ein wildes Thier hat ihn gefressen? Wie bitter sollte sie gejammert haben! wie bitter sollte ihr das Leben gewesen seyn! Und was erst noch darzu alsdann, wenn man auch ihren Benjamin nach Egypten hätte entführen wollen? — Stellet euch einmal, ihr Frauen! das große häusliche Anliegen vor, das sie alsdann würde gedrücket haben. Die Gefahr, Hungers zu sterben, drohet ihrem ganzen Hause: ein großer Haufe Menschen, die alle Kinder, und liebe Kinder ihres Mannes, und großen Theils ihrer Schwester sind, schreyen nach Brod: und die Theuerung nimmt täglich zu. — Sollte sie als Hausmutter bey einer solchen Noth gleichgiltig haben bleiben können? Ein anderer Sohn des Jakobs sitzt in Egypten gefangen. — Der Alte ist über diese beyden Unglücksfälle in tiefem Kummer, und dessen Kummer ist schon ganz allein Wunde für sie genug. — Nun kann sie zwar in dieser Bedrängniß ihrer Familie Rath schaffen: aber wie? Wenn sie ihren Benjamin mit nach Egypten reisen lassen will. — Mit nach Egypten? — ihr einziges Kind? — Von dem hohen Alter ihres Mannes hat sie keines mehr zu erwarten. — Eines hat sie schon

eins

eingebüßt, ohne fast recht zu wissen, wie es hergieng. Wer weis, was diesem auf der Reise und in Egypten begegnen könnte, daß sie es nicht mehr sähe? — Wenn es der Fürst in jenem Lande wieder zurückschicken will, warum verlangt er so dringend nach ihm? — Und sollte er mir meinen Benjamin nicht wieder zurückschicken, — ihn etwa zu seinem Dienste zurückbehalten, oder gar anstatt des Simeons in Ketten schlagen lassen; — sollte mir Benjamin hier als todter nicht lieber, dann als ein Gefangener in einem fremden Lande seyn? — Tausend solche fürchterliche Aussichten, die ihr die Mutterliebe gezeiget hätte, würden auf der einen Seite ihr Herz zerrissen haben; und auf der andern Seite die Besorgniß für die Gesundheit, für das Leben eines betagten Gatten, den sie liebt, und der wegen der Entscheidung eben dieser so mißlichen Sache in der betrübtesten Verlegenheit ist; die dringende allgemeine Noth ihres Hauses; das anhaltende, ungestümme, aber doch nicht ungerechte Verlangen so vieler nahen Blutsverwandten, der übrigen Söhne des Jakobs, daß man den Benjamin, um mit ihnen zu reisen, entlassen möchte.

Die Mutter des Samsons ist voll Freude, da ihr nach langer Unfruchtbarkeit ein Engel Gottes die Nachricht bringt: „Du wirst einen Sohn gebähren.“ Sie und ihr Mann bemühen sich, diesen frohen, aber unerkannten Bothschafter auf das beste zu bewirthen. Sie machen ihm alle Anerbiethungen, und auch Gott selbst bringen sie sogleich zur Dankbarkeit ein Brandopfer dar. Sie konnten sich aber auch die schmeichelhaftesten Hoffnungen von dieser Geburt machen; indem eben dieser Gesandte des Himmels ihnen eine mündliche Vorschrift hinterließ, welcher Speisen, welcher Getränke sich die Mutter zur Zeit ihrer Schwangerschaft, und das Kind bey seiner Erziehung enthalten sollen. Diese erfreuliche Anzeige machte, daß Samson von Mutterleibe aus als ein Gott besonders Verlobter sollte angesehen werden, welcher den Anfang machen würde, Israel aus den Händen der Philistäer zu erlösen. Allein, würde ihnen diese auch noch so günstige Bothschaft noch so willkomm gewesen seyn, wenn sie hätten wissen sollen: „Die unbehutsame Weiberliebe wird zu seiner Zeit aus diesem jetzt hoffnungsvollen Kinde einen unglücklichen Menschen machen: ein ganzes

Volk

Volk wird sich gegen ihn verschwören, und seinem Leben ohne Unterlaß nachstellen; eine treulose Liebhaberinn wird ihn diesen seinen Feinden endlich in die Hände liefern: Diese werden ihm die Augen ausstechen, und er wird zuletzt unter dem Schutte eines einstürzenden Gebäudes lebendig begraben werden?" —

Müsset ihr es dann nicht auch wagen, ihr Frauen! die ihr euch so sehr nach einer Leibesfrucht sehnet, daß auch euch dergleichen harte Schicksale eines in eurem Kinde begegnen könnte, wenn ihr Mütter werden solltet, und euch alsdann euer nun so sehnlicher Wunsch gereuen möchte. Ich verzeihe es euch ganz gerne, wenn ihr von Gott einen Sohn verlanget, welcher der Stammhalter eines edlen, berühmten Geschlechtes werden soll, das vielleicht seiner Erlöschung nahe ist. Aber kann es sich dann nicht fügen, daß eure Familie von ihm und seinen Nachkömmlingen weit größere Schande erlebte, als sie von sich und ihren Ahnen Ruhm gesammelt hat? Möchte es für euer Geschlecht nicht besser gewesen seyn, wenn es mit Ehren erloschen wäre, als daß es nun zu seiner Beschimpfung fortgepflanzet

wird? Jedoch, er soll seinen ruhmvollen Vorfahrern nachahmen, und ebenfalls große Thaten nach sich lassen; könnet ihr dann wissen, wie manche unglückliche Geschichte von ihm etwa sich mitten unter diese seine Großthaten mischen möchte; die euch, wenn ihr sie vorausfehen solltet, mehr Schmerz, als jene Vergnügen verursachen würden? — Hätte man den Aeltern des Samsons vorausgesagt: „Euer Sohn wird seiner großen, rühmlichen Thaten wegen der ganzen Nachwelt unvergeßlich seyn: wird mit unbewaffneter Hand Löwen zerreißen, ganze Stadtthore aus den Angeln heben, auf seine Schultern nehmen, und sie auf die Spitze eines hohen Berges tragen: — wird Tausend der stärksten Männer allein vor sich nehmen, und sie mit dem Kinnbacken eines Esels, den er so eben auf dem Platze findet, alle insgesammt erschlagen." — Sollten sie nicht ein wenig stolz darauf geworden seyn? Allein, sollten sie als empfindsame Aeltern diesen unvergeßlichen Ruhm, sammt allen diesen Großthaten nicht verwünschet haben, wenn man zu dieser Vorsage zuletzt hinzugesetzt hätte: „Diese Heldenstücke werden sich mit einem traurigen Ausgange schließen; er wird ein elendes

Ende

Ende nehmen: er wird sich durch fremde Weiberliebe bethören lassen; er wird seinen Feinden zum Spotte werden: man wird ihm die Augen ausstechen: er wird eines gewaltsamen, schrecklichen Todes sterben?" — Ich halte es euch zu gut, daß ihr euch ein Kind wünschet, um euer großes Vermögen einem Leibeserben mit der Zeit hinterlassen zu können. Aber vielleicht ist eben euer großes Vermögen die geheime Ursache, warum auch Gott, der es gut mit euch meynet, kein Kind giebt. Vielleicht würde eben dieses große Vermögen nur zu seinem Verderben und einstigem Unglücke dienen; indem er sich, (wenn es ein Sohn wäre) auf den Reichthum seiner Aeltern, und seine zukünftige Erbschaft verlassen, zu keiner Wissenschaft, zu keinem Stande recht bequemen, zu einem Müssiggänger aufwachsen, wo nicht schon vor, wenigstens nach eurem Tode in einen Verschwender ausarten möchte, welcher die ansehnliche Hinterlassenschaft, die ihr etwa mit vieler Mäßigung lange Jahre hindurch gehäufet, in kurzer Zeit dahinbringen würde, und vielleicht doch zuletzt kümmerlich zu leben gemüssiget wäre: oder (wenn es eine Tochter wäre) etwa nur um ihres Vermögens wegen zur

Ehe gesucht werden, und einem Menschen in die Hände fallen möchte, der ohne je einen Umgang mit ihr gehabt, eine Liebe gegen sie verspüret zu haben, sich nunmehr als einen bevollmächtigten Herrn ihres Geldes, sie aber als seine Sklavinn, die zu allem schweigen muß, Zeitlebens ansehen, und mit ihrem ganzen Vermögen nach seinen ausschweifenden Gelüsten, um nicht vieles besser als ein Verschwender, schalten und walten würde.

Was würde es dann also für euch für ein Glück seyn, wenn ihr einen Leibeserben von dem Himmel erhieltet? — Und sehet ihr nicht täglich dergleichen betrübte Fälle in der Welt genug? Kein Begehren verdienet mehrere Nachsicht, als wenn ihr nach einem Kinde seufzet, um das Band der ehelichen Liebe desto enger zu knüpfen. Ich weis, daß Kinder von Gott selbst zum Siegel derselben bestimmet sind. Aber wie oft sind sie nicht auch das Schwert, das sie entzweyet?

Man pfleget gemeiniglich zu sagen: Diese beyden Eheleute haben alles, was sie wollen; leben ruhig und vergnügt: wenn sie nur Kinder hätten! — Eine unbesonnene Rede! Und

eben,

eben, wenn sie Kinder bekämen, so würde etwa dieses ihr ruhiges, vergnügtes Leben auf einmal dahin seyn. Wenn man manche Familie in der Stille betrachtet, sollte man nicht glauben, die Tochter gienge dem Vater, und der Sohn die Mutter nichts an: beyde stünden nicht unter einerley Aeltern Gehorsam, indem der Vater fast jeden Augenblick die Mutter mahnet, ihrer Tochter zu wehren, und die Mutter dem Vater verweiset, daß er seinen Sohn nicht besser ziehe: der Sohn die Mutter, und die Tochter den Vater nicht achtet? Wie oft eifert ein Vater über die Nachsicht der Mutter gegen ihre Kinder, und die Mutter über die unbescheidene Schärfe eines Vaters? Wie oft spricht eine gute Mutter ein Kind von der Strafe los, wozu es der Vater verdammet hat? Wie oft erlaubt ihm ein leichtsinniger Vater ein Spiel, einen Zeitvertreib, den die Mutter als gefährlich, als schädlich befürchtet, und nicht dulden will? Wie oft wirft eine Mutter einem Vater vor, daß er zu vieles auf seinen Sohn verwende, und ein Vater der Mutter, daß sie ihrer Tochter allzuvielen Putz, allzuviele Freyheit gestatte? — Wie! würde auf solche Art das Band der ehelichen Liebe enger geknüpfet?

pfet? Oder könnet ihr dafür gutstehen, daß euere Fruchtbarkeit keine solche Folgen nach sich ziehe? Ist es nicht besser, ihr lasset hierinnen die göttliche Vorsicht über euch walten.

XXVII.

Der bescheidene Mann der Unfruchtbaren.

1. B. Könige 1.

Phenenna mag gleichwohl den Vorzug vor der Anna haben, dem Elkana Kinder geboren zu haben, so neigt sich seine Vorliebe doch immer auf die Seite der Letztern. Er weis zu gut, was er in seiner sanften, tugendsamen Anna besitzt, als daß sie nicht die Liebste in seinen Augen bleiben sollte. Ein Weib, und von ihr keine Kinder zu haben, gereichte, nach dem Vorurtheile der damaligen Zeit, dem Ehemanne selbst zur Schande; aber er stößt sich hieran so wenig, daß er ihr stetshin öffentliche Zeichen seiner vorzüglichen Achtung giebt. So theuer ihm auch Kinder von dieser geliebten Frau wären, so schmerzt ihn doch ihr still ertrag=

tragner Kummer, wenn er ihn entdecket, mehr, als ihre Unfruchtbarkeit selbst. Wird er gewahr, daß sie trauert, daß ihr die Speise nicht schmeckt, so wird er unruhig, und kann ihr sein Anliegen nicht bergen. „Anna! warum weinest du? warum ißt du nicht, und bist so betrübt?“ Von einer Zeit zur andern bemüht er sich, ihr die tröstlichsten, zärtlichsten Versicherungen zu geben, daß seine Neigung gegen sie nichts bey ihrer Unfruchtbarkeit leiden sollte: „Betrübst du dich, daß du keine Kinder hast? hast du doch mich. Weißt du nicht, wer du mir, und wer ich dir bin? bin ich dir nicht eben so gut, bin ich dir nicht besser, als zehen Söhne? warum beruhigest du dich nicht in meiner Liebe, die ich dir zum Pfande meiner Schätzung setze?“ Was für ein kostbares, willkommenes Geschenk des Himmels muß das für ihn gewesen seyn, als sie ihm endlich einen Sohn gebahr!

Hier hast du, unbescheidener Mann! eine lebendige Vorschrift, wie du dich gegen deine unfruchtbare Gattinn zu verhalten hast. Laß sie dasjenige durch stets kränkende Vorwürfe nicht büßen, was Gott aus weisen, geheimen

Ab-

Absichten nicht anders fügen will. Entlehne bey dem Misvergnügen über deine kinderlose Ehe jene schöne Antwort, die ehemals Jakob seiner Rachel gab, als sie ihm in einem ungestümmen Ausbruche Kinder abfoderte: „Bin ich dann Gott, daß ich dir Kinder schaffen kann?“ und sage immer zu dir selbst: ist meine Gattinn dann Gott, daß sie mir Kinder geben kann. Es ist ohnehin Kümmerniß für sie genug, daß sie keine hat; willst du sie durch Entziehung deiner Liebe ohne ihre Schuld noch mehr betrüben? zeiget es nicht schon ein gutes Herz an, wenn sie um deiner Liebe willen gerne Kinder haben möchte? Eine Frau, die dich weniger liebte, würde dabey viel leichtsinniger, viel gleichgiltiger seyn. Laß dir also ihre Wünsche an Kindesstatt seyn; laß dir ihre Sehnsucht nach Kindern das Unterpfand ihrer Liebe seyn, und verschmähe es nicht. Sie ist vielleicht nur darum, weil sie weis, daß sie unfruchtbar ist, demüthiger, eingezogner, gelaßner, nachgiebiger gegen dich, schmiegt sich mehr unter deine Herrschaft, giebt sich mehr Mühe, läßt sich mehr gefallen, um dich gegen sie immer geneigt zu erhalten. Schätze diesen höchstwichtigen Vortheil in einer Ehe ja nicht gering, den

du vielleicht bey einer fruchtbaren Frau zu deinem noch weit größeren Misvergnügen würdest entbehren müssen. Vielleicht liebst du das Spiel, die Gesellschaften, die Mahlzeiten, eine kostspieligere Kleidung, ein prächtig ausgestattetes Hauswesen, und legest deshalben wenig zurück; wie wehe würdest du dir also entweder thun müssen, oder wie unglücklich würden deine Kinder seyn, wenn dir solche gebohren werden sollten? Vielleicht stehst du in einem geschäfftvollen, mühesamen Amte, das dir des Tages keine ruhige Stunde überläßt; was würdest du also für eine Zeit übrig behalten, deine Kinder zu bilden? und, wenn sie der Vater, dessen Ansehen bey ihnen allemal unersetzlich ist, nicht bildet; wer soll sie gehörig bilden? vielleicht bist du ein Mann einer ernsthaften, feuerigen, gähzornigen Gemüthsart, der alles recht gethan haben will, in allem die Ordnung liebt, sich in seinen Geschäfften nicht gerne stören läßt, von jedem geringen Dinge beydenselbigen beleidiget wird; zu welchen häufigen Verdrießlichkeiten sollte dir also nicht die Erziehung deiner Kinder Anlaß gegeben haben? Wie viele Väter finden sich nicht, welche schon das bloße Weinen ihrer unmündigen Kinder,

ob diese gleich nur mit dieser Sprache allein ihre Wehen, ihre Bedürfnisse klagen können, für etwas ganz unerträgliches halten, sie als Störer ihrer Geschäffte mit einer finstern, mürrischen Mine von sich hinwegweisen, wenn sie sich ihnen auch nur einen Augenblick mit einem noch so liebreichen Zutrauen nähern, und sich nicht einmal die Liebkosungen des unschuldigen Säuglings gefallen lassen können, der sich nach ihrem Arme, nach ihrem Schooße sehnet? Frage dich einmal aufrichtig in Gedanken, ob du nicht eben einer aus diesen Vätern würdest gewesen seyn? und wenn du dir dieses eingestehen solltest; so merke dir die Lehre: **Werde zuerst Kinderfreund, ehe du dir Vater zu werden verlangest!** —

XXVIII.

Der fromme und gehorsame Schüler.

I. Buch Könige 3.

Die nunmehr mit einer Leibesfrucht gesegnete Anna, wollte nicht eher vor dem HErrn

zu Silo wieder erscheinen, als bis sie ihr Gelübde erfüllen, und ihre Dankbarkeit thätig gegen ihn erzeigen könnte. Sie hatte es versprochen: „HErr der Heerschaaren! wirst du Rücksicht auf meinen Kummer machen, meiner gedenken, und deiner Magd nicht vergessen, sondern sie mit einem Kinde männlichen Geschlechtes segnen; so soll es alle seine Lebenstage hindurch dem HErrn geheiliget seyn.“ Kaum war das Kind entwöhnet; kaum konnte es zu seiner Nahrung die Mutter entbehren, ward es schon dem HErrn in Silo dargestellet. Was doch das für ein Opfer der Zärtlichkeit mag gewesen seyn! für eine Mutter, die sonst kein Kind hat, als dieses, welches sie so lange, mit so vielen Thränen, mit so vielen Seufzern von dem Himmel erflehet, und endlich erhalten hat? — für ein Kind in diesem Alter — da — ganz aus der Gesellschaft seiner Aeltern, unter fremden Händen (gleichwohl eines Priesters) zu leben? — Doch! der HErr hat Barmherzigkeit an der Mutter gethan; nun will auch die dankbare Mutter bey ihrem Opfer ihre freygebige Großmuth gegen den HErrn an Tag legen. Das Kind muß sich schon in die Gesinnung der Mutter richten. —

Nichts von Zwang, nichts von Traurigkeit, nichts von kränkelnder Zärtlichkeit bey dem Abschiede wird hier geäußert. Alles ist heiter, alles ist munter, alles geschieht mit frohem und hurtigem Geiste. Nichts als Freude, nichts als Jubel: „Mein Herz hat frohlocket in dem HErrn.“ Konnte es wohl anders seyn, als daß ein solches Opfer dem HErrn gefallen mußte? Es gefiel ihm auch, wie er es bald darauf zu verstehen gab. „Anna, sagt uns die Schrift, ward wieder Mutter, und gebahr dem Elkana noch drey Söhne, und zwo Töchter. Der kleine Samuel, der einstweilen die Diener des Heiligthums für seine Aeltern ansah, und sich so ganz in seiner Unschuld ihrer Anleitung unterwarf, „war bey dem HErrn in Werth, „wuchs wie am Alter, so auch an Weisheit „und Tugend; gefiel Gott und den Menschen.“

Da sich unterdessen Samuel in seiner kindlichen Einfalt mit dem Dienste des HErrn bey der Stiftshütte nach seinem Vermögen beschäfftiget; wird ihm auf einmal ganz unvermuthet ein Wink der Gottheit gegeben. „Heli, (so erzählts uns die Schrift) dem

vor

vor Alter das Gesicht bereits vergangen war, lag eines Tages an seinem Orte; Samuel aber schlief im Hause des HErrn vor der Stiftshütte. Ohngefähr hört er im Schlafe eine Stimme — so ists ihm — die ruft ihn mit Namen: Samuel, Samuel! — das ist Heli, — so denkt er. — Was will er wohl? Behende springt er von seinem Lager auf, läuft auf den Alten zu: „Sieh! hier bin ich, du hast mich gerufen.“ Heli, der sich nichts bewußt ist, weiset ihn kurz ab: „Ich habe dich nicht gerufen: kehr um, begieb dich zur Ruhe!“ Sogleich ohne Widerrede kehrt Samuel um, und begiebt sich zur Ruhe. Kaum hat er eingeschlummert, ruft man ihn schon wieder: „Samuel, Samuel!“ steht wieder auf, ohne sich lange zu besinnen, läuft wieder zu Heli, biethet seine Dienste an, und wird wieder abgewiesen, wie das erstemal. Kehrt wieder um, ohne dem Alten mit vielen Betheuerungen, daß er seine Stimme wirklich gehöret habe, überlästig zu seyn; legt sich wieder nieder, schläft wieder ein, ohne an etwas Außerordentliches und Göttliches bey diesem Vorfalle auch nur zu gedenken. Denn damals war er noch nicht so bekannt mit dem HErrn, und der HErr hatte

noch nie durch eine unmittelbare Offenbarung mit ihm geredet. Nun hört er die nämliche Stimme zum drittenmal: „Samuel, Samuel! — Welches Kind, wenn es sonst auch noch so sanftmüthig gewesen, wäre hier nicht ungeduldig geworden? — So oft stört man mich in meinem Schlafe, schon zweymal bin ich umsonst aufgestanden, umsonst hingelaufen. — Hätte mir Heli etwas zu sagen gehabt, so hätte er es sagen können, ich war bey ihm — man will mich nur äffen! Rufe, wer da will, ich bleibe in meinem Bette, ich schlafe ruhig fort. Aber Samuel, der gehorsame Samuel, der nie in seinen Handlungen eine andere Regel, als die Vorschrift seines Vorstehers befolgt, Samuel bleibt sich immer gleich. Steht schon wieder auf die Stimme seines Lehrers von seinem Lager auf, — denn so ists ihm noch immer — bereit auf seinen Füßen, läuft zum drittenmale hin, biethet ihm eben so willfährig, als das erstemal, seine Dienste an: „Sieh! hier bin ich; du hast mich gerufen!“ Nun kömmt endlich Heli, ehedem eben solcher Offenbarungen gewürdiget, auf die Vermuthung, Gott selbst wolle mit dem Jünglinge reden: unterrichtet ihn näher, wie er sich ferner zu verhalten habe: „Geh

noch-

nochmal hin, und schlafe! und wenn du nochmal gerufen wirst, so sprich: „Rede, mein HErr! denn dein Diener hörts.“ Samuel, des Gehorsams schon gewohnt, und mit diesem Unterrichte ganz vergnügt, geht nochmal hin, schläft nochmal ein, wird nochmal mit Namen gerufen. Da er nun versichert ist, daß es Heli nicht ist, der ihm ruft, so hätte er darüber erschrecken sollen. — Was weis aber die Unschuld vom Schrecken? — Ganz ohne Furcht, ganz gefaßt verläßt er sich auf den Unterricht seines Lehrers, spricht die Worte, die ihm dieser auf die Zunge gelegt, in seiner unschuldigen Einfalt, jedoch aufmerksam aus, ohne auch nur eine Sylbe daran zu ändern: „Rede, mein HErr! denn dein Diener hörts.“ Und sogleich wird er der göttlichen Ansprache gewürdiget.

„Der HErr sprach zu Samuel: Sieh! ich „nehme etwas vor in Israel; jedem, der es „hört, werden beyde Ohren klingen. Nichts „von allen Drohungen, so ich gegen das Haus „Heli ergehen ließ, wird unerfüllet bleiben. „Ich habs ihm vorgesagt, mein Urtheil „gegen sein Haus wegen der Bosheit würde „unwiederruflich seyn. Er hats gewußt, welche „Sünde seine Söhne verübten; und doch kaum

„ein sauers Gesicht dazu gemacht. Ich habs „ihm und seinen Nachkömmlingen einmal ge„schworen: weder Opfer noch Gaben werden „meine Drohungen zurückhalten können.“ — Bis an den Morgen liegt er nun, nach der Geschichte, mehr verlegen, als froh. So groß auch immer die Gnade ist, mit Gott selbst geredt zu haben; so bedauert er doch das Schicksal des guten Alten, unter dessen Obsorge er bisher gestanden, und der noch vor seiner Geburt seiner Mutter Segen gesprochen. Bange ist ihm nur, wie er das dem Heli sagen wird; oder ob er es ihm lieber verschweigen will — und kann. Es wird Tag. Die Thür zum Hause des HErrn wird eröffnet, welches Samuels Geschäffte war. Nun — dachte Heli, wird Samuel kommen, und mir erzählen, was ferner vorgegangen. Allein, Samuel kam nicht. Heli läßt ihn rufen, fragt ihn: „Samuel, mein Kind! was hat der HErr zu dir gesprochen?“ Beschwört ihn sogar, ihm ja nichts zu verhalten, sondern alles aufrichtig, ohne Bedenken herauszusagen, was ihm der HErr geoffenbaret: „Gott soll dir dieß und jenes wiederfahren lassen, sofern du etwas zurückhältst von allem dem, was der HErr

mit

mit dir geredt hat.“ Was will Samuel machen? gehorsam muß er doch seyn, so hat er sichs einmal beschlossen. Lügen darf er nicht, das würde Gott beleidigen. Muß also mit der Wahrheit heraus, so bedenklich sie auch immer für seinen lieben Heli ausfallen mag. Sagt alles aufrichtig heraus, prophezeyht gegen denjenigen selbst, der ihn zum prophezeyhen genöthiget. So wird Samuels Gehorsam durch den Gehorsam selbst belohnet, obgleich der Mann, dem er Gehorsam leistet, eben nicht unsträflich ist. Durch den Gehorsam wird er in das Haus des HErrn geführt; durch den Gehorsam unterwirft er sich der Anleitung des Priesters; durch den Gehorsam wächst er an Weisheit und Tugend; durch den Gehorsam gefällt er Gott und den Menschen; durch den Gehorsam wird er der Ansprache Gottes gewürdiget, durch den Gehorsam wird er ein Prophet.

Aeltern! wenn sich eure Kinder etwa an einem Winterabende um eure Kniee herum versammeln, und etwas von euch erzählet wissen wollen, so unterhaltet sie, statt daß ihr ihnen hundert fabelhafte Dinge daher machet, mit

Beyspielen tugendhafter, gehorsamer, dienstfertiger Kinder. Erzählet ihnen z. B. diese Geschichte des jungen Samuels, auf eine ihren Begriffen angemessene Art, und saget ihnen: Er schlief so gerne als ihr; sein Bettchen war ihm so lieb, als euch das eurige. Es war Nacht, er hätte sich fürchten können, wie ihr; aber er fürchtete sich nicht. Er wußte es Anfangs nicht einmal gewiß, daß Heli ihn gerufen, weil er im ersten Schlafe war: es dünkte ihm nur so; und doch verläßt er sogleich seine Liegerstatt, und läuft herbey, — eilends herbey, zu sehen, was dieser will, oder befiehlt. Aber Heli sagt ihm: Geh hin, und schlaf, ich habe dich nicht gerufen. Kaum hat sich Samuel wieder gelegt, so hört er sich neuerdings mit seinem Namen rufen. Er hätte denken können, es träumt dir nur so; du kömmst ja erst vom Heli her; bleib liegen, und schlaf. Aber nein! er ist schon wieder aus seinem Bette, und befragt sich beym Heli: Sieh! hier bin ich, was verlangst du? was soll ich? Allein! dieser heißt ihn abermal schlafen, und will von keinem Rufen etwas wissen. Schläft nochmal ein, — wird zum drittenmale durch eben diese Stimme in seiner Ruhe gestört. Wer hätte es

ihm verdenken wollen, wenn er ein wenig unwillig geworden wäre, und gedacht und gethan hätte, was schon oben in der Geschichte angemerket worden? Gewiß! so was hättet ihr gedacht, gethan, Kinder! wenn ihr der Samuel gewesen wäret, und euch eine Stimme zum drittenmal gerufen hätte. Nicht wahr? ihr hättet gedacht: Ey! nun steh ich gewiß nicht mehr auf, es mag auch rufen, wer da immer will. Bis zum zweytenmale bin ich schon umsonst gegangen. Heli will mich nicht, möchte vielleicht gar böse über mich werden, wenn ich noch einmal zu ihm käme; und wer sollte mir sonst da an diesem Orte, wo wir beyde ganz allein sind, rufen, als er? Einmal! es muß doch nur Träumerey von mir, oder Täuschung seyn. Aber, höret nur! was Samuel that, da ihm das drittemal gerufen wird: Samuel! bedenkt er sich nicht, daß er sich in seinem Hören schon etlichemal betrogen hat; er wird nicht ungeduldig, daß er seinen Schlaf so oft unterbrechen soll; er beruhiget sich nicht damit, daß er nur denkt: Heli hat mich gewiß wieder nicht gerufen; oder: er kann mich schon noch etlichemal, und stärker rufen, wenn er mich haben will. Nein! ohne

alle Säumniß, ohne allen Widerwillen, ist er nun schon zum drittenmale auf dem Wege zum Heli, der ihn aber auch dießmal nicht gerufen hatte. So gehorsam, so dienstwillig war der junge Samuel gegen den Heli! und doch war dieser sein rechter Vater nicht, war nur sein Pflegvater, oder vielmehr sein Lehrmeister, dem er von seiner Mutter übergeben ward, um ihn in den göttlichen Geboten zu unterrichten.

Endlich, da sich die Stimme das viertemal hören ließ, zeigte es sich, wer ihn gerufen hatte. Heli wars nicht; rathet einmal! wer meynet ihr, wer es war? — Es war Gott selbst, der bisher seine Dienstwilligkeit gegen den Heli ganz in der Stille genau beobachtete, und ein herzliches Wohlgefallen daran hatte. Gelt! das hättet ihr nicht geglaubt, daß Gott sogar auch, wenn sie schliefen, um die Kinder sey; daß er sogar auch zu Nachts auf all ihr Thun und Lassen acht gebe? Sehet! hier habet ihr eine wahre Geschichte. Lasset sie euch zur Warnung dienen. Wenn euch euer Vater, Mutter, oder Lehrmeister rufet, etwas befiehlt, es mag des Tags oder des Nachts seyn, so müsset ihr immerhin denken, es rufet Gott selbst.

selbst. Wenigstens sieht er es so an, als wenn er selbst gerufen hätte, giebt zu jeder Stunde genau darauf acht, nicht nur, wie oft Kinder gehorchen, oder nicht gehorchen; sondern auch, ob sie geschwind, oder langsam gehorchen: denn er weis nicht nur alles, was in der Welt vorgeht, sondern er ist auch aller Orten gegenwärtig. Er ist jetzt anwesend in diesem Zimmer; sogar, daß ich euch diese Geschichte erzähle, das hört er; daß ihr um mich herumstehet, und mir so aufmerksam zuhört, das sieht er, und es gefällt ihm. Ihr sehet ihn freylich nicht, und könnet es deswegen nicht recht glauben; aber, auch Samuel sah ihn nicht, und er würde es ebenfalls nicht haben glauben können, wenn er nicht, obgleich unsichtbar, mit ihm geredt hätte. Ueberhaupt kennet er alle Kinder, sowohl in der Stadt, als in dem ganzen Lande, weis sie alle so, wie den Samuel, mit Namen zu nennen, bemerket eines jeden Schritte, vergißt auf nichts, auch nicht einmal eine Kleinigkeit, läßt alles genau aufzeichnen, sowohl das Gute, was sie thun, als das Böse. Und dann nach langen Jahren, wann sie einst sterben, und sich sogar selbst nicht mehr erinnern können, was sie in ihrer Jugend gethan haben,

hält,

hält, rückt er ihnen alles vor, als wenn es erst gestern geschehen wäre, belohnt sie in der andern Welt für das Gute, und straft sie für das Böse. Lasset euch das gesagt seyn!

Väter! Mütter! wenn ihr euern Kindern doch eine Furcht vor Gott beybringen wollet, so bringet sie ihnen von dieser wahrhaften Seite bey! Ihr werdet viel klüger handeln, als wenn ihr hiezu Irrthümer zu Hülfe nehmet, und ihnen z. B. in einem Donnerwetter Gott als einen Trunkenbold vorstellet, der droben alles, was ihm nur immer unter die Hände kömmt, in einer üblen Laune drunter und drüber wirft. Frühzeitige Begriffe von der Allwissenheit, Allgegenwart Gottes werden immer kräftiger, nutzbarer auf ihr Herz wirken, als wenn ihr ihre zarte Einbildungskraft mit den Schreckbildern der weissen Frau, des schwarzen Mannes, und mit den vermummten Personen in der Christnacht anfüllet, welche als der fruchtbarste Saame des Aberglaubens ihnen sonst eben zu nichts dienen werden, als daß sie sich bey jeder Abenddämmerung, bey jedem Mondscheine alle Arten von Gespenstern um sich herum erschaffen, und eine zage Seele bis

hin

hin ins spate Alter beybehalten werden. Gewiß! keine glückliche Erziehungsfolge, für die sie euch zu danken haben! —

XXIX.

Die Unruhe und Selbstqual der Eifersucht.

I. Buch Könige 18.

Alles ward David dem Saul, seitdem er den Goliath erlegt hatte. Er darf nicht mehr in seines Vaters Hause zurückekehren, gehört von nun an zum Hofe, und kann sich auf alle fernere Gnade des Königes Rechnung machen. Allein, kaum zeigte sich diese schöne Hoffnung für den blühenden Jüngling, als sie schon dahin war. Als Saul aus dem Feldzuge, eben durch die Heldenthat Davids siegreich zurückkam, giengen ihm die Weiber aus allen Städten Israels frohlockend entgegen, spielten, tanzten, und sangen, und immer schloß sich ihr Siegesgesang:

„Saul hat Tausend, und David Zehentausend geschlagen.“ —

Nun

Nun war es schon um die fernere Gnade des Königs gegen den David geschehen. So! David soll Zehentausend, ich nur Eintausend geschlagen haben? — führen sie diese Sprache itzt schon, so sind sie im Stande, und machen ihn zuletzt gar zu ihrem Könige." — Dieser Gedanke erhob sich auf einmal in Sauls enger, trüber Seele: und von diesem Augenblicke an sah er den David mit keinem guten Auge mehr an. Wunderlich! was konnte der gute Jüngling dafür, daß so, und nicht anders die Weiber sangen? Hat er ihnen etwa das Siegeslied aufgesetzt? oder ihnen gesagt, es also einzurichten? oder dachten auch nur die Weiber daran, den König im geringsten zu beleidigen? Wie sollte es ihnen wohl an einem so lärmenden Freudentage einfallen, erst jeden Buchstaben ihres Liedes, das sie so ganz in froher Einfalt dahersangen, zu durchsuchen, ob es etwa nicht der Ehre des Königs anstößig sey? schmeichelten sie ihm nicht genug, daß sie ihm tausend Erschlagene zuzählen? Was that er dann bey diesem Siege? — Nichts, — und David alles, ganz allein alles. Doch haben die Weiber gefehlt? — ey! so werfe er seinen Zorn auf die Weiber, und nicht auf den

verdienstvollen, unschuldigen Jüngling, der sein Blut und Leben für ihn und sein Volk gewagt hat! sey er vielmehr froh, daß er und sein Reich gerettet ist, und lasse er die Weiber zu Davids Ruhm immerhin singen, was sie wollen! sie können seine Heldenthat nie zuviel erheben.

Jedoch, so ist der Mensch, der sich von Eifersucht einmal übermannen läßt. Vernunft, Religion mag ihm immerhin nachrufen: Steh erst einen Augenblick still, und überlege, was du thust! — er hört nicht, nimmt sich die Zeit nicht, rennt fort, wohin ihn seine Unruhe jaget: sieht, wenn diese anders an Schwermuth gränzt, bald da in dieser, bald dort in jener Ecke ein Gespenst, das auf ihn losgeht, wo jedoch nirgend eines ist: hält jeden Schatten, jedes Geräusch eines dürren Blates für einen Feind, der dort in einem Hinterhalte auf ihn lauert: untersucht gar nicht, ob dem so sey, und stirbt darauf, sein Argwohn sey gegründet. Nein! Saul sah von diesem Augenblicke an den David mit keinem guten Auge mehr an. Und gleich den andern Tag läßt er seinem innerlichen, geheimen Zorn den völligen

Aus-

Ausbruch. David spielte eben vor ihm auf der Harfe, als er seinen Spieß zweymal nach ihm warf, in der entschlossensten Absicht: „Ich will ihn durch und durch bohren, und an die Wand spießen.„ Allein, David entwich eben so oft dem Stoße. Dieses sein mißlungenes Unternehmen, dieses glückliche Entkommen seines vermeynten Nebenbuhlers führte ihn auf den Gedanken, Gott habe den Streich abgewandt, Gott sey mit dem Jünglinge, — von ihm aber gewichen; und fängt an, mit innerlichen Feinden mehr zu kämpfen, und den, so er bis hieher nur gehaßt hatte, auch zu fürchten. Setzt ihn zum Befehlshaber über 1000 Mann, um ihn gänzlich aus seinen Augen zu entfernen; aber entfernt hiedurch seine Furcht vor ihm aus seinem Gemüthe nicht. Alles, was David unternimmt, gelingt ihm. Zieht immer muthig an der Spitze des Volkes in das Feld: führt es allemal glücklich und siegreich zurück; gewinnt sich hiedurch seine Liebe täglich mehr und mehr. Der König selbst sieht seine Weisheit, seine Tapferkeit in jeder seiner Handlung, seiner Unternehmung ein: und all dieses vermehret seine einmal gefaßte Furcht. Aber, wie soll er sich rathen, da sein Haß, sein finsteres

Miß-

Mißtrauen, immer tiefer wurzelt, immer empfindlicher an ihm klebt? er verfällt auf ganz besondere und geheime Entwürfe. Verstellt sich, läßt David rufen, sagt ihm ganz in der Güte: „Sieh! du sollst die Merob, meine älteste Tochter, zum Weibe haben: sey nur tapfer, und führe die Kriege des HErrn gegen die Philister glücklich zu Ende.“ Denkt aber bey sich in Geheim: „So wird er ohnehin seinen Feinden in die Hände gerathen: ich habe also nicht nöthig, mich selbst an ihm zu vergreifen.“ Allein, dieser Entwurf schlug fehl: David kam siegreich zurück, und Merob ward dessen ohngeachtet einem andern zur Braut übergeben. Schon both sich aber dem Saul eine Gelegenheit dar, seinen erst mißlungenen, treuelosen Versuch mit Davids Leben nochmal zu unternehmen. Er hört, daß Michol, seine jüngere Tochter, den Jüngling liebe. Das war ihm eben recht. Stellt die Sache auf eine geheime und listige Art mit seinen Hofleuten an. „Saget dem David: Sieh! der König hat ein Wohlgefallen an dir, er will dich zu seinem Tochtermanne mit seiner Michol machen; verlangt dagegen von dir keine andere Morgengabe, als hundert Vorhäute der Phi-

listet, zum Zeichen, daß du eben so viele erschlagen habest.“ David läßt sich das Versprechen auch unter dieser Bedingniß gefallen. Der König frohlocket bey sich darüber, indem er sich ganz gewiß einbildet: „David muß endlich doch einmal den Philistern in die Hände fallen.“

O! wenn er wissen sollte, daß seinen tückischen Absichten ganz entgegen die Sache ausschlagen werde, er frohlockte nicht. — Er geht darauf um, den David aus dem Wege, und sich selbst Ruhe zu schaffen: und macht dadurch seiner Furcht, seiner Eifersucht, seinem Argwohne nur neue unerträglichere Arbeiten. Der junge tapfere Held ist bald von seinem Feldzuge wieder da; hat unverletzt 200 Philister erschlagen; zählet zum Wahrzeichen dessen eben so viele Vorhäute, und also 100 mehr, als man von ihm verlangte, dem Könige vor, um nun sein Tochtermann zu werden. Das hatte Saul nicht erwartet! — aber was will er machen? soll er auch das zweytemal sein Wort nicht halten, das er so feyerlich gegeben hat? — giebt ihm seine Tochter, ob es ihm gleich mit dieser Heyrath niemals recht ernst war. Will

jedoch,

jedoch, sie soll den David hassen, weil er ihn hasset. Sie aber liebt ihn, liebt ihn aufrichtig. Auch die Liebe des Volkes gegen den muthigen Kämpfer stieg um ein merkliches höher. Sein Ruhm, sein Name ward durch diese beyden Feldzüge herrlicher, ausgebreiteter in dem ganzen Lande. Der König selbst greift es nun mit Händen, daß Gott mit dem Jünglinge sey: auch die Gefahr seines Thrones stellt sich seinem schwermüthigen Auge vergrößert dar; da nun sein Nebenbuhler auch sein Schwiegersohn ist, — durch seine eigene übelgerathenen Veranstaltungen ist. — Lauter neue schmerzlichere Peinen, die Saul sich selbst bereitet hat! Lauter neue, mächtigere Störer seiner Ruhe, die er sich selbst erwecket hat!

Er hat nun satt, sich noch ferner mit hinterlistigen Kunstgriffen abzugeben. Diese Umwege sind ihm viel zu langweilig, und wegen der Wagschaft und Ungewißheit eines glücklichen Erfolges viel zu verdrüßlich. Geht nun geradezu offen auf Davids Untergang los, beredet sich mit allen seinen Hofleuten, und muthet ihnen zu, denselben zu tödten. Zwar schwört er bald hernach auf Jonathas Für-

bitte: „Nein! so wahr der HErr lebt, er soll nicht getödtet werden.“ Aber wie kann ein Mann, der schon zusehr an hitzige, fieberhafte Anfälle gewöhnt ist, seinem Freunde bey etwa einer hellen, sanften Stunde gut dafür seyn, daß er die andere darauf in seiner Tollheit nicht wider ihn rasen will? — Auf Jonathas Zureden, der ihm die beschworne Besänftigung seines Vaters entdecket, erscheint David unbesorgt wieder am Hofe, spielt vor dem Könige auf seiner Harfe, und — flugs fährt wieder eine Lanze nach ihm. Entflieht zwar glücklich in sein Haus; aber von dieser Stunde an ist Saul in voller Wuth immer auf dem Wege, ihn zu verfolgen. Schickt einmal, zweymal Trabanten hin, ihn in Verwahrung zu bringen, damit er morgen getödtet werde; und da sie dem Könige berichten, David läge krank darnieder, sendet er sie nochmal ab, ihn sammt dem Bette herbeyzubringen, damit er sterbe. Allein, seine treue Michol hatte ihn schon durch das Fenster herabgelassen, und die Abgeordneten fanden nichts, als ein angekleidetes Bild in dem Bette. Wer mag hier nicht selbst einsehen, zu welchem Grade innerlicher Tobsucht den wüthenden Mann dieser Betrug — dieser

Betrug von einem Kinde — müsse gebracht haben? Michol selbst möchte ein blutiges Opfer seiner Rache geworden seyn, wenn sie nicht den Vorwand gebraucht hätte, David habe sie umbringen wollen, wofern sie ihn nicht entließ.

Doch, es ist schon wieder einige Erholung für ihn, daß man ihm sagt, wo David hingeflohen sey, und daß er sich zu Najoth beym Samuel befände. Schickt auf der Stelle einen Haufen Trabanten hin, ihn aufzuheben; aber der bleibt aus. — Schickt einen andern, und der kömmt nicht mehr zurück. Schickt den dritten, auch dieser läßt nichts mehr von sich hören. Alle wurden bey ihrer Ankunft von den Gesängen der Propheten-Kinder, die dort ihre Schule hatten, entzücket und außer sich gebracht. Saul, schäumend vor Zorn, wegen der Verzögerung seiner so geschärften Befehle, macht sich selbst auf den Weg; hat aber eben das nämliche Schicksal. Fällt, da er dort ankömmt, zur Erde, liegt denselben ganzen Tag, dieselbe ganze Nacht betäubt, begeistert da. Und David gewinnt indessen Zeit, sich durch die Flucht in Sicherheit zu setzen. Kann es

dann dem unglücklichen König noch ein Geheimniß bleiben, daß eine mächtigere Hand von oben herab den Unschuldigen wider alle seine Anfälle schützet? Sieht er dann nicht, daß fast bey jedem Schritte, den er thun will, ein Damm, eine Brustwehr sich durch die Fügung einer höheren Vorsicht vor ihm aufwirft, um ihn bey seinen wilden Ausfällen zurückezuprellen? Würde er doch klüger, und ließ endlich einmal seine lechzende, kraftlose, so lang umsonst gefolterte Seele rasten! es wäre hohe Zeit, es wäre ein Glück für ihn. Aber hiezu ists nun schon zu spät. Er kann nun nicht mehr ruhen, und die so oft fehlgeschlagenen Versuche auf das Leben seines Gegners stoßen ihn um so gewaltiger zu neuen feindseligen Thätlichkeiten fort. Er vermißt an einem Festtage den David an seiner königlichen Tafel, (wie mag er doch verlangen, daß der Jüngling, den er auf allen Straßen so grimmig zum Tode aufsucht, sich bey seinem Tische einfinden soll?) Und da bricht sein Zorn von neuem aus: lästert den Jonathas, der seine Abwesenheit entschuldigen will: schimpft sogar auf dessen Mutter: „Du Hurenkind! — ich weis gewiß nicht, daß du zu deiner und deiner verruchten Mutter Schan-

de es mit dem Sohne Isai hältst?" Befiehlt ihm, ihn alsogleich herbeyzuschaffen, daß er getödtet werde: und da Jonathas dessen Unschuld vorschützen will, ergreift er seinen Spieß, seinen eigenen Sohn zu erwürgen. Was ihn hiebey am meisten kränket, ist dieses, daß er nun nicht einmal weis, wo Davids Aufenthalt ist, und doch weder einer seiner Unterthanen, noch eines seiner Kinder denselben entdecken will. Endlich hört er zu Gabaa so viel, daß David, in Begleitschaft einer Schaare Männer wäre gesehen worden. Das war die Losung, auf die sich die schwärzeste, fürchterlichste Wolke des Mißtrauens über sein ganzes Herz ausbreitete. Alle Menschen, die er nun sieht, sind Verschworne mit dem David, sind Rebellen wider ihn: kein Unterthan ist ihm mehr gut, mehr treu, alle Verräther, vor denen sein Leben nicht mehr recht sicher ist. Am wehesten aber thut ihm, daß Jonathas, sein leiblicher Sohn selbst, das Haupt aller dieser Verschwornen, dieser Verräther ist, und den David eigentlich aufgewiegelt hat, seinem Vater nachzustellen. Doch faßt er noch so viel Herz, seine Bedienten, die um ihn sind, anzureden, und ihnen ihren Meineid, ihr unbesonnenes

nenes Vorhaben, jedoch nur in dem jammernden Tone eines leidenden, bedrängten Fürsten vorzurücken. „Ihr Kinder Benjamin! hat dann keiner aus euch soviel Mitleiden mit mir, und entdeckt mir den Aufenthalt des Sohnes Isai? Kanns euch noch verborgen seyn, daß mein eigener Sohn einen Bund mit ihm gemacht hat, und ihn wider mich aufhetzet? aber warum kömmt nicht einer von euch, und zeigt mir etwas hievon an? warum hat sich alles wider mich verschworen? wenn ihr morgen den Sohn Isai statt meiner auf den Thron setzen werdet, wird er euch allen zu Reichthümern und Ehrenstellen verhelfen können? euch allen Aecker und Weinberge geben? euch alle zu Hauptleuten und Befehlshabern erheben? daß ihr so einverstanden seyd, ihn zum Könige zu machen?

Schwacher, erbarmungswürdiger Fürst! warum folterst du dich doch muthwillig? — Wer thut ihm dann etwas? wer will ihm thun? wer denkt nur daran, ihn zu verstoßen, und den David auf den Thron zu erheben? — Niemand. Freylich liebt Jonathas, freylich liebt ihn ganz Israel. Aber warum sollten sie

ihren

ihren allgemeinen Retter nicht lieben? warum ihn entdecken, und in des Königes Hände liefern, den Unschuldigen? — Was hat er ihm gethan, daß er sterben soll? was thut ihm die Schaar Männer, so sich beym David aufhält? Es sind Verschuldete, die wegen der Beängstigung ihrer Gläubiger entflohen sind; es sind Unglückliche, die sich vor dem Könige fürchten; es ist noch zur Zeit weiter nichts, als eine betrübte Familie, die sich zu ihrem irrenden Bruder, der allenthalben verfolgt wird, in den Wald Haret geflüchtet hat, um sich wider die Nachstellungen des ergrimmten Königes sicher zu stellen; oder, wenn es hoch kömmt, sich dort zu schützen. Aber so sinnreich ist immer der Argwohn, daß er, wo auch nichts zu fürchten ist, sich immer neue und neue Schreckbilder zu dichten weis.

Doch nun erhält er einigen Trost, einige Labung bey seiner Beklemmung. Doeg, ein niederträchtiger Heuchler, thut sich hervor, und sagt ihm: „Ich habe den Sohn Isai bey Achimelech, dem Priester zu Nobe, gesehen, und der gab ihm Speise, und des Goliaths Schwert.“ Nun gieng des Königs Zorn auch

in eine tyrannische Raserey über; so wie sein Argwohn die äußerste Spitze erreicht hatte. Eilends werden alle Priester von Nobe berufen, und vor dem erbosten Könige um ihre Zusammenverschwörung mit David zur Rede gestellt. Der schuldlose Achimelech nahm für alle das Wort: „Mein Herr! wirf doch keinen solchen Argwohn auf mich und mein Haus. Gott behüte mich vor einem so schändlichen Meineide! ich wußte ganz und gar nichts darum, daß David in deine Ungnade gefallen, und sich wider dich aufgelehnet hat. Er kam eilends zu mir, gab vor, er reisete auf deine geheimen Befehle, verlangte Brod, und ein Schwert; und weil von beyden kein anders in der Eile zu haben war, als das heilige Brod, und das Schwert des Goliaths, so gab ichs ihm. Er ist dein Tochtermann, war in deinem Hause bisher angesehen; ich hielt ihn auch immer für den treuesten unter deinen Knechten: warum sollte ich noch Bedenken tragen, sie ihm zu geben?" Allein, was sind die gerechtesten Entschuldigungen für ein taubes Ohr, in welches ein rasendes Herz immer Rache schreyt? — Schon ist das unwiderrufliche Urtheil gefällt: „Du sollst mit deinem ganzen Hause

des

des Todes sterben;" und noch denselbigen Tag werden alle 85. Priester erwürgt. — Noch viel zu wenig Opfer für Sauls argwöhnische Tobsucht! — Alles in Nobe, Viehe und Menschen, sogar die kleinen Kinder und Säuglinge werden mit dem Schwerte darnieder gemetzelt. — Was haben diese Unschulden wider den König gesündiget? Wäre jedoch ihr Blut nur wenigstens das Lösegeld für Davids Kopf! — nur wenigstens das Versöhnungsopfer Sauls zu seiner endlichen Beruhigung! Schauerlich, warnend genug ist dieses Beyspiel immer, jeden Unterthan von Hochverrath, vom Anhange an David fernerhin zurückzuschrecken. Aber nein! das marternde, dräuende Bild des noch lebenden Davids schwebt jeden Tag nur noch lebhafter vor Sauls Augen. Die lärmende, pochende Stimme in seinem Busen läßt sich nicht zur Stille verweisen: „Er muß sterben: er muß getödtet werden, wenn du sicher seyn willst auf dem Throne." — Zieht schon wieder mit gewaffneter Hand aus, durchstreifet alle Wälder und Wüsteneyen, scheuet die höchsten Berge nicht, klettert auf den steilsten Felsen, die nur allein den Gemsen gangbar sind, mit seiner Mannschaft

schaft herum, um seinen Nebenbuhler aufzusuchen: stößt endlich in der Wüste Engatti auf eine Höhle, wo sich David mit seinen Leuten tief in die Erde verkrochen hatte, ohne jedoch davon einige Wissenschaft zu haben. Da nun Saul allein und unbesorgt sich an dem Bordertheile der Höhle verweilt, schleicht David aus dem Hinterhalte unvermerkt hervor, schneidet ein Stück von seinem Mantel ab, und ruft ihm alsdann in der Ferne nach: „Sieh doch heute mit Augen, daß ich nichts Böses wider dich im Sinne führe! Eben so gut, als ich dir hier das Stück von deinem Mantel abschnitte, hätte ich dich auch tödten können! es fiel mir gar wohl ein; aber ich dachte eben sogleich bey mir: nein! gegen den Gesalbten des HErrn darf ich meine Hand nicht ausstrecken. Glaube also fürohin den Leuten nicht, die dir sagen: David sucht dir Böses zu thun! Ich habe niemals unrecht gegen dich gehandelt, und doch stellst du mir immer nach! aber Gott räche meine Unschuld an dir! denn ich werde mich niemals an deiner Person vergreifen.“

Sollte dieser, für Davids Redlichkeit so laut, so starkredende Vorfall nicht auf einmal dem

Dem Saul seine trüben Augen aufhellen, sein hartes Herz schmelzen, und das düstere Gewölke seines Argwohns zerstreuen? — Es hat allen Anschein hiezu. Saul weinet laut: nennt David das erstemal wieder seinen Sohn: giebt ihm öffentlich das Zeugniß: „Du bist gerechter, als ich: hast mir Gutes gethan, und ich dir Böses vergolten! hättest mich heute tödten können, und thatest es nicht! Wer thut das seinem Feinde? — Gott vergelte dirs!“ Will es gewiß wissen, daß David König in Israel werden wird: läßt sich von ihm, um allem ferneren Mistrauen vorzubeugen, und ihre erneuerte Freundschaft auf einen dauerhaften Fuß zu setzen, einen Eid abschwören, daß er bey einstiger Besteigung des Thrones seinen königlichen Stamm nicht ausrotten wolle, und — und — ist neuerdings schon wieder in vollem Zuge begriffen, den David zum Tode aufzusuchen. Ists möglich? — Ja! ganz wohl. Er denkt nun erst nach, sieht nun erst ein, wie beschämend für ihn das Geständniß sey, das er selbst da öffentlich vor seinen eigenen Leuten in der ersten guten Laune zum Ruhme des redlichen Davids abgeleget. Er sieht nun erst ein, in was für ein gehässiges Licht des Davids edle

That

That seine bisherige ungerechten Verfolgungen und unsinnige Raserey bey dem ganzen Volke setzen werde, und dieß erregt bey ihm neue Unruhen, deren er sich nicht erwehren kann. Auch daß er seinem Nebenbuhler sein Leben soll zu danken haben, ist ein allzusehr beschimpfender Gedanke für ihn, ist Dolch in seinem Herzen, den er sich durch abermalige, feindselige Unternehmungen herausziehen will.

Aber er bereitet sich durch diesen unbedachten Schritt nur eine weit größere Beschämung; hingegen seinem Gegner nur eine neue, viel herrlichere Siegesbühne seiner Treue. David schleicht sich des Nachts mitten durchs tiefschlummernde feindliche Lager hin ins Gezelt des schlafenden Sauls: nimmt seinen Becher, seinen Spieß, stellt sich auf die Spitze des gegenüber gelegenen Berges, und ruft dem Feldobristen Sauls zu: „Seyd ihr dann auch wohl Männer? ihr, die ihr so schlecht euren König verwahret! gehet einmal hin, und sehet, wo des Königs Spieß und Wasserbecher ist, der bey seinem Haupte stund!“ Saul erkennt den David bald an der Stimme: ist von seinen edlen Gesinnungen abermal überführt; nennt

ihn

ihn schon wieder seinen Sohn; heißt ihn wieder an seinen Hof kommen; segnet ihn, gestehet neuerdings: „Ich habe gesündiget, habe unrecht, und ganz im Irrthume wider ihn gehandelt!“ verspricht, er wolle ihm fürohin kein Leid mehr zufügen. — Nun wird doch endlich Ruhe werden? Ja! von diesem Tage an hören alle feindseligen Begegnungen auf. Aber, nicht die Beständigkeit des reuemüthigen, des wahrhaft gedemüthigten, ganz beruhigten Sauls (woher sich wenig hoffen läßt) ist es, die ihnen ein Ende macht; sondern der etwa schlagende Arm Gottes, der dem Unschuldigen endlich Recht schaffen will. Saul geräth in ein Gefecht mit den Philistäern; seine Leute fliehen; Jonathas und seine anderen Söhne sind schon auf dem Schlachtfelde gefallen. — Auch auf seine Seite neiget sich die Hitze des Treffens — wird hart verwundet — spricht seinen Waffenträger an, ihn zu tödten — stürzt sich, da dieser sich weigert, selbst in sein eigenes Schwert: — und David lebt noch: — ist nun doch König. —

So starb der Mann, der andere und sich am meisten quälte; der rastlos seine Tage in

wech-

wechselnden Kränkungen hinlebte; sich jede frohe, heitere Stunde, jede sanfte Freude der Ruhe misgönnte; immer auf Rache und Mordthat sann: vom Hasse, vom Argwohn im stäten Wirbel umhergetrieben ward: eine Stadt zur Einöde machte: auch nicht des Priesters, des Säuglings, ja, kaum seiner eigenen Kinder schonte: heute rasete wie ein wildes Thier, und morgen weinte, wie ein kleines Kind: und doch nicht lange hernach schon wieder auf Todtschlag ausgieng. Warum? um zwoer Sylben willen in einem Liede, das Weiber auf den Gassen sangen. —

Erschrick, o Mensch, vor dir! — Was für ein fürchterlicher Keim etwa stiller Wuth liegt nicht in dir verschlossen? und wieviel braucht es wohl, ihn gänzlich zu entwickeln? Erschrick! wenn dich ein kleiner Schimpf zum Hasse, zum Zorne reizet; erschrick! wenn sich auch nur ein Argwohn in deinen Busen schleicht, und denke: „Es ist ihm nicht zuviel! er möchte mich zuletzt wohl gar zum Mörder meines Bruders machen!„

XXX.

Die Mäßigung,

oder

Die unschuldige Einfalt des Herzens der stärkste Schutz gegen Feinde.

Das Gegenbild vom vorigen.

Ebendas.

Saul mag sich von Davids Streben nach dem Throne in den Kopf setzen, was er will; David ist lange der ehrgeizige Mann nicht. Wo, wann wäre so viel Stolz in seine Seele gekommen? Schon als Knabe ist er in seines Vaters eigenem Hause wenig geachtet, und man erwartet nichts von ihm, schickt ihn auf die Fluren, die Schafe zu hüten, da indessen seine ältern Brüder den Saul als streitbare Männer in seine Feldzüge begleiten. Kömmt Samuel, eines aus den Kindern Isai zum Könige zu salben, so führet der Alte seine sieben Söhne, einen nach dem andern vor; aber an den jüngsten denkt er nicht, vergißt auf David

ganz. Läßt ihn erst alsdann von der Heerde herbeyrufen, und erinnert sich seiner, da ihm der Prophet anzeigt, keinen unter diesen Sieben habe sich Gott auserseben: er müsse noch einen haben, und setze sich nicht eher zu Tische, als bis dieser herbeygekommen.

Wird er von seinem Vater ins Lager geschickt, um seinen Brüdern Speise zu bringen, und befragt sich auch nur, was man jenem geben würde, der den Goliath erschlagen würde, so erregte er schon seines ältern Bruders Zorn, und zog sich einen harten Verweis zu: „Ich kenne schon deinen Vorwitz, deine Vermessenheit: du bist nur hieher gekommen, das Treffen mit anzusehen. Geh heim, und hüte deine Schafe, die du verlassen hast!“

Eben so verächtlich behandelt ihn Saul, da er sich zum Streite mit dem Philistäer erbiethet. „Du bist ja nur ein Knabe, und er — Kriegsmann von Jugend auf! Was wirst du wider ihn ausrichten?“ Schon dem Tone, aus dem er mit Saul vor dem Kampfe spricht, sieht man es an, daß ihn nicht flatternder Ehrgeiz, nicht kühne Ruhmsucht zum Streite erhitzt. Vertrauend auf Gott schließt er ganz

in

in der Einfalt von seinem Hirtenleben her auf den ungeheuern Riesen, vor dem sich ganz Israel fürchtet, und mit dem nicht ein einziger Held dieses Volkes sich im Kampfe einlassen will. „Es kam zuweilen ein Bär, zuweilen ein Löw, und trug von meinen Schafen davon; da ich ihm nacheilte, und seinen Raub entreissen wollte, setzte er sich oft gegen mich selbst; aber Gott half mir. Ich ergriff das Thier beym Kinne, und erwürgte es. Gerade so will ich es, wenn mir mein Gott nochmals hilft, dem Philistäer machen, und ich weis es schon zum voraus, er hilft mir.“ Sogar die Waffen, derer sich David bedienet, sprechen für ihn. Für einen Mann, den kriegerische, feurige Ehrbegierde allein zum Kampfe ermuntert hätte, würde es Schande gewesen seyn, sich in einer andern als Heldenrüstung da vor dem Angesichte zweyer Herren ins Gefechte einzulassen, auch, wenn er sich einen glücklichen Erfolg hätte versprechen können. Dem Jünglinge gilt es gleichviel, wenn nur der stolze Feind, welcher dem Volke Gottes Hohn spricht, fällt, ob er ihn mit dem Schwerte oder Hirtenstabe erlegt; wirft Helm, wirft Panzer von sich; gesteht ohne Rückhalt, daß er in dieser Rüstung

nicht einmal gehen könnte, weil er sie nicht gewohnt ist: zieht blos nur mit einer Schleuder, und etlichen Steinen in seiner Hirtentasche hin auf den Kampfplatz. Wo sind wohl noch zur Zeit Spuren des Ehrgeizes in Davids Verhalten zu entdecken? Aber, wird er etwa stolzer auf den Sieg? Der König schätzt ihn, das Kriegsheer liebt ihn, sein Ruhm wird allgemeiner Schall durchs ganze Land, verbreitet sich in öffentlichen Siegesgesängen des Volkes; man zeichnet ihn schon vor dem Könige aus. —

Nein! David ist sich noch immer gleich, noch immer der gutherzige Jüngling, der sich alles gefallen, alles mit sich machen läßt, was man will; der unerfahren, fremd in der Schule einer feinern Schalkheit, in den geheimen Gängen des Hofes, den edlen Pfad einer redlichen Einfalt fortwandelt: läßt sich als erprobter Held, als Obrister über Kriegsleute noch eben so brauchen, vor dem Könige auf den Saiten zu spielen, als damals, wo man ihn in eben dieser Absicht als Hirtenjunge nach Hof berief. Dem Obsieger über Goliath ward eine Tochter des Sauls zum Preise ausgesetzt. Nun,

da

da er erlegt ist, denkt niemand mehr an das Versprechen.

In Davids Augen ist das nicht Undank. Er begnügt sich, daß man ihn an dem Hofe dulden mag. Man biethet ihm nachher eine Tochter des Sauls, die Merob, zur Braut an; er soll sie aber erst verdienen, die, so ihm schon als ein Recht zugehörte. Das ist ihm nicht Unbild, ist Gnade für ihn: sieht nur auf seine Armuth, auf sein geringes Herkommen dabey zurück. „Wer bin ich, was ist das Haus deines Vaters in Israel, daß ich des Königs Eydam werden soll?" Zieht mit freudigem Muthe in das Feld. Da er siegreich, verdienstvoll zurückkehrt, giebt man seine Braut einem andern: auch das kränkt ihn nicht. Nun sagen ihm die Hofleute, der König wolle ihm seine andere Tochter, die Michol, zur Braut geben; er müsse aber 100 Vorhäute erschlagener Philistäer liefern. Er ahndet nicht, daß man ihn schon einmal, schon zweymal mit diesem königlichen Versprechen getäuscht, und seine Verdienste unbelohnt gelassen habe; befürchtet nicht, nun werde es ihm abermal so ergehen; ist auf dieses neue, gnädige Anerbiethen beynahe stolz: „Dünket euch etwa dieses

etwas Geringes zu seyn, des Königs Tochtermann zu werden, da ich ein armer und schlechter Mensch bin?" zieht unbeleidigt, unverdrossen nochmal ins Feld, und erschlägt 200 der Feinde. Daß unter diesem Anerbiethen hinterlistige Absichten des Hofes auf sein Leben verborgen lägen, daß Saul ihn im Geheim als seinen Nebenbuhler hasse, wie wäre ein solcher Argwohn auch nur von weitem in sein so gutes Herz gekommen, das in seiner Schäfershütte, bey seiner ländlichen, ruhigen Lebensart noch nicht einmal gelernt hatte, was Eifersucht, was Verstellung, was Hinterlist sey. Schon einmal war die Lanze des Sauls nach ihm geflogen; er sah dieses aber mehr für eine gähling ge Wirkung der Schwermuth als einen Ausbruch des Hasses an: läßt sich vom Jonathas bald wieder bereden, mit seiner Harfe vor dem Könige zu erscheinen, ob gleich dieser ihn noch nicht gar lange zuvor in Geheim entdecket hatte, daß ihm sein Vater nach dem Leben strebte. Nur itzt erst, da die Lanze des Königs das zweytemal nach ihm fährt, dessen Trabanten ihn in seinem eigenen Hause aufsuchen, und bis nach Najot verfolgen, sieht er die Gefahr seines nahen Todes ein: beklagt sich deswegen

bey

bey seinem Jonathas: „Was habe ich gethan? was habe ich gegen deinen Vater gesündiget, daß er nach meinem Leben trachtet?“ Ist aber bey allem dem noch nicht so scheu gemacht, daß er den Hof gänzlich verlassen, gänzlich vermeiden will. Er will noch einen Versuch abwarten, ob Saul sich nicht etwa geändert, und seine Unschuld unter dieser Zeit eingesehen habe. Jonathas soll, wenn er am nächsten Neumonden an den königlichen Tisch kömmt, seinen Vater erst ausforschen. Sollte sich dieser wegen seiner Abwesenheit ruhig halten, eine Entschuldigung annehmen, so wolle er gleichwohl wieder Muth fassen, am Hofe zu erscheinen; sollte er aber zornig nach ihm fragen, so sollte dieß ein sicheres Merkmaal seyn, daß Saul noch immer etwas Böses im Herzen gegen ihn beschlossen habe.

So hätte Saul nimmermehr gehandelt, wenn er an Davids Stelle gewesen wäre; so lange nie aushalten. — Daß man sobald seine Verdienste vergessen, seine königliche Braut einem andern gegeben, von einer Zeit zur andern mit einer so ehrenvollen Heirath aufziehe, darüber wäre er auf hundert Argwöhne ver-

fallen, hätte tausend innerliche Wehen gefühlt. Und wann dann auch noch die Warnung eines Freundes, sein Leben stehe in Gefahr, und nur der erste Wurf des Spießes hinzugekommen wäre, sich sogleich an den entlegensten Ort, in die dichteste Wildniß geflüchtet, dort immer das scheußliche, fürchterliche Bild eines undankbaren, ungerechten, schalkhaften, mörderischen Hofes vor sich hingestellt, sich nicht satt genug daran ärgern können, und sein Leben bey einer langen, schwermüthigen Weile, bey einem pressenden Kummer im finstern Winkel verzehret. Aber, so handelt auch nur die Unschuld, die edle Einfalt, wie David hier gehandelt hat: sie befürchtet nichts, argwöhnt nichts, weil sie sich keinen weniger redlichen, weniger edlen Menschen denken kann, als sie selbst ist: handelt eben daher öfters unvorsichtig, öfters sogar verwegen: steht die Falle, die zu ihrem Untergange bestimmt ist, aufstellen, und bleibt doch immer dabey ruhig, weil ihr das Gewissen keinen Vorwurf macht.

Aber nun ergreift David endlich die gänzliche Flucht. Alle Hoffnung der Besänftigung, der Aussöhnung des Königs mit David ist dahin.

hin. Jonathas hätte sich durch sein Vorwort für den Unschuldigen beynahe den Tod zugezogen; er rathet ihm also selbst: „Geh hin im Frieden!“ Und hier fängt sich erst die Leidensgeschichte des Davids recht an. Kaum hat er Nobe erreicht, so mangelte es ihm schon an aller Speise, und um nur etwas Brod zu erhalten, sieht er sich genöthiget, fälschlich vorzugeben, er reise eilends und in Geheim auf Befehl des Königs. Von da flüchtet er sich zu dem philistäischen Könige von Geth; wird aber bald als ein ehemaliger Feind der Philistäer, und besonders als Obsieger über Goliath erkannt, sieht sein Leben in einer neuen, noch größeren Gefahr, kann sich nicht anders helfen, muß sich als einen wahnsinnigen Menschen anstellen, damit man ihn wieder im gu-
ten entläßt. Was das für ein schmerzlicher Zwang seyn muß, wenn sich ein Mann, der immer nur an edle, an redliche Handlungen gewöhnt war, bey dringender Noth, der Verstellung auf einmal bedienen, und einen Betrüger abgeben muß! — das kann auch nur ein edles, redliches Herz ganz allein fühlen, und dieß sind eben die beyden Fälle, in denen sich David befindet. Nun, da er sich unter Men-

schen nicht mehr befindet, wird die Höhle Ottolla sein Zufluchtsort. Aber — welche tiefe Wunde für ihn! Hier — stoßen seine Aeltern, seine Brüder zu ihm, die alles im Stiche ließen, um vor den Nachstellungen des Sauls bey ihm Schutz und Unterhalt zu suchen. Und er — kann sich doch selbst nicht schützen, nur kümmerlich ernähren.

Doch thut er, was die Pflicht eines Sohnes, eines Bruders von ihm fodert; ersucht den König von Moab, sie so lange in seinem Lande zu dulden, bis es sich ferner zeigen werde, was Gott mit ihm beschlossen habe. Er selbst hält sich in dem Walde Haret auf, wohin sich auch der Sohn Achimelechs, der einzige Entflohene aus Nobe flüchtet, und ihm (ein neuer starker Schlag für sein Herz) die betrübte Nachricht von dem schrecklichen Blutbade, und der gänzlichen Vertilgung seines väterlichen Hauses blos um seiner, des Davids willen überbringt. Und so wechselt David von einer Höhle in einen Wald, und wieder von einem Walde in eine Höhle in einer beständigen Irre herum, nirgend sicher, alle Augenblicke in Gefahr, seinem Feinde und dessen Anhange in die Hände

zu

zu fallen, der ihm aller Orten hin auf dem Fuße nachzieht. Bald ist es sehr nahe daran, daß ihn die Bürger von Ceila dem anrückenden Saul ausliefern, und er errettet sich noch mit einer schnellen Flucht: bald ist er von seinen Feinden schon umzingelt, und das Entkommen beynahe unmöglich gemacht: bald sind beyde Partheyen einander so nahe, daß er und Saul sogar in einer Höhle zusammentreffen. Wer mag hier alle die häufigen, unausgesetzten Beängstigungen nachempfinden, die damals Davids Seele zerrissen? Wer mag sich von seinem Leiden auch nur ein unvollkommenes Bild entwerfen, der sich nicht noch hinzudenkt, daß ihn immer der Gedanke, der qualvolle, zerfleischende Gedanke verfolgt, der seinen betrübten Umständen erst das rechte Gewicht gab: „Was hab ich verschuldet? was ist mein Verbrechen? — Warum muß ich so elend, so hilflos umherziehen? warum sucht man mich als den verruchtesten Missethäter mit so vieler Mannschaft, mit so vieler Mühe in allen Winkeln, in die ich mich verberge, zum Tode auf, wie ein wildes Thier, das man fällen will, und von einer Höhle, von einem Berge, von einem Walde zum andern jaget?“

jaget?" Wäre es wohl ein Wunder gewesen, wenn dieses immer stärker schlagende Gefühl seiner Unschuld, jemehr seine Gefahr wuchs, ihn nach und nach gegen seinen Feind erbittert, wenn diese wilde Lebensart, dieses beständige, rastlose Herumschweifen in Wüsteneyen, dieses mit so vieler Wuth anhaltende Nachsetzen des Königs, seine sanfte, biegsame Seele nach und nach erhärtet, alle edlen Gesinnungen in ihm erstücket, alle Ehrfurcht, alle Liebe, alle Treue gegen Saul ausgetilget hätte? Verdiente er nicht Nachsicht, wenn er endlich auf das alleinige Rettungsmittel ebenfalls verfallen wäre, geheime Anschläge auf Sauls Untergang gefasset, und alle nur mögliche Wege ausgesucht hätte, ihn aus dem Wege, und sich durch dessen Tod Ruhe, und für sein Leben Sicherheit zu schaffen? — Allein, die Person des Sauls bleibt ihm noch immer heilig. Seine Ehrerbiethigkeit gegen den Gesalbten des HErrn leidet nichts bey dem sich stets in seinem Gemüthe von unten herauf wälzenden Gedanken: „Er ist aber auch mein verbittertster Todesfeind, mein unaufhaltbarer Verfolger, und ich muß wagen, ich falle ihm doch noch in die Hände." Zweymal hat er die schönste Gelegenheit,

braucht nur sein Schwert zu zücken, einen einzigen Streich zu führen — auch nur durch einen seiner Leute, die ohnehin so erbittert sind, führen zu lassen, wenn er doch seine eigenen Hände nicht mit Blut beflecken will, um allen weiteren Nachstellungen durch Sauls abgeschlagenes Haupt auf einmal ewigen Einhalt zu thun.

Was ists nicht für eine Versuchung: „Wenn ich einen Streich führe, so werde ich aus einem bedrängten, trostlosen, schon so lange im Elende umhergetriebenen Menschen, der sonst keine andere glückliche Aussicht hat, als nur von dieser Seite in einem Augenblicke — König! Wer weis, ob eine solche Gelegenheit sich mir noch einmal darbiethet? Hier im Dunkeln einer Höhle — jedoch, wo Saul ganz allein, hingegen alle meine Leute bey mir im Hinterhalte sind! — wo der Streich nicht einmal fehlschlagen kann! — itzt, wo alles im ganzen Lager so ruhig, so tief schläft, niemand etwas Böses von Sauls Gefahr auch nur träumt! — wenn ich seiner für dießmal schone, nur seinen Spieß und Becher nehme, so werden seine Feldobristen fürohin behutsamer wer-

werden, ihn besser bewachen, und dann eine nochmalige Unternehmung auf ihn für mich sehr erschweren. Nun aber habe ich ihn, wie ich ihn haben will. . Und was wird mein Schonen nützen? wird er dadurch nachgiebiger werden, gelinder gegen mich verfahren? Schon einmal schonte ich seiner, was halfs? er blieb der alte. Was kann ich, was soll ich nun hoffen?" — Und schont seiner doch! — schont noch einmal. — Wie verführerisch, wie reizbar ist nicht die Sprache, wenn ihm alle seine Kriegsmänner einmal über das andermal sagen: „Schlag darein! du siehst ja mit Augen, daß Gott ihn heute nur darum in deine Hände gegeben hat, damit du ihn tödten solltest!" Wenn ihm Abisai, sein Feldobrister, sein tapferer, treuer Abisai, der sich allein des Nachts mit ihm in Sauls Gezelt wagte, sagt: „Laß mich ihm doch nur einen einzigen Stich mit meiner Lanze versetzen, es soll des zweyten nicht bedörfen, gleich auf den ersten soll sein Leben dahin seyn! — Und schont seiner doch! Das ist viel zu wenig gesagt: Schont seiner; nein! als Schutzmauer, Brustwehr stellt er sich für Sauls Leben, da seine Kriegsleute, die schon so lange alle Drangsalen der Verfolgung mit David getheilt hat-

ten,

ten, und nun eben wegen seines so sanften Betragens über ihn selbst aufgebracht sind, mit wetteiferndem Grimme über den König herfallen, und ihn ermorden wollen: hält sie zurück, besänftigt sie mit Worten: „Gott bewahre mich, und einen jeglichen aus euch davor, daß er seine Hand nach seinem Leben ausstrecke! das wäre eine gräuliche Blutschuld für uns bey Gott! Er ist doch einmal König, ist einmal sein Gesalbter. Nein! so wahr der HErr lebt: schlägt er — ihn nicht selbst, stirbt er nicht eines ganz natürlichen Todes, oder fällt er nicht einmal in der Hitze eines Treffens; ich werde ihn niemals tödten, niemals durch eure Hände tödten lassen."

So könnte doch wenigstens David nun, da er des Sauls schon zweymal geschont, und dieser ihm sein Leben schon öfter als einmal zu danken hat, eine drohende, trotzende, warnende Sprache führen; vielleicht wirkt sie kräftiger auf den König, weil doch alle Versuche der Güte keinen Eindruck bey ihm hinterlassen wollen. Auch dieß thut er nicht. Sein Betragen ist noch immer das demüthigste, das ehrerbiethigste eines Unterthans, eines Kindes.

Tief bis zur Erde beugt er sein Haupt, da Saul aus der Höhle geht, und auf sein Zurufen zurücksieht; begrüßt ihn als seinen Herrn und König, nennt ihn noch sogar seinen Vater. — Ganz in dem Tone eines geringen, verächtlichen, mitleidenswürdigen Knechtes ruft er ihm an: „Wer bin ich dann, mein Herr König! gegen dich gerechnet? — Ein schlechter Wurm, ein todter Hund; und du magst mich noch so verfolgen? magst mir noch so nachsetzen, mich von einem Berge zum andern jagen, wie ein Jäger ein armes Rebhuhn auf den Bergen verfolget? — Was habe ich dir dann gethan? Wirst du dann mein Blut so schlechterdings hin auf die Erde ausschütten, ohne daß es Gott wahrnehmen sollte? Doch! ich will mich nicht vertheidigen; aber Gott sey Richter zwischen dir und mir, und rette mich aus deiner Hand. Könnte ein Betragen gegen einen Todesfeind einer göttlichen Rettung würdiger seyn, als dieses? Sollte das Ohr des Allbarmherzigen noch länger so gerechte Klagen eines jammernden Unschuldigen, der sich so ganz seinem Schutze, seinem Urtheile überläßt, nur auf ihn allein die Hoffnung einer baldigen Hülfe bauet, sich selbst nicht Rache, nicht Recht verschaffen,

eher

eher seine Trübsalen noch ferner großmüthig dulden will, als sich durch ungerechtes Blutvergießen derselben entledigen, anhören können, ohne ihn endlich dem Rachen, der so weit zu seinem Verderben aufgesperret ist, zu entreissen? ohne seinen, immer nach Mord schnaubenden Feind mitten auf seiner schnellen Laufbahne einmal zu Boden zu schlagen? Und — dieser glückliche Zeitpunkt ist nun für die so lang beängstigte Unschuld endlich gekommen.

Ein Amalekit ist da, fällt vor David hin auf die Erde, verehret ihn als seinen Herrn und König, legt die Krone und das Armgeschmeide des Sauls zu seinen Füßen nieder; und überbringt ihm zugleich die höchst erfreuliche Nachricht, daß Saul und sein Sohn Jonathas in der Schlacht gegen die Philistäer umgekommen seyen. Was hätte Saul gethan, wenn je ein Mensch ihm die Bothschaft gebracht hätte: David, der Sohn Isai, dein Feind, ist todt, ich selbst habe ihn ermordet, und hier lege ich zum Wahrzeichen das Schwert des Goliaths, so er bisher geführt hat, zu den Füßen meines Herrn und Königes nieder. — Umarmt hätte er den Bothen, nicht Dank genug hätte er ihm sagen

können. Die Ziphiten zeigten ihm nur den verborgenen Aufenthalt des Davids an, und schon bedankte er sich bey ihnen mit einer Herablassung, die seine königliche Würde beschimpfte: „Segne euch doch Gott, daß ihr euch meiner erbarmet, daß ihr Mitleiden mit mir getragen habet!“ — Was hätte er erst hier gethan? — Warm, heiß hätte er den Davidsmörder bey der ersten Nachricht umarmet. Und was thut itzt David? — Erwürgen läßt er ihn, den Amalekiten. — Er mag immerhin sagen, der König habe sich schon in sein eigenes Schwert gestürzt gehabt, da er von ohngefehr dazu gekommen, habe dieser ihn selbst gebethen, er möchte ihm doch den letzten Streich versetzen, und den schrecklichen Todesängsten, in denen er sich befände, ein Ende machen; die feindlichen Reuter und Wägen wären schon auf Saul angedrungen, wo seine Seele noch ganz in ihm gewesen, und er habe doch nicht durch die Hände seiner Feinde wollen getödtet werden. — Saul hätte nach der sich einmal selbst versetzten Wunde doch nicht länger leben können. — Erwürgen läßt er ihn. — Die frohe Nachricht, daß er nach so viel erlebten schrecklichen Stunden nun auf einmal König sey, — es

ohne

ohne gewaltthätige Mittel, ohne alle Blutschuld sey — überrascht ihn nicht. Der Anblick einer Krone, die nun so gählings, so unversehens der Schmuck seines eigenen Hauptes wird, blendet ihn nicht, macht ihn nicht weich, nicht schwach; sein immer gehegter Grundsatz, „Saul ist ein Gesalbter des HErrn," harret noch vest in seiner Brust, wirket itzt nur gewaltiger auf seine Seele. Erwürgen läßt er den Amalekiten, — sogleich auf der Stelle erwürgen. „Weil du dich nicht gefürchtet, deine Hand nach dem Gesalbten des HErrn auszustrecken, so mußt du nun sterben." — Das ist der Inhalt seines Todesurtheils.

Und nun, da er den Tod des Sauls gerochen hat, überläßt er sich dem Ausbruche des Schmerzens über Saul und Jonathas: fastet mit allen seinen Kriegsmännern bis auf den Abend, weinet und wehklaget: „Ach! fühle es doch, Israel, Israel! wie deine Helden, deine Starken dort auf den Höhen im Streite gefallen sind! möchte doch ihre Niederlage nicht kund werden in dem Lande der Philistäer! wie würden die Töchter dieser Unbeschnittenen nicht hierüber frohlocken, und Siegeslieder an-

stimmen! — Noch Thau, noch Regen falle auf euch, ihr Berge von Gelboe! weil dort die Starken von Israel, und Saul, als wäre er nie mit Oele gesalbet gewesen, zu Boden geschlagen worden. Weinet doch, ihr Töchter Israel! über euren Saul, der euch so oft mit Purpur und goldenen Kleinodien geschmücket hat. O! wie sind doch die Helden im Streite gefallen? wie liegen ihre Waffen zerstreuet, verlassen umher! Ach! Saul und Jonathas — wie liebten sie sich nicht noch im Leben? Und nun im Tode wollten sie sich auch nicht trennen, die Helden, die schneller, wie Adler, und stärker wie Löwen im Streite waren, immer als Sieger vom Schlachtfelde zurückzogen.

Wer sieht es diesem Klagliede an, daß jemals die Lanze Sauls nach David flog? wer kömmt darinn auf eine Spur, daß der Verfolger einer so lang im Elende herumwandernden Unschuld nun endlich einmal eine Leiche ist? Wo schimmert eine schadenfrohe, wo eine tröstliche Selbstberuhigung, wo auch nur Dank gegen Gott wegen so glücklicher Rettung, oder Preis wegen seiner so gerechten Gerichte durch

das

das ganze Lied? Nur Schmerz, nur Leid, nur Hochschätzung, nur Lob, nur Klage über Verlust, über Unglück herrscht in seinem ganzen Tone. Aber, hiemit schließt sich die Geschichte von Davids Mäßigung noch lange nicht.

Nur über den verfolgten, mitleidenswürdigen Flüchtling fällt hier der Vorhang herab; er tritt aber dagegen als König in einer neuen Scene auf.

Die erste edle Handlung, die David in dieser Würde vornimmt, ist, daß er den Mörder seines Todsfeindes sogleich mit dem Tode bestraft, obgleich die Umstände dieses Mordes Davids Nachsicht hätten bemänteln, beschönen, ja, beynahe rechtfertigen können. War der Amalekit ein Todesverbrecher, so war er doch wenigstens der erste unter Davids Regierung; glaubte sicher, dem ohnehin schon hart verwundeten Saul noch eine Wohlthat zu erweisen, da er ihn tödtete; hatte das Verdienst, die Krone, die königlichen Kleinodien den Händen der Philistäer zu entreißen, und in Sicherheit zu bringen; war der erste Unterthan, der sich David unterwarf, und ihn für seinen Herrn und König erkannte; meynte

es zu dessen Beßten, und glaubte ihm eine erfreuliche Nachricht zu überbringen. — Aber, keine Nachsicht, nur strenge Gerechtigkeit. —

Die andere ist eben so edel, eben so großmüthig. Die Philistäer plünderten nach gewonnener Schlacht die auf der Wahlstadt vorgefundenen Leichname des Sauls und seiner Söhne, und hiengen sie auf den Stadtmauern zu Bethsan als öffentliche Siegeszeichen auf; aber die Bürger zu Jabes raubten sie des Nachts, und begruben ihre Gebeine in der feyerlichsten Trauer. David hält es für Pflicht, ihnen Dank — warmen Dank für die Treue, für die Ehre zu sagen, die sie ihrem verstorbenen Könige erwiesen. Schickt deshalben besondere Bothen dahin, und läßt ihnen sagen: „Der HErr segne euch wegen der Barmherzigkeit, die ihr an eurem Herrn, dem Saul, gethan habet! es vergelte sie euch nicht nur Gott, sondern auch ich werde bedacht seyn, sie euch zu vergelten.“ Und so schließt sich nun in einer Reihe fort eine edelmüthige That an die andere an.

Abner, ein Feldobrister, und zugleich ein naher Verwandter des ehemaligen Königes, wollte gerne das Reich bey seiner Familie und dem Hause des Sauls erhalten. Immer begleitete er den Saul auf seinen Zügen gegen David; und — auch nun will er ihm die Krone streitig machen. Läßt Jßboseth, des verstorbenen Königs Sohn durch das ganze israelitische Lager führen, und ihn öffentlich zum Könige ausrufen. Das war also gewiß kein blos eingebildeter, blos geargwohnter Nebenbuhler — Nebenkönig mehr, wie David dem Saul war. Alle Stämme, bis auf das Haus Juda, so sich allein zum David hielt, hatten ihm schon gehuldiget; schon zog Abner mit einem mächtigen Kriegsheere, um Jßboseth auf dem Throne zu befestigen, dem David entgegen. Was für ein lauter Ausruf also für David, ihm und seinem Anhange mit aller Macht auf den Leib zu gehen, es koste auch Blut, so viel es wolle? Irren wenigstens konnte er sich darinnen nicht, daß er, nur er, von Gott zum Könige auserwählt sey. Hätte er auch hievon sonst keinen Fingerzeig gehabt, so hätte ihn die ehemalige Salbung durch den Propheten Samuel schon Bürge genug dafür seyn können.

Und doch wollte er, da er die Nachricht von der Entledigung des Thrones erhielt, nicht sogleich vorschreiten, und sich zum Könige ausrufen lassen. Will erst neuere Verhaltungsbefehle von oben herab erwarten; befragt sich erst bey dem HErrn: „Soll ich eine der Städte beziehen, um mich daselbst salben zu lassen?“ Und, da er die Antwort erhält: „Ja! zieh hin!“ befragt er sich neuerdings: „In was für eine Stadt?“ um ja bey seiner Thronbesteigung ohne Vorwissen, ohne ausdrücklichen Befehl Gottes keinen Schritt zu thun, und erhält die zweyte Antwort: „nach Hebron.“ Sein Gewissen konnte ihm also bey diesem heicklen Wahlgeschäffte keine Vorwürfe machen: Du hast dich aus stolzer Herrschsucht eigenmächtig zum Könige aufgeworfen; du hast gewaltthätig das Reich an dich gerissen; nein! es mußte ihm immer die tröstliche Versicherung geben: Gott will dich zum Könige haben: du bist der rechtmäßige Besitzer der Krone. Was für neue Beweggründe, was für neue Ermunterungen für David, auf seinen Nebenbuhler mit aller Macht loszugehen! — Was für Kräfte zur Hoffnung: Gott wird meine Waffen segnen, mir meinen Feind, der dem Willen des

HErrn

HErrn Widerstand thun will, in die Hände geben, und das ganze Reich unterwürfig machen! Aber was thut denn David bey allen diesen so günstigen Aussichten, was unternimmt er? — Beynahe gar nichts. Er ist wohl genöthiget, dem anrückenden Heere des Abners ein anders unter Joabs Aufsicht entgegenzustellen; es kömt auch wirklich zu einem Treffen, wo das feindliche bald zurückgeschlagen, und einige Zeit verfolget wird; aber sobald Abner von einer Anhöhe zuruft: „Man möchte doch des Blutvergießens ein Ende machen, und mit dem Schwerte zurückhalten,“ wird auf der Davidischen Seite die Posaune zum Stillstande, zum Abzuge mitten auf der schönen Laufbahne des Sieges geblasen, dem Abner der Verweis gegeben: „So wahr Gott lebt! hättest du heute morgens so gesprochen, so wäre es gar nicht zur Schlacht gekommen.“ Die beyden Heere gehen auseinander, der Krieg schläft ein, es bleibt unentschieden, wer König, wer nicht König sey; und so läßt David sieben ganze Jahre den Isboseth im ruhigen Besitze der Stämme, die ihn zum Könige gewählt hatten. Welcher Fürst hätte bey eben solchen, so gerechten, so wichtigen Ansprüchen so, wie David hier gehandelt?

Ein Saul gewiß nicht. Oder war es vielleicht Zagheit, Abgang an Kräften, an tapfern Streitern; oder — der letztere allzutheuer erkaufte Sieg, was ihn zu dieser Unthätigkeit verleitete? — Keines von allen diesem. Wer David gegen die Philistäer hat fechten, sich mitten durch feindliche Lager hat wagen gesehen, wird ihm den Muth nicht absprechen wollen. Schon lange zuvor, ehe noch ganz Juda ihm anhieng, schlugen sich zu seinem damals noch kleinem Heere von mehreren Stämmen, die kühnsten, auserlesensten Helden, die so fürchterlich wie Löwen aussahen, und so schnell wie Hirschen laufen konnten, geschickt mit beyden Händen zu schläudern, und Pfeile vom Bogen zu schießen. Der letztere Sieg kostete ihn mehr nicht, als neunzehen seiner Leute, und allem diesem setzt die heilige Geschichte noch diesen merkwürdigen Umstand hinzu, „Täglich nahm Davids Macht zu, und Isboseths seine ward schwächer.

Was war dann also dieses lange, müßige Ruhesitzen in seinem Hebron? — Stilles, mäßiges Abwarten, was von oben herab die Vorsicht, von der er einmal versichert ist, daß

sie

sie ihn zum Könige bestimmt hat, noch ferner fügen will. Möchten doch alle Fürsten der Erde immer mehr auf sie, als auf ihre rüstigen, zahlreichen Heere; mehr auf sie, als ihre arbeitenden Staatsklugen in Kabinetten trauen! ihr nicht sogleich mit gezücktem Schwerte vorgreifen wollen; ihr, die nur einen kleinen Stein von dem Berge herabwälzen darf, um den im Thale stehenden ungeheuren Koloß zu Boden zu schmettern; ihr, die nur eine Feder zu verrücken — zu verrücken braucht, und das so haltbar und so lange ausdauernd scheinende ganze Triebwerk auf einmal hemmen kann — wie oft würden sie nicht viel eher, viel leichter zum Besitze der Länder gelangen, auf welche sie so gerechte, so vieljährige Ansprüche haben! Hier ist der Beweis davon.

Isboseth giebt Abner den unbedeutenden Verweis, daß er das ehemalige Kebsweib des Sauls beschlafe. Dieser befindet sich hierüber höchst beleidiget, und David ist dabey in einem Augenblicke schon so viel, als wirklicher, allherrschender Besitzer des ganzen Königreiches Israel. Der Beleidigte begiebt sich selbst nur mit einer geringen Begleitung von zwanzig Mann zu

ihm,

ihm, und erbiethet sich, ganz Israel auf seine Seite zu bringen. Wenn David klug ist, so verabsäumet er diese schöne Gelegenheit nicht; hält Abner, den er nun hat, wie er will, fest, ihn, das Haupt der Rebellen, die mächtigste Stütze seines Nebenbuhlers, die einzige Triebfeder der Gegenverschwörung der übrigen Stämme. Was soll er, was braucht er erst aus den Händen eines Mannes, der noch von den Verfolgungszügen des Sauls her seinen Haß verdiente, ihm bisher einzig und allein so lange Jahre die größte Hinderniß machte, die Regierung anzutreten, das sämmtliche Königreich beynahe als eine Gnade zu empfangen. Kömmt Abner einmal nicht mehr zurück, so werden sich die gegenseitigen Stämme bald voneinander trennen, und Isboseths Parthey verlassen. Wenigstens wird doch David einem Manne nicht trauen, der, wie er selbst vorgiebt, seinem eigenen Fürsten untreu werden will; und wer kann gut dafür stehen, daß dieß sein Vorgeben nicht ein betrügerisches, hinterlistiges ist? — David trauet, befürchtet nichts, argwohnt nichts, läßt sich den Antrag gefallen, giebt ihm und seinen Leuten noch dazu ein Mahl, und entläßt ihn friedlich. — Ganz wi-

der den Strom der staatsklugen Regeln eines ehrgeizigen, herrschsüchtigen Hofes! So denkt Joab schon nicht. Als er nach Hause kömmt, und erfährt, daß Abner bey seinem Könige gewesen, und dieser ihn wieder im Frieden hinweggelassen habe, ergrimmt er, verweists dem David: „Was hast du gethan? Kennst du den Abner? Kannst du noch zweifeln, daß er nur gekommen ist, dich zu hintergehen, deine Gesinnungen, deine Anschläge gegen Isboseth auszukundschaften? Und du hast ihn so schlechterdings wieder entlassen mögen?“ schickt ohne Davids Vorwissen dem Abner Bothen nach, läßt ihn unter einem falschen Vorwande wieder zurückrufen; stellt sich, als habe er ihm etwas in Geheim zu sagen — ermordet ihn.

Nun darf sich David Glück wünschen. Das Haupt seiner Gegenparthey ist dahin; keinen Antheil an seinem Todschlage hat er auch nicht; wußte nicht einmal etwas darum — muß diese That so ansehen, als wäre er in einer Schlacht gefallen; kann sich nun gänzlich beruhigen. — Das kann er nicht. — Der Vorgang ist seinem Edelmuthe zusehr beleidigend. Die erste Nachricht von dieser Mord-

that

that bringt ihn in die äußerste Bestürzung. Die heftigsten Verwünschungen über Joab und seine ganze Familie (ob er gleich bisher sein treuester, sein tapferster, sein verdienstvollester Feldherr war; ob er gleich sein nähester Anverwandte ist) brachen aus seinem Munde hervor. „Auf Joabs und seines Vaters ganzes Haus falle diese Blutschuld; Aussatz und Armuth herrsche ohne Aufhören darinnen; nicht Brodes genug soll es zu essen haben; durchs Schwert soll es umkommen.“ Befiehlt seinem ganzen Hofe die Trauer anzulegen, und sich in Säcke zu hüllen; veranstaltet dem Abner ein feyerliches Leichbegängniß; tritt in eigner Person hinter seinem Sarge nach. Weint laut bey seinem Grabe; weiht dem Todten ein Klaglied; weigert sich, vor Sonnenuntergange einen Bissen zu essen; kann bey seinen Leiden nicht wehklagen genug, was heute für ein großer Mann in Israel gefallen; giebt allenthalben die sichtbarsten Zeichen seiner Ungnade, seines Mißfallens an Joab; bedauert nur, daß er noch ein gar zu neuer König, und Joabs Haus viel zu mächtig sey, als daß er anitzo diese Mordthat bestrafen könne; beschwört einstweilen öffentlich Gott, diesen Todschlag nicht ungerochen zu las-

lassen; und da er am Ende seines Lebens wahrnimmt, daß diese göttliche Rache noch immer zurückhält, noch immer verziehen will, so ist es eine seiner nachdrucksamsten Empfehlungen, die er seinem Sohne, seinem Thronfolger auf dem Sterbebette hinterläßt: „auch sogar den grauen Haaren des Mörders nicht zu schonen, und Abners Tod mit Joabs Blute zu ahnden. Was wäre Joab an einem Saulischen Hofe wohl für ein Mann gewesen, wenn er ihm durch eine solche That (so meineidig, so blutig sie auch immer aussieht) ein neues Land, ein neues Königreich erworben hätte? —

Der treueifrigste, wärmste Unterthan, der für die Ehre, für das Beßte seines Fürsten ein wachsames, eifersüchtiges Auge hat; auch, wenn es darauf ankömmt, sich etwas zu unternehmen getrauet. Bis hin zum ersten Liebling hätte er sich aufgeschwungen; eine der höchsten Ehrenstellen, wenn er noch keine begleitet hätte, wäre sein gewesen, und Gnadenbezeigungen hätten ihn überhäuft. Nein! diesen Weg mag David nicht gehen, um ein gewaltiger Herrscher zu werden; will nicht nach und nach durch Belohnungen — nicht einmal durch Nachsicht

seinen

seinen Hof zum Sammelplatz von meineidigen Ungeheuern machen, wenn auch sein Reich dadurch erweitert, befestiget werden sollte. Den Amalekiten ließ er erwürgen. Ueber Joabs Mordthat äußerte er öffentlich im Angesichte alles Volkes sein höchstes Mißfallen; das ganze Land mußte davon wiederschallen; und doch! — sind schon wieder zween neue Mörder da, die durch ihre blutrüstigen Hände sich seine Gnade erwerben wollen. Zu was für einer Mördergrube würde zuletzt seine Hofstadt geworden seyn?

Zween Hauptleute unter Isbosheths eigenem Heere — da doch nunmehr ganz Israel einsieht, daß nach des Abners Tod sein Thron zu wanken anfange, — bedienen sich der Gelegenheit, da er an einem heißen Tage ganz ruhig auf seinem Bette schläft, ermorden ihn; hauen seinen Kopf ab, und bringen ihn zu David hin. Ganz in dem frommen Tone, als wären sie durch ausdrückliche, geheime Befehle Gottes zu dieser That bevollmächtiget worden, ist ihre Anrede abgefaßt: „Sieh! da ist das Haupt Isbosheth, des Sauls, deines Feindes Sohnes. Der HErr hat heute dich, unsern König, an dessen Nachkommenschaft gerochen.

Darf

Darf ichs wohl dem Leser, der David bisher handeln gesehen, noch sagen, daß rascher, hoher Schwur bey Gott, sie tödten zu lassen, alsogleich ihr Empfang war? Ihre heuchlerische Sprache macht seine Gerechtigkeits- seine Menschenliebe nicht irre. So, wie sie ihre Anrede vollenden, hören sie ihr Todesurtheil aus seinem Munde: „So wahr der HErr lebt! ich habe dem Menschen, der mir Sauls Tod verkündigte, und glaubte, ein guter Both zu seyn, keinen Bothenlohn gegeben, sondern erwürgen lassen: und — ich sollte das Blut eines gerechten, unschuldigen Mannes nicht aus den Händen zweener Bösewichter fodern, die ihn auf seinem Lager ermordet haben?" Und — auf der Stelle werden sie von Davids Leibwache erwürget; ihre Hände und Füße abgehauen, und öffentlich zur Warnung aufgesteckt. Wenn David sich ein neues Reich durch Ausrottung des gänzlichen Saulischen Hauses aufzurichten gesonnen ist, so wird er bey solchem Verfahren seinen Endzweck nicht erreichen. Allein, das will er nicht, hieran denkt er nicht, nur auf eine Gelegenheit wartet er, seinen, dem Saul und Jonathas so oft gethanen Eidschwur zu erfüllen, daß er ihren Stamm nicht austil-

gen, sondern vielmehr Gutes erweisen wolle; und diese ergiebt sich itzt.

Nur noch ein einziger Zweig von demselben, Miphiboseth, Sauls Enkel und Jonathas Sohn, ist beym Leben; und dieses hat er Davids strenger Gerechtigkeit zu verdanken. Hätte dieser den Tod seines Großvaters, den Tod seines Oheims nicht mit solcher Schärfe geahndet, längstens hätte ihn ein niederträchtiger Mensch, um sich bey David in Gnaden zu setzen, durch Meuchelmord aus dem Wege geschafft.

Nur erst fünf Jahre war er alt, da sich die Nachricht von seines Vaters und Großvaters Niederlage in der unglücklichen Schlacht gegen die Philistäer verbreitete. Seine Amme wollte ihn aus allzugroßer Furcht vor den Feinden in der Eile an ein sicheres Ort bringen, fiel mit ihm, und er ward lahm an beyden Füßen. Er ist also für Davids Thron eben so gefährlich nicht: doch! wer kanns wissen? wer kann alles vorhersehen? Geheime Anhänger an das Haus des Sauls sind doch noch in der Menge vorhanden! Möchten sich nicht gewisse Zeitpunkte fügen können, wo etwa das Volk mit

Davids

Davids Regierung nicht allerdings zufrieden wäre? Und wer kennet wohl eines Volkes bald her- bald hinschwankende Gesinnungen nicht? Könnte ihm Miphiboseth nicht wenigstens zum Vorwande dienen, Unruhen zu erregen? Wäre es nicht behutsam gehandelt, wäre es nicht rathsam, ihn ganz aus den Augen des Volkes zu entfernen, und anderswohin in Sicherheit bringen zu lassen? denn ihn ermorden zu lassen, das würde wohl kein willkommener Rath für David seyn! — Weg, fort mit den finstern Aussichten einer bangen Staatsklugheit, die immer geheimnißvoll, immer höchst mißtrauisch auf die Zukunft, die entferntesten, möglichsten Abentheuer dem Monarchen ins Ohr lispelt! — Für den gesetzten, ernsthaften Mann, wie David ist, der sich auf Gottes Schutz verläßt, es schon so oft erfahren hat, daß man sich auch auf ihn verlassen kann, — dem reines, zartes Gewissen für einen Panzer gilt, sind sie nicht; — er geht seinen Schritt fort, hält sich genau an dem Pfade der Gerechtigkeit, der Wohlthätigkeit, wenn ihn nur Gott schützt; Abentheuer mögen ihm hernach gleichwohl soviel auf dem Wege begegnen, als nur immer wollen; er fürchtet sich nicht.

Sobald sich David von den ersten, dringendsten Geschäfften seiner neuangetretenen Regierung über ganz Israel ein wenig erholt hat, fragt er: „Ist dann kein Sprößling vom Hause des Sauls mehr da, daß ich ihm Barmherzigkeit erweisen kann?“ Und da man ihm sagt: „Ja! ein Sohn des Jonathas, lahm an beyden Füßen,“ schickt er hin, läßt ihn zu sich rufen, bespricht sich mit ihm, wie ein Vater mit seinem Kinde: „Fürchte dich nicht, Miphiboseth! es soll dir von mir kein Leid geschehen: alles, was ich dir Gutes thun kann, soll dir wiederfahren. Alle Aecker deines Großvaters, des Sauls, sollen hinfüro deiner Familie eigenthümlich seyn; du aber selbst sollst täglich um mich seyn, täglich an meiner Tafel speisen.“ Noch nicht genug: er läßt Siba, einen alten Bedienten des Saulischen Hauses vor sich rufen, bestellt ihn in eigner Person zum Aufseher über die Güter des Miphiboseths: „Bearbeite mit deinen Kindern und Knechten seine Aecker, die ich ihm nun zum Eigenthume gegeben habe, und liefere ihm genau den jährlichen Ertrag davon;“ und dieser sonst unglückliche Prinz ward fürohin als eines des Königes Kinder an Davids Hofe gelitten.

litten. Wärs nicht schon Gnade genug gewesen, wenn David für seine standesmäßige Erhaltung gesorgt hätte? wärs nicht schon Gnade genug gewesen, wenn er ihm täglich von seinen königlichen Speisen hin in sein Haus geschickt hätte; nur dann und wann, wo keine Großen des Reiches um ihn waren, zu seiner Tafel gezogen hätte? — Wird dieser krüppelhafte Mensch Wohlstand für seinen Tisch seyn? — Schweig, Mensch! du, der du deine Wohlthaten, wenn du sie anders deinem Feinde erweisen sollst, immer erst auf der Wage wiegst. Sieh! hier an Davids Bilde, wie mächtig du über den Haß gegen deinen Feind seyn kannst, wenn du nur willst! — Sage nicht mehr: Diese ganze Familie ist mir ihres Vaters, ihres Großvaters wegen zuwider! Warum soll ich ihr Gutes erzeigen? — Vielleicht, weil er mich und meine Kinder so sehr gequälet hat? — Befrage dich: Was würde ich thun, wenn ich dort meinen Feind, der mich so lange Jahre gedrückt, verfolget, von Hause und Hofe verjagt hat, in einer Höhle, in einem Walde ganz ungestraft erwürgen könnte? — befrage dich, wie es dir wäre, wenn du die Nachricht hättest: Heute hat man ihn zu Grabe getra-

gen? — und wenn du dann noch sagen magst: O! Gott sind tausend Danke! o! er — er hat mirs hart gemacht! nun hat er, nun wird er seinen Lohn dafür in jener Welt empfangen! — so schäme dich, und messe dich mit David, war er auch gleichwohl nur ein Jude, nicht! — mit ihm, der nie, wie du, den großen Menschenfreund für seine Peiniger am Kreuze hat seufzen hören: „Vater! verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun?“

Steh still hier, Leser!

XXXI.

Die wahre Freundschaft.

I. B. Kön. ebend.

So viel Saul Ursache hatte, auf David eifersüchtig zu seyn; so viel hatte Jonathas. Schon lange vor Davids Siege über Goliath ward er in ganz Israel als Held von erster Größe geschätzt, berühmt, geliebt. Er hatte es auch verdient! Was war es wohl nicht für eine That von einem jungen Prinzen? wagt sich ohne Vorwissen seines Vaters, ganz allein von seinem Waffenträger begleitet, ins philistäische

stäische Lager, — klettert mit Händen und Füßen im Angesichte der Feinde die steilsten Felsen, die es deckten, hinauf, hauet mit seinem Schwerte um sich nieder, was ihm nur von Feinden vorkömmt; diese gerathen in Unordnung, und ergreifen mit großem Getümmel die Flucht. Da aber nun der Rieß Goliath vierzig ganzer Tage nacheinander vor dem Israelitischen Lager stolz, trotzend, hohnsprechend auf und nieder geht, einen Mann auffodert, der sich mit ihm in einen Zweykampf einlassen soll; sinkt dem Jonathas der Muth, und er getraut sich nicht mit ihm anzubinden. Aber der junge Hirtenknabe wagt sich, und wirft ihn zu Boden. Wäre es nicht ganz menschlich gewesen, wenn diese That die Eifersucht eines Jonathas erregt hätte? hätte er nicht Scheingründe finden können, den Sieg Davids in den Augen des Volkes zu verringern, und seinen Werth herabzusetzen? „Ist das wohl Tapferkeit, Heldenthat zu nennen, einen Stein mit der „Schleuder nach einem Feinde zu werfen? wars „nicht mehr Leichtsinn, mehr Einfalt vom „Knaben, als unerschrockener Muth? wars „nicht bloßer Zufall, daß der Stein traf? „wars nicht mehr jugendliches Spielwerk, als

„erkämpter Sieg? hätte das nicht jeder Hir-
„tenjunge auch gekönnt, der nur ein wenig im
„Schleudern geübt gewesen wäre? Schande
„ist fürs ganze Heer dieser Sieg! man hätte
„den Jüngling nicht einmal zum Streite sollen
„auftreten lassen, wenn er nicht mit den ge-
„wöhnlichen Kriegswaffen hätte fechten wol-
„len.“ Ist dieses nicht die natürliche Spra-
che der neidischen Eifersucht, und hätte sie nicht
etwa in Jonathas Munde widrigen Eindruck
von Davids Siege bey vielen im Heere bewir-
ken können? Auch Nahrung zum bittern spot-
tenden Hohne, der allemal der nächste Beglei-
ter der Eifersucht ist, wäre zu Jonathas Vor-
theile vorhanden gewesen. Was für eine lä-
cherliche, seltsame Figur mags nicht für einen
Kriegshelden seyn, der hundert Tage und
Nächte im Panzer und eiserner Rüstung unbe-
schwert dahin gebracht, die höchsten Berge in
derselben erstiegen, und sich mit einem ganzen
Heere einzeln herumgeschlagen hat, wenn er da
einen Menschen sieht, der Held seyn will, als
Held vom Volke verehrt, bewundert, besungen
wird, und nicht einmal, wie David, wenn er
mit Schwert, mit Helm, mit Harnisch ganz
bewaffnet ist, um vorzuschreiten, nur einen Fuß

be-

bewegen kann, sie kraftlos, unzufrieden von sich wirft, nun wiederum, als wollte er Hunde todtschlagen, nach seinem Stecken greift, und so gerüstet auf Heldenthaten auszieht? Und was für eine geheime fast unmerkliche Zauberkraft hat nicht in der Gesellschaft der Menschen ein spottender Hohn, ihre Gemüther zu lenken, ihnen mißgünstige Vorurtheile einzuflößen, und die Hochschätzung gegen ihren Nebenmenschen abzuleiten, wenn auch gleich Neid, Bosheit noch so sichtbar auf seiner Zunge wird? Das öffentliche Siegeslied, so die Weiber auf den Gassen sangen, hätte ihn noch mehr, als Saul, seinen Vater, ärgern können. Den läßt man doch wenigstens tausend Mann darinn erschlagen, den Jonathas nicht einen. Alle meine Verdienste, alle ehemalige Wagschaften, Aufopferungen meines jungen Lebens sind also aus dem Gedächtniße des Volkes hinweg, ich bin vergessen; so hätte er schließen müssen.

Noch heftiger hätte seine Eifersucht entbrennen sollen, da David bald hernach ganz andere Probstücke eines Heldenmuthes giebt, einmal über das anderemal, so oft man es nur von ihm verlangt, gegen die Philistäer zu Felde zieht, nicht mehr mit der Schleuder, sondern

dern mit dem Schwerte die Feinde zu Boden schlägt, mit Freuden vom Kriegsheere hin ins Schlachtfeld begleitet wird, wenn er an seiner Spitze ist, es immer glücklich mit reicher Beute beladen, siegend zurückführt, die Geisel, der Schrecken der Feinde, die Liebe, die Bewunderung von ganz Israel ist; hingegen wahrnimmt, daß seine kluge, tapfere Anführung in Heereszügen und Schlachten nun beynahe ganz entbehrlich wird. Wie muß das einen zuvor so sehr gerühmten Feldherrn kränken, aufbringen? Ein Geheimniß kanns ihm nun auch nicht mehr bleiben, daß dieser kurz zuvor verächtliche Hirtenjunge Hoffnung zum Throne habe, und der Regierung entgegen gehe. „Wie? ich, als Sohn eines Königes, sollte „bey so vielen persönlichen Verdiensten um das „Reich kommen, wo öfters sogar mein Leben in „Gefahr stund, ganz von der Thronfolge ausgeschlossen, und mir ein Mensch von geringem Herkommen, ohne Rücksicht auf meines „Vaters Hause, dem Israel doch auch sehr „vieles zu danken hat, vorgezogen werden?“ Sollte eine solche Aussicht bey einem jungen Prinzen nicht einen verfolgenden Haß erregen, dem die Geburt, dem alle natürlichen Fähigkeiten

ten zu regieren, dem Heldenthaten vom ersten Range alles Recht zur Krone gaben? Und diese Aussicht mußte ihm täglich heller werden. Sein eigner Vater, welcher schon wirklich so= wohl in Geheim, als offen den Hoffnungen des Davids entgegen arbeitet, sagt ihm: „So lange der Sohn Isai lebt, ist weder dein Leben, noch dein Erbrecht auf die Krone sicher.“ Daß dieser nun sein Schwager, mehr durch die fehlgeschlagenen Absichten seines Vaters, als dessen freye Wahl ist, und also schon mehr Schein eines rechtmäßigen Anspruches auf das Königreich für sich hat; ist ein neuer bedenkli= cher Umstand, der ihn aufmerksam hätte ma= chen sollen. Die Großen des Hofes können ihre Hochschätzung, ihre guten Gesinnungen für David auch nicht mehr bergen, und an dem Volke, an den Kriegsleuten ist es ohne= hin sichtbar genug, daß sie ihn als einen Vater lieben, als einen Abgott des Krieges verehren. Ey! so säume sich Jonathas nicht! alle Au= genblicke sind in solchen Fällen kostbar. Unter= stütze er die gerechten Absichten seines Vaters, umgürte er sein Schwert, suche er seinen un= rechtmäßigen Nebenbuhler auf, und zeige er ihm, daß er auch noch eine Hand hat, die ei=

einen tödtenden Streich zu führen vermag; wenn er ihn anders nicht auf eine hinterlistige Art von der Seite schaffen kann.

O was für eine gewaltthätige Zumuthung für eine so schöne, so große Seele, wie Jonathas seine ist! wo nähme er, er — der die edle, reine Herzensgüte selbst ist, bey so viel innerem sanften Frieden die bösartige Stärke her, einem blühenden, unschuldigen, tapferen Jünglinge Feind zu seyn? Gehe sein ganzer Heldenruhm verlohren; wenn David nur sein Freund wird. Gehe sein Thron verlohren; wenn David nur sein Freund bleibt. Er nimmt in dessen Person nichts von dem Hirtenjunge wahr, in seiner — nichts von dem Prinzen eines königlichen Geblüts. Einen Menschen findet er vor sich, den er für seine Liebe geschaffen hält, und an diesen hängt sich nun sein Herz. Kaum hat er ihn das erstemal gesehen, das erstemal gesprochen, so liebt er ihn schon als seinen Bruder. Das, was ihm etwa am liebsten, am kostbarsten war, seine Heldenkleinodien, sein Schwert, sein Bogen, seine Gürtel sind das erste Geschenke, das er ihm macht; und sogar seinen Mantel und seine Kleider zieht er ab, um

ihn

ihn damit zu zieren. Ewiger Freundschafts-bund wird nun zwischen den beyden jungen Helden festgesetzt. Das Maaß ihrer Freundschaft läßt sich nicht ungekünstelter, nicht nachdrucksamer bestimmen, als es der heilige Geschichtschreiber selbst bestimmt: „Aber fest „verband sich die Seele des Jonathas mit der „Seele des Davids, und Jonathas gewann „ihn so lieb, wie seine eigene Seele.“

Aber sehr frühe wird diese enge Freundschaft auf der empfindlichsten Seite geprüft; wobey jedoch Jonathas als Held auch in der Menschenliebe alle Proben starkmüthig aushält. Der Zorn des Sauls bricht über David aus, und wirklich hat er schon in einer geheimen Unterredung mit seinem ganzen Hofe den ernstlichen Befehl ertheilt, den Sohn Isai zu tödten. Wie sollte Jonathas diese neue Lebensgefahr seinem Freunde länger verschweigen können? Das muß David wissen, bald wissen, damit er auf seiner Hut ist. Sein Vater mag gleichwohl auf den Verdacht gerathen, er habe ihm dieses Geheimniß entdeckt, Ungnade auf ihn werfen; einmal! das kann er seinem David nicht verhalten. Geht hin, steckts ihm: „Mein

Vater

„Vater trachtet darnach, daß er dich tödte; „nimm dich in acht, und verbirg dich!“ tröstet ihn jedoch zugleich: er soll nur gutes Muths seyn; er wolle mit seinem Vater reden und ihm von allem, was vorgieng, geheime Nachricht geben. Was er verspricht, hält er treulich. Alle Großen des Hofes befürchten des Königes Ungnade, und getrauen sich nicht ein Wort für David zu reden, obschon sie seine Unschuld einsehen; Jonathas allein verläßt ihn nicht, wird sein Rechtsfreund, und stellt mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit seinem Vater die Unbilligkeit seines Hasses gegen den David vor: „Versündige sich doch der König, „mein Vater, an seinem Knechte, dem David, „nicht! er hat dir ja nichts Leides gethan; hat „uns die wichtigsten Dienste erwiesen, sein Le„ben gewagt, den Philistäer erlegt, und gab „uns durch ihn den herrlichsten Sieg. Hat„test du nicht selbst die größte Freude hierüber? „und warum willst du dich itzt an seinem un„schuldigen Blute vergreifen?“ Saul wird „erweicht, schwört: „David soll nicht sterben;“ und Jonathas fliegt hin an den Ort, wo er sich verborgen hält, bringt ihm diese frohe Nachricht, und führt ihn im Triumphe wiederum bey Hofe ein.

All-

Allein, daß dieser neuerlangte, so selige Genuß seines Freundes abermal von einer so kurzen Dauer seyn sollte, das bildet er sich nicht ein. Daß Saul mit seinen Trabanten den David schon wiederum aller Orten zum Tode aufsuchen läßt, hievon weis er für dießmal nichts. Vernimmts zuerst aus dem klagenden Munde seines Davids. „Was hab ich ge„than? wie hab ich mich gegen deinen Vater „versündiget, daß er mir neuerdings nach dem „Leben trachtet? so wahr Gott lebt; es ist nur „noch ein einziger Schritt zwischen meinem Le„ben und dem Tode.“ Nun erhebt sich ein Wettstreit zwischen den Pflichten eines Kindes, und jenen eines Freundes. Jonathas, der eben so viel Verehrung gegen seinen Vater, als Liebe gegen den David hegt, kann es kaum glauben. Sein Vater, der ihn noch nicht lange mit einem Eide versicherte, den David zu schonen, der soll nun ein so treuloser, höchst ungerechter Mann seyn können, und neuerlich seinen vorigen Entschluß gefaßt haben, einen unschuldigen Menschen zu tödten? Sein Vater, der bis hieher nichts unternahm, er habe es ihm dann zuvor geoffenbaret, der soll nun so hinterlistig mit ihm umgegangen seyn, und

diesen neuen Schritt vor ihm verborgen haben? Es ist gewiß nicht so, David bildet sichs nur ein. Doch, er will seinen Freund auch in diesen eingebildeten Leiden nicht ohne Trost lassen. „Gott verhüte, daß du sterben solltest! ich will „dir alles thun, was ich nur kann; aber du „wirst dich irren. Wir wollen es auf einen „Versuch ankommen lassen.“ David giebt selbst den Plan zu demselben an: „Morgen ist „der Neumond, an welchem ich bishero an „der königlichen Tafel zu speisen pflegte; für „dießmal aber will ich verborgen auf dem Fel„de bleiben; sollte der König, wenn er nach „mir fragt, sich deine Entschuldigung, (sage „nur, ich wäre mit deiner Erlaubniß nach „Bethlehem gereist, um dort dem jährlichen „Opfer meines Hauses beyzuwohnen,) gefal„len lassen, so steht es wohl um mich; sollte „er aber meiner Abwesenheit wegen ergrimmen, „so thu Barmherzigkeit an mir, zeige mirs „an, daß ich entfliehen, und mich retten kann.“ Jonathas verspricht ihm alles: „Der HErr „soll mich vor der Untreue bewahren, daß ich „was Böses gegen dich bey meinem Vater „entdecken, und dir nicht anzeigen sollte! Gott „thu an mir keine Barmherzigkeit, so lange

ich

„ich lebe, wenn ich dir diese Liebe nicht erwei-
„sen sollte! ewiglich sey mir der Freundschafts-
„bund heilig, den wir untereinander geschlos-
„sen haben, und Gott sey Zeuge davon.“
Weis dann auch Jonathas, was er thut, daß er dem David immer aus der Noth hilft? weis er denn, daß er sich selbst in dem Wege steht, und ihm durch seine Barmherzigkeit die Krone unvorsichtiger Weise in die Hände spielt? wie wäre es, wenn David nur durch seine freundschaftliche Verwendung erhalten, einstens statt seiner König würde? O, Jonathas weis dieß alles; aber die Einbuße eines Thrones ist ihm um des Lebens eines unschuldigen Freundes willen eine Kleinigkeit. Und, wie sollte er es nicht wissen? er wünscht ja schon in eben dieser nämlichen Zusammenkunft dem David Glück zu seiner einstigen Thronbesteigung: „Der
„HErr sey mit dir, wie er mit meinem Vater
„gewesen ist, wenn du zum Throne gelangen
„solltest.“ Er hält ja schon zum voraus um seine königliche Gnade, um seine fernere Freundschaft für sich und seine Nachkommen an: „Le-
„be ich alsdann noch, so entziehe mir deine
„Liebe nicht! tödte mich nicht, bleibe mein be-
„ständiger Freund, und sollte Gott einsmals

„alle deine Feinde ausrotten, so vergiß unsers „Freundschaftsbundes nicht, und wirf ein gnä„diges Auge auf die Familie deines Jonathas.“

Der erste abgeredete Tag des Neumondes, welcher des Davids Schicksal entscheiden soll, kömmt herbey. Jonathas setzt sich mit seinem Vater zu Tische, ganz in der Zuversicht, der König denke nichts Böses im Herzen wider David; obgleich auch dessen Sitz leer stehe. Saul schweigt den ersten ganzen Tag, fragt nicht nach David. Schon ist Jonathas heimlich froh, daß sich sein Freund geirret hat. Schon eilet er in Gedanken freudig hinaus an den Ort, wo sich sein David aus leerem Schrecken verborgen hielt, und labet sich zum voraus mit dem sanften Verweise, den er ihm seines Irrthumes, seiner eiteln Furcht wegen geben will. Auch der zweyte Tag des Neumondes erscheinet. Heute wird doch der König, mein Vater, nicht nach David fragen, oder, wenn er doch fragen sollte, nicht unwillig über seine Abwesenheit werden; verdröß ihn diese, so würde er so lange seinen Unwillen nicht haben bergen können, und ihn schon gestern geäußert haben: so denkt Jonathas, als ihn der

König

König auf einmal fragt: „Warum ist der Sohn „Isai weder heute noch gestern zum Tische „gekommen?“ Kaum fängt Jonathas an zu reden, um ihn zu entschuldigen, so stürmet schon ein Platzregen von bittersten Vorwürfen, von heftigsten Beschimpfungen auf ihn, und sogar auf seine eigene Mutter los. Ach! das wäre doch noch eine leidentliche Begegnung für Jonathas! diese ließ er sich um seines Freundes willen noch gerne gefallen; aber bald, bald folget ihr der fürchterliche, zu Boden schmetternde Schlag nach: „Schaffe den Sohn Isai „herbey! er muß sterben.“ Bey diesem schreckhaften Ungewitter, wo rings um ihn her alles mit schwarzen Wolken umzogen ist, entdecket er nur noch von ferne einen hellen Lichtstrahl. Schon einmal war das Todesurtheil über David von meinem Vater festgesetzt; ich stellte ihm aber dessen Unschuld, dessen Verdienste um ganz Israel vor, und er ward besänftiget. Vielleicht ists jetzt wiederum nur eine gähe aufbrausende Hitze von ihm, daß dieser sterben soll. Obgleich schon gescholten, beschimpft, wagt er es doch da vor den funkelnden, blitzenden Augen seines ergrimmten Vaters seine ehemalige Vorstellungen mit einer empfindungsvollen

Starkmuth für die Freundschaft zu wiederholen, und Davids Unschuld zu vertheidigen. „Was hat er denn gethan? warum soll er denn sterben?“ Aber ein rascher Lanzenwurf, und der durch diese Fürbitte nur noch mehr gereizte Zorn des Königes macht auch diese letzte, noch einzige Hoffnung zunichte. Voll der Entrüstung verläßt Jonathas den Tisch, ißt denselben ganzen Tag keinen Bißen, kümmert sich nicht um seiner so gröblichen Mißhandlung um Davids willen. Diesen unversöhnlichen Zorn des Königes gegen den besten Jüngling hätte er nicht erwartet. Daß sein Vater, gegen den er bisher so viele kindliche Liebe, so ehrerbiethige Gesinnungen hegte, ein so höchst ungerechter Mann seyn könne, das hätte er niemals geglaubt. Aber es ist wirklich so. David hat doch recht, hat doch recht gehabt, hat sich nicht geirret. Was soll er nun thun? bang, ängstlich erwartet draußen auf dem Felde sein armer David, schon ganze zween Tage und Nächte die Entscheidung seines Schicksals; soll er ihn noch länger in dieser Bangigkeit lassen, den lieben, mitleidenswürdigsten Jüngling? oder noch einen günstigen Augenblick abwarten, wo sich sein Vater etwa eher eine nochmalige gütliche

liche Vorstellung gefallen läßt? aber jeder Verzug vergrößert des Davids Lebensgefahr; soll er der Todesboth seines Freundes selbst seyn? als Kind wider seinen treuelosen, eidbrüchigen Vater zeugen? O! das ist Kampf, doppelt harter Kampf für ihn! — für ihn, der noch niemand betrübet hat, niemand betrüben will — kann. Könnte er sie doch vor David verbergen, ewig verbergen diese so traurige Bothschaft des ungerechtesten Verfahrens! aber er darf nicht, wenn ihm anders dessen Leben lieb ist, und das — das ist ihm so lieb, so werth, wie sein eigenes. In aller Frühe des dritten Tages geht er mit schwermüthigem Herzen hinaus auf das Feld. David erblickt ihn von weitem, geht aus seinem geheimen Aufenthalte hervor, und begrüßt ihn von ferne mit dreymal bis zur Erde gebeugtem Angesichte. — Das konnte kein gleichgiltiger, und beleidigender Anblick für den weichherzigen Jonathas seyn; wie soll die Ankunft eines Todesbothen einen so demüthigen Empfang von einem unschuldig-ungerecht verurtheilten Menschen verdienen? — David kömmt näher, und Jonathas wehe klaget endlich seine unglückliche Bothschaft heraus: „Meine für dich unternommene Fürbitte, meine

„angebrachte Entschuldigung erregte nur den „heftigsten Zorn meines Vaters. Mein eige„nes Leben gerieth dabey in Gefahr; er besteht „fest darauf, der ungerechte Mann, du sollst „sterben, sollst sterben. Geh also hin im Frie„den! rette dich, so gut du kannst; Gott sey „mit dir! Wir mögen immerhin voneinander „getrennet seyn, noch so weit entfernet seyn, „etwa uns niemals mehr wieder sehen; ewig, „ewig soll sie doch bleiben die Freundschaft, die „wir einander geschworen haben, und Gott „sey Zeuge davon.“ Was mag das für eine gewaltsame Trennung gewesen seyn? Dank sey dem heiligen Geschichtschreiber, daß er uns jenen so reinen, so fühlbaren Vorgang, welcher dieselbe beschloß, so gering er auch an sich selbst, nicht hat verhalten wollen! „Brust an „Brust gedrückt stunden sie da, die beyden „Jünglinge, küßten sich, und weinten.“

David flieht, und Jonathas kann nicht helfen; muß ihn dürren Wüsteneyen überlassen, wo ihn vielleicht kein Trunk labet, keine Speise erquicket, wo etwa tausend neue Todesgefahren stets um ihn herschweben. Aber lange, lange kann er doch nicht warten, um

seinen

seinen Freund wiederum aufzusuchen. Sobald als sein Vater den Hof verläßt, und gegen Zeila hinzieht, um dort den David einzuschließen, schleicht er sich zu ihm hin in den Zipherwald, und tröstet, stärket ihn in seinem Elende: „Fürchte dich nicht! du wirst sicher vor meines Vaters Händen seyn, er wird dich nicht „finden. Vertraue nur auf Gott! du wirst „König über Israel werden, und dann lasse „mich nur den Nächsten nach dir seyn.“ Hätten sie's wissen sollen, die Guten, daß sie sich nun das letztemal gesprochen hätten! — Jonathas fällt bald darauf in der Schlacht, und David sieht ihn nicht mehr. — Wo nimmt er wiederum einen Jonathas her? Wehemüthig klaget er uns in einem Trauerliede, was er an ihm verlohr: „O, wie leid thust du mir, „mein Bruder Jonathas! werther als Frauenliebe warst du mir, und ich, ich liebte dich, „wie eine Mutter ihren einzigen Sohn liebet.“

So fasset sie dann also recht, ihr Menschen! die Freundschaft, hier habet ihr sie persönlich vor euch, und lasset euch nicht mehr von ihrem bloßen Schatten betrügen. Begegnet euch ein Mensch, der euch sehr freundlich grüßet, sanftlächelnd

lächelnd auf die Achsel klopft, die Hände drücket; gehet fort, und denket bey euch: das ist sie nicht. Nennt er sich euren Freund, den besten, treuesten Freund, wünschet er euch fünfzig, hundert Jahre, auch Heil und Wohl, und Glück und Segen, wünschet er es gleich, so, wie er spricht, aus Herzensgrunde, aus ganzem Herzensgrunde; gehet fort, und denket bey euch: das ist sie nicht. Sagt er tausend schöne Dinge von seiner Dienstfertigkeit, von seiner hohen Achtung, von seiner Sehnsucht vor, euch zu Gefallen zu seyn; gehet fort, nnd denket bey euch: das ist sie nicht; das ist nur ihr Gespennst, das ist nur feines Plauderwerk, das sind nur Gaukeleyen. Die Freundschaft schwätzet, tändelt nicht so viel: nur ernsthafte Einfalt ist ihr Ton, ihr Mund, ihr Herz, und ihre Handlungen ganz Seele, stets sanfte, edle, rege, und nie ermattende Seele, die sich der Thränen nicht enthalten kann, wenn ihr weinet, die nicht gebeugt einhergehen kann, wenn es euch wohl gehet. Sie ist ein Kind, wenn sie da unterscheiden soll, was Purpur, und was Kittel, was Hütte und was Pallast ist; geht mit verbundenen Augen wohlthätig ihren Pfad fort, und schätzt und ehrt, und liebt;

wärs gleichwohl nur ein Hirtenjunge, sollt auch ein Thron, ein Leben die Wagschaft dabey seyn. Treffet ihr so einen Menschen an, ihr Menschen! so fasset seine Hände, hänget euch an seinen Arm, umschlinget seinen Hals, sie ists, sie ists — die Freundschaft.

XXXII.

Der Mann auf dem Wege zum Ehebruche.

II. Buch Könige 11.

Von einem so begnügsamen Herzen, wie anfänglich jenes eines Davids war, welchem die Freundschaft eines Jonathas Frauenliebe ersetzen konnte, hätte man glauben sollen, daß es auch die Liebe einer einzigen edlen Gattinn ausfühlen würde. Allein, bald wurde ihm eine solche einzelne Verbindung zu einfach. Er knüpfte eine Ehe an die andere; in sieben Jahren und sechs Monaten, die er zu Hebron regierte, waren ihm schon sechs Söhne allein aus eben so vielen Frauen gebohren, bey der gänzlichen Uebernahme des Reiches vermehrte

er die Zahl von Eheweibern und Beschläferinnen noch um ein größeres, und so wurde seine Seele allmählig ans Wiegengesang gewöhnet. Sein Herz ward ihm, was einer Mutter ein krankes Kind ist, dem man nichts abschlagen darf; er trug, er gängelte es hin, wo es nur immer hin getragen, gegängelt seyn wollte, jeden Augenblick anderswohin. Lebete sein Jonathas, so hätte er an seinem Busen bey heftigeren Aufwallungen fleischlicher Begierlichkeiten öfters Erfrischungen schöpfen, und dieser ihm eben das seyn können, was er dem Saul bey Anfällen von Schwermuth war. Allein, dieser sein Freund ist todt, und er ist König, sein Volk liebt ihn, seine inneren Feinde sind zur Ruhe gebracht, seine äußeren zum Frieden geschreckt; wäre es Wunder, wenn er bey dieser sanften Windstille noch tiefer in sinnliche Lust hinabschlummerte? Und dieses trägt sich wirklich zu. Er geht an dem Abende eines heißen Sommertages auf dem Dache seines königlichen Hauses spazieren, und sieht von da aus ein in der Gegend badendes Weib in ihrer ganzen enthüllten Schönheit. Nein! einen so gewaltigen Blick verdauet ein so schwächlicher Mann, wie David ist, nicht; oder, wo wäre

die

die Schule gewesen, wo er ihn zu verdauen gelernet hätte? Er wird begierig zu wissen, wer dieses Weib sey; was gieng sie ihn an? — Schickt hin, läßt fragen. Man kömmt, und sagt ihm: sie sey eine Ehefrau. Das hätte ihn zurückschrecken können — zurückschrecken sollen. Man setzet aber sogleich dazu, sie sey die Ehefrau des Urias; — des Urias? — das wäre eben recht! — der ist nun im Felde beym Heere; — David schickt noch einmal hin, läßt sie nach Hofe rufen, und ehe noch Bethsabee kömmt, ist schon der Ehebruch in seinem Herzen vollbracht.

Schon vollbracht? ey! etwa will er sie nur sprechen, sie nur etwas näher kennen lernen, ihr höchstens nur seine königliche Gnade versichern, der braven, wackern Frau? Ja! ja? — Wenn doch wir Menschen bey unseren gestandenen Jahren nicht solche Kinder wären, die immer den Finger so gerne hin ans Licht halten, um sich zu brennen! Nein! das nicht, — nur sich so sanft zu wärmen, weil doch das Licht sogar schön brinnt. — — Du trauter, trauter David! flög noch die Lanze deines ehemaligen grimmigen

Häs-

Häffers nach dir, wie gut wärs nun für dich in dieser Stunde?

XXXIII.

Die Selbststrafe des Ehebruches, die Furcht vor der Schande, und das Gewissen.

Ebend.

Nathan ist noch nicht da. Er käme auch itzt noch zur Unzeit. David hat nun Geschäffte über Geschäffte, hat nicht einmal soviel Zeit, daß er sich selbst, und noch vielweniger Gott seine Sünde gestehen kann. Bethsabee läßt ihm wissen: „Ich habe empfangen, und bin schwanger.“ Was nun? soll er sie platterdings der Gefahr überlassen, von ihrem Manne verstoßen zu werden? auf wen fiel wohl die größte Schande zurück? was würden seine Unterthanen sagen? würden sie nicht sagen: des Königes Kriegsleute wagen für ihn im Felde ihr Leib und Leben, und er schändet zur Dankbarkeit dafür zu Hause ihre Weiber? — Soll er den Urias in der Stille nöthigen, fürohin

wohin bey seiner Frau zu wohnen? oder durch Gnadenverheißungen ihn hiezu bewegen? — lauter bedenkliche, gewagte Dinge, die sehr mißlingen könnten. Doch! sollte David, ein sonst so kluger Fürst, sich hier gar nicht zu rathen wissen? — Ja! schon fertig ist sein Plan, ein schöner, ebener, leichter Plan: „Ich lasse „den Urias unter dem Vorwande, ihn um mein „Heer zu befragen, aus dem Felde rufen; „wahrscheinlich ist es nicht, daß er bey seinem „Hierseyn nicht wenigstens eine Nacht zu Hause „bey seiner Frau dahinbringen wird, und dann „— wer will weder ihr, noch mir mit Sicher„heit etwas nachsagen? — So wird die Sa„che ganz leicht verhüllt." Urias kömmt, der König befragt ihn um den Lauf des Krieges, und sagt ihm, bey seiner ersten Entlassung: „Geh hin in dein Haus, und ruh aus." Das thut Urias nicht, er denkt zu edel: „Die Lade „Gottes, Juda und Israel wohnen in Zel„ten; Joab, mein Feldherr, und alle seine „Krieger liegen auf der Erde; und ich — soll „in mein Haus gehen, essen und trinken, und „bey meinem Weibe schlafen? — das thu ich „nicht." Schläft mit den übrigen Bedienten vor der Thüre des königlichen Palastes, kömmt

diese Nacht nicht in sein Haus. — Was itzt? noch nicht ganz ist Davids schöner Plan verrückt. Er weis sich noch zu helfen; er denkt: vielleicht war gestern Urias noch zu ermüdet, noch zu verdroßen von der Reise; ich lade ihn also morgen zu meinem Tische, berausche ihn, und dann — was gilts? er geht nach Hause zu seiner Frau. Auch das mißlingt. Nochmal schläft er vor der Thüre des königlichen Palastes, und kömmt auch diese Nacht nicht in sein Haus. Nun ist nur noch ein Weg zu Davids Ehrerettung offen: was für einer? daß er die Bethsabee zu sich nach Hofe, und unter seine Weiber nimmt. Aber was setzt das voraus? daß erst ihr eigensinniger, abergläubischer Mann ganz aus dem Wege geschafft wird? Und das wäre leicht, ganz leicht, kostete sonst weiter nichts, als nur ein einziges, kurzes Schreiben an Joab, den obersten Feldherrn, so wäre die ganze Sache gethan. Die Noth dringt; David schreibt: „Stelle den Urias in der Schlacht „gerade gegenüber, wo der Streit am stärke„sten ist, und verlasse ihn alsdann, daß er er„schlagen wird.“ Schon ist die erwünschte Rückantwort da: „Dein Knecht, o König! „der Urias, ist todt geblieben.“ David liest

sie

sie, verbirgt das frohe, freudige Klopfen in seinem Busen hinter der kaltsinnigen Anmerkung: „Im Kriege tragen sich allerhand Fälle zu; „das Schwert frißt bald diesen, bald jenen;“ hat nun gewonnenes Spiel, ist in dem ehrsamen, freyen, ruhigen, unstörbaren Besitze seiner schönen Bethsabee, und ist glücklich, ist höchst glücklich.

So bildete sichs der gute Mann ein. Aber gar bald entdeckte er seinen Selbstbetrug. Der erste Taumel seiner sinnlichen Lust ist vorbey, sein vormaliges Tugendgefühl war durch diesen schweren Fall noch nicht ganz in ihm ausgestorben, es schlief nur tief, lag nur in starker Ohnmacht, und nun erwacht es, kömmt wieder zu sich selbst vom lauten Schreyen des Raubes, des Mordes in seiner Seele, den er begangen hat. Er weis nicht, wie ihm ist, noch was er thun soll. Soll er Gott seine Sünde bekennen? allein, er trauet nicht, und stellt sich ihm in seiner Bangigkeit als einen Menschen vor, der über seine Mißhandlung noch allzusehr in seinem ersten Eifer ist. Es dünket ihm, seine Missethat sey noch zu neu, zu frisch in dessen Andenken, und will mit seinem

Be-

Bekenntniß noch eine Zeit verziehen. Allein, es war ihm etwas in seiner Brust, wie eine heisse Glut, es nagt, es kieft so was in seinem Eingeweide nicht anders als ein Wurm, das ihn nicht rasten läßt, sogar aufs Krankenlager hinwirft. Vernehmet ihn selbst, ihr Buhler! wie er uns in einem Klagliede seinen damaligen jämmerlichen Zustand aufgezeichnet hinterläßt: „So lange ich schwiege, Gott nicht meine „Sünde entdeckte, so schmachtete mein Leib „vor innerer Angst. Mein Seufzen war den „ganzen Tag, so, wie das Brüllen eines Lö„wen. Meine Säfte schwanden weg, als „wäre eine Sommerdürre. Die schwere Got„teshand lag Tag und Nacht auf mir. Tief „stack ein Dorn in meiner Seele.“ Ey! so lasse er sich seine Wehen in den Armen seiner Berhsabee lindern! ja, eben diese ist es, die sie ihm so empfindlich werden läßt. Alle Reize auf ihrem Angesichte sind für ihn wie hinweggewelket, eine geheime, niederschlagende Kraft fährt auch aus ihren holdesten Blicken auf ihn heraus los, ganz in eine Schreckbare ist sie für ihn umgewandelt. Er darf sie nicht ansehen, so dünket ihm, der Leichnam ihres ermordeten Gattens da vor seinem Angesichte neuerdings

zu bluten, und eben die Augen, welche kurz zuvor noch so viele bezaubernde Wonne für ihn hatten, rücken ihm nun ohne Unterlaß die Schandthat eines leichtfertig-mißhandelten, zerstörten Ehebettes vor. So führt die Wohllust durch lauter gebahnte, mit Rosen bestreute Wege zuletzt in eine dürre, grauenvolle Wildniß hin, wo außer der Bußthräne der lechzende, verirrte Wanderer keine andere labende Quelle für sich mehr antrifft. Vielleicht denkt mancher geheime Ehebrecher, der dieses liest, hier lachend bey sich selbst: so gieng mirs nicht, mich quälte mein Gewissen nicht so arg; und doch lag lange Zeit des Davids Schuld, noch ungebeichtet, auf meiner Seele. Soll ich dir sagen, wie du mir vorkömmst? gerade so, wie ein Hausherr, der sich des andern Morgens freuet, daß ihn sein Kettenhund nicht weckte, da Nachts der Räuber in seine Wohnung brach. Es scheinet, du weißt noch nicht, daß Unruhe des Gewissens nur Gottes freundschaftliches Mahnen für seine strafbaren Lieblinge ist.

XXXIV.

Die häusliche Strafe des Ehebruches.

II. Buch Könige 12.

Nun ist auch Nathan da, und bringt beym Könige eine Klage an, die einen armen Mann betrifft. Der hatte ein kleines Schaf, das er sich selbst erzogen. Es wuchs mit seinen Kindern auf, und aß von seinem Bissen, und trank von seinem Becher, und schlief in seinem Schooße. So lieb wars ihm, als wäre es seine Tochter. Das wußte ein anderer reicher Mann, der eine Menge Schafe hatte; gieng hin, nahm ihm sein Schaf, und setzte es dem Gaste, der eben zu ihm kam, zu einem Nachtmahle vor. Was wird der König hiezu sagen? Gewiß! er liebt Gerechtigkeit; eine solche That läßt er nicht ungestraft dahin; wird zörnen, und auf der Stelle sogleich das Urtheil sprechen. Gesprochen ist es wirklich schon: „Sowahr „der HErr im Himmel lebt; der Mann, der „das gethan hat, der ist ein Kind des Todes.“ Sage Nathan! sage nur bald, wer dieser freche

che Thäter ist? — — Der bist du! sagte Nathan. Du hattest eine Menge von Kebs- und Eheweibern, und nahmst doch dem Urias sein einiges Weib hinweg. — Wie mags dem David seyn? er hat sich selbst verdammt; wie wäre es itzt, wenn ihm der Nathan sagte: so bist du dann ein Kind des Todes, und sollst nun sterben? Doch nein! der Gott, der nicht so zörnet, wie Menschen zörnen, will hier das Probestück seiner Güte machen. Nein! sterben soll er nicht, der König, er ist zusehr gerührt von diesem Schreckenbilde, an dem er seine Sünde das erstemal in ihrer wahren Größe sieht. Zu tief heraus aus seiner Seele, die nun die ganze Schwere ihres Lasters wiegt, nicht nur aus seinem Munde kömmt das Geständniß seiner Schuld: „Ich habe dem HErrn gesündiget," als daß ihm nicht gleich der Mann Gottes den Trost zusprechen sollte: „Du wirst nicht sterben, Gott hat dir deine Sünde vergeben." — Deine Sünde — doch nicht die Strafe dafür; nein! nichts, als Unglücksfälle sollen dein Haus treffen. Sie trafen's. — Eine Schandthat, ein Tod, ein Mord erfolgte unter Davids Kindern auf den andern. Das Kind des Ehebruches stirbt. David legt ein Bußkleid an,

fastet, schläft auf der Erde, und bittet Gott, da es erkranket, sieben ganze Tage um sein Leben; allein, es stirbt. Ammon schändet seine Schwester, und Absalon, um sie zu rächen, ermordet ihn. Eben dieser empöret sich wider seinen Vater, zieht aus auf dessen Mord, beschläft beym hellen Sonnenlichte im Angesichte des ganzen Volkes dessen Weiber, und wird zuletzt an einer Eiche durch Joabs Hand erstochen. Auch Adonias läßt sich bey Lebenszeit seines Vaters zum Könige ausrufen, verlangt nach dessen Tod die schöne Abisag, die jenem in seinem Alter beygelegt wurde, zur Ehe. Salomon sieht sein Ansuchen als ein neues Streben nach dem Throne an, und läßt ihn auf der Stelle umbringen. Salomon endlich selbst, noch das sonst bestgeartetste, weiseste Kind des Davids, ist als der unedelste Sclave abgöttischer Frauenliebe, bey einer Nachwelt ohnehin berüchtigt genug. Lauter Vergeltung für die Vatersünde.

Merket es, Aeltern! lauter Vergeltung für die Vatersünde! Das ist nicht etwa eine willkührliche Betrachtung, die ich über diese Geschichte anstelle, es ist die ausdrückliche, deutliche

liche Vorsage eines Nathans. Merket es, und zittert! Ist euer Sohn ein wildes, geiles Thier, dem nichts zu heilig ist, den weder Schande noch Strafe zu bändigen vermag; ist eure Tochter eine ausgeschämte Buhlerinn, die nichts von Ehre mehr weis, vielleicht das Aergerniß der Stadt, der Schandfleck eures Hauses; so klaget ja, was ihr immer thut, nicht alsogleich zu laut. Gehet erst einmal die Jahre durch, die noch vor eurer Ehe — dann jene in der Ehe — durchsuchet sie, und saget euch dann ganz in Geheim ins Ohr: Wir dulden nun in den Ausschweifungen unsrer Kinder die Strafe für unsre eigenen; wenn ihr es anders immer für rathsam haltet, euch dieses wechselsweise zu gestehen.

XXXV.

Der kranke, auf einmal satte Liebhaber.

II. Buch Kön. 13.

Ammon ist krank, und fällt von Tage zu Tage mehr vom Fleische. Was fehlt ihm?

Er hat sich in Thamar, seine Halbschwester, verliebt, und sieht doch keine bequeme Gelegenheit vor sich, seine geilen Wünsche zu stillen (*). Durch eine List geräth sie endlich in seine Hände, indem er sich von David, der ihn besucht, die Erlaubniß ausbittet, daß sie ihm eine Speise bereiten, und selbst darreichen darf. Sogleich bey ihrer Ankunft entdeckt er ihr sein sündliches Verlangen. Sie mahnet ab, setzt sich dagegen: „Nein doch! mein Bruder! wo „denkst du hin? begehe doch diesen Unsinn „nicht, muthe mir doch diese Schmach nicht zu! „was brauchst du das! sags lieber unsrem Va„ter, er wird mich dir als eine rechtmäßige „Gattinn nicht versagen.“ Allein, das ist ihm lange Weile, ewige Warte; er wird ihrer zu mächtig, und — — Nun wird seine Liebe noch feueriger werden, nun wird er sie nicht mehr aus seinen Armen entlassen wollen. — Nein! wie wahr muß es doch seyn, daß immer das Laster des Fleisches schmackhafter in der

tollen

(*) Wie aus der Schrift erhellet, hatte ein jeglicher von den königlichen Prinzen sein eigenes Haus, die Prinzessinnen aber wohnten unter väterlicher Aufsicht wohl bewahret, ganz besonders.

tollen Einbildung der Menschen, als selbst in dem Genuße ist! Nein! nicht dulden, nicht sehen kann er sie mehr von dem Augenblicke an, vor seinen Augen; packen soll sie sich. „Steh „auf, und packe dich!" Sie will ihm neuerdings Vorstellungen machen: „So! nun, „daß du mich geschändet hast, willst du mich „auch noch dazu verstoßen! wäre diese That „nicht ärger als die erste?" hastig ruft er seinem Diener zu: „Wirf sie zur Thüre hinaus, und schließ sie hinter dir zu!" Draußen ist sie, jammert und heult. Ey! heule sie immer fort; Amnon mag einmal nicht mehr. — Und so verschmachtet sie vor Scham und Kummer in Absalons, ihres Bruders, Hause.

Seyd ihr vielleicht noch zu unschuldig, ihr jungen, allzugefälligen Töchter! als daß ihr glauben solltet, daß Männerliebe so schwankend seyn kann; so will ich euch — nein! nicht zur Bibel hinweisen, dort diese Geschichte zu lesen — Nein! fraget nur eure unglücklichen Schwestern; sie werden euch nachdenkend, tief athmend sagen: Ja, ja, — ja, ja! sie ist wahr, ist wahr — diese Geschichte, es ist die tägliche, es ist — — — unsre eigene Geschichte.

XXXVI.

Der unvorsichtige Vater.

II. B. Kön. 13.

Die Strafurtheile Gottes wollten es so, daß David durch seine Unvorsichtigkeit, die er in Beobachtung seiner Vaterpflichten begieng, sich selbst die Ruthe bereiten sollte, welche seine Missethat in den Unglücksfällen, in den Vergehungen seiner Kinder züchtigen sollte. Ich will ihm eben nicht zumuthen, daß er dem Amnon aus den Gierblicken seiner schmachtenden Augen das tiefliegende Geheimniß seines Krankenlagers habe ansehen sollen; aber hätte ihn seine eigene unglückliche Liebesgeschichte in diesem Falle nicht schon behutsamer machen sollen? hätten ihn die geheimen Ausfälle, welche zum öftern selbst sein so reizbares Herz that, nicht hierinn ein Licht geben sollen? hätte er nicht denken sollen: wie kömmt es, daß es diesem Kranken nun so auf einmal nach Speisen aus der Hand seiner Schwester lüstert? hat er je eine von ihr gekostet? hat sie sich je in deren Zubereitung einen besondern Ruhm erworben,

der

der ihm etwa zu Ohren gekommen ist? — Wenigstens hätte er die einmal vollbrachte Schandthat ahnden sollen. War sie nicht gräulich genug? Aber die Schrift sagt uns: „David „ward zwar darüber zornig; allein, er liebte „den Amnon als seinen erstgebohrnen Sohn „zu sehr, als daß er ihn hätte betrüben sollen.“ Hätten sich seine übrigen Prinzen dergleichen schändliche Freyheiten erlaubt; wer hätte die Schuld gehabt? wer weis, ob Amnons Mord nicht unterblieben wäre, wenn eine angemessene väterliche Bestrafung dazwischen gekommen wäre. Mochte das gelinde Verfahren seines Vaters nicht erst die Rachsucht seines Bruders zu ihrer völligen Reife, zu ihrem gänzlichen Ausbruche gebracht haben? — Da Absalon seinen Bruder ermordet hatte, entflieht er, und darf sich einige Jahre vor seinem Vater nicht sehen lassen; aber doch endlich nimmt dieser ihn wieder zu Gnaden auf, umarmt ihn, küßt ihn. Das läßt sich des Davids Vaterliebe verzeihen. Allein, handelte dieser wohl auch vorsichtig, daß er nach dieser Aussöhnung es nicht mehr für nöthig erachtet, auf diesen Sohn immer ein scharfes, wachsames Auge zu richten? mußte er ihn nicht bereits als einen rachsüchti-

gen, hinterlistigen, verwegenen Menschen kennen, welchem kein einziger gewaltsamer Schritt zu bedenklich fallen möchte; der ganze zwey Jahre ein bitteres, aufgebrachtes Herz gegen seinen Bruder, in Gleichgiltigkeit eingehüllt herumtragen konnte, bis ihm eine günstige Gelegenheit ward, ihn bey einem angestellten Freundschaftsmahle zu erschlagen? Lud er nicht, und zwar mit öfterem anhaltenden Bitten zu eben diesem Mahle seinen Vater, und sieht dieses Zudringen nicht aus, als wenn er schon damals Anschläge auch auf dessen Leben gefaßt hätte, und den Vater, wie den Bruder seiner Rache habe hinopfern wollen? oder wenn doch David gelinder von ihm urtheilen will, muß er nicht wenigstens schließen: „So hat er dich doch zum Zeugen seines Brudermordes machen wollen.“ Wie kann er vor einem solchen Kinde nicht auf seiner Hut seyn? wie kann er es ganz aus seinen Augen lassen, und die Sache bey einer von außen bezeigten, vielleicht schalkhaften Reue und Demüthigung beruhen lassen? Kaum findet sich Absalon wiederum in die Gunst seines Vaters gesetzt, so legt er sich, statt daß er sich als ein nur erst begnadigter noch eine Zeitlang hätte schmiegen

sollen,

sollen, ein königliches Ansehen bey; schafft sich Wagen, Pferde, Läufer und eine Leibwache an. Eine ganz neue und seltene Erscheinung in Israel, welches bisher noch immer an eine von allem Pracht entfernte Lebensart gewöhnt war, und wo sich auch sogar die königlichen Prinzen bey ihren Besuchen und Reisen nur der Maulthiere zum Reiten bedienten! Auch läßt er sich eine Ehrensäule aufrichten, um sein Andenken zu verewigen. Waren das nicht lauter sichere hervorstechende Keime eines schon tiefgewurzelten, ganz besonderen Stolzes? Mit jeder Stunde entdecken sich die tückischen Absichten seines aufrührischen Ehrgeizes mehr. Er bedient sich seiner schönen Leibesgestalt, seiner angebohrnen Leichtigkeit zu bereden, und einer heuchlerischen Leutseligkeit, das Herz des Volkes von seinem Vater abzulenken, und ganz für sich zu gewinnen. Geht alltäglich in der Frühe unter das Thor der Stadt, drückt jedem, der von dem Lande durch dasselbe hereinkömmt, die Hand, küßt ihn, befragt ihn um die Klage, die er etwa vor Gericht anzubringen hat, erklärt sie als gerecht, bedauert aber nur, daß nicht einmal sein Vater Richter genug gesetzt habe, sie anzuhören, und kann den Wunsch

nicht

nicht lebhaft genug äußern, daß er als Richter über das ganze Land möchte bestellt werden, um eines jeden Anliegen schleunigst abhelfen zu können. Weis David was um diese ganze Aufführung seines Sohnes, oder weis er nichts darum? weis er was darum; warum zertritt er dieser Schlange den Kopf nicht? weis er nichts darum; warum ist er nicht vorsichtiger, und unterhält sich geheime, getreue Aufseher auf ein Kind, das ihm schon von mehr als einer bösen Seite verdächtig, bekannt seyn mußte? Will man ihn etwa mit der Menge der Staatsgeschäffte entschuldigen, die auf seiner Schulter lagen? Aber, hatte er dann als Fürst eine engere, strengere Verbindung, das Wohl seines Reiches zu besorgen, als er es als Vater hatte, auf das gute Betragen seiner Kinder genaue Acht zu haben? fodert nicht eben das allgemeine Beste eines Staates von einem Monarchen, daß er über seine Kinder eben so, wie über sein übriges Volk wacht? oder kann wohl ein ganzes Heer Heuschrecken, welches alle Feldfrüchte eines Landes abfrißt, ein größeres Unglück für ein Reich sey, als ein ungearteter, vernachläßigter Nachkömmling auf dem Throne? kann dessen ununterdrückter Ehrgeiz in

seiner Jugend nicht ganze Ströme von Bürgerblute, nicht ganze zerstörte, verbrannte Städte, nicht ganze verhungerte, ausgeraubte Provinzen zu seiner Zeit kosten? Oder will man zu Davids Rechtfertigung sagen: es fänden sich nicht allemal Männer, welche sich gebrauchen ließen, den Königen die Ausschweifungen ihrer Kinder zu hinterbringen? Freylich! welcher kluge, behutsame Mann kann es der Mühe werth halten, einem Vater, welcher wie David, nicht einmal einen blutschänderischen Sohn mit einem Verweise betrüben konnte, die geheime Anzeige zu machen, daß einer seiner übrigen Söhne sich Wagen und Pferde halte? muß er nicht wagen, ein in seine Kinder so verliebter Vater sehe ihren Pracht noch dazu mit Wohlgefallen als eine glänzende Lichtstrahle an, die auf seinen eigenen Thron zurückschimmern? Und wie würde ihm alsdann seine noch so gutgemeynte Hinterbringung verdanket werden? — Adonias tritt gänzlich in die Fußstapfen seines Bruders, von dessen Beyspiele gereizt, schafft auch er sich Wagen, Pferde, Läufer, nebst einer Leibwache an, und der heilige Geschichtschreiber macht selbst die Anmerkung dabey: „Und sein Vater gab ihm

des-

„deshalb keinen Verweis, und fragte ihn nicht, „wer hat dir dieses erlaubt?“ Er läßt sich öfters verlauten: „Ich werde König werden,“ macht sich einige Großen des Hofes zu Freunden, giebt ein Mahl, und läßt sich unter diesen zum Könige ausrufen. Das befremdet mich ganz nicht; wunder nimmt michs, daß er nicht eben so wie Absalon, seinen Vater aus der Hauptstadt jagt, ihn mit einem aufgerafften Kriegsheere auf dem Fuße verfolgt, öffentlich seine hinterlassenen Weiber beschläft, und Anschläge auf sein Leben faßt. Oder was hätte ihn dann von einem gleichen Unternehmen zurückhalten, abschrecken sollen? es müßte der elende, erbärmliche Ausgang der Absalonischen Empörung gewesen seyn. Aber hörte er dann nicht, wie nachdrücklich, wie ängstlich damals sein Vater von der Schlacht allen seinen Kriegsleuten empfahl: „Erhaltet mir doch nur mei„nen Sohn Absalon!“ hörte er denn nicht, wie jammernd er diesen nichtswürdigen Verräther, diesen Vatermörder, diesen leichtfertigen Schänder seines väterlichen Ehebettes beklagte, als er dessen Tod vernahm? „Mein Sohn „Absalon, Absalon, mein Sohn! ach, möch„te ich für dich sterben können! Absalon, mein

Sohn,

„Sohn, mein Sohn Absalon!“ War er dann nicht Augenzeuge, wie seine häufigen Thränen den Tag des Sieges in einen Tag des Traurens für das ganze Volk deshalb verkehrten; wie er seinen Feldherrn, seinen Kriegsleuten, welche an demselben für ihn ihr Blut und Leben wagten, für eine so glückliche Entscheidung des Treffens keinen Dank wußte, und es beynahe lieber gesehen hätte, sie wären alle auf dem Schlachtfelde erschlagen worden, als daß der Sieg das Leben seines Absalons gekostet habe? Darf sich Adonias leid seyn lassen, ein Mann, ein einziger Mann in seines Vaters ganzem Kriegsheere werde es fürohin wagen, einen Sohn des Königes mit einer Lanze zu durchbohren? kann er nicht sicher darauf bauen, das Andenken dieses väterlichen Betrübnisses werde ihm alle mögliche Schonung verschaffen, wenn er auch in einer eben so unglücklichen Schlacht mit seiner Parthey unterliegen sollte? darf er sich nicht sogar Rechnung darauf machen, sein Vater werde ihn noch dazu vor Freuden, daß ihm nicht gleiches Schicksal, wie ehedem Absalon, begegnet, umarmen, liebkosen, wenn man ihn als einen Gefangenen zu dessen Füßen bringen sollte? —

Eben so viele Unvorsichtigkeiten begehet ihr Aeltern! noch täglich an euren Kindern von ihren ersten Jahren an, bis in ihre gestandenen, ohne daß ihr euch dieselben jemals vorwerfet, ohne daß ihr um dieselben auch nur etwas wisset. Ihr schätzet z. B. eine Amme, eine Magd, die euer weinendes Kind jeden Augenblick mit einem andern Spielwerke zu gewinnen, zu besänftigen und aufzumuntern sucht; und bemerket nicht, daß hiedurch der Grund zu dem Eigensinne gelegt wird, den es bey seinen etmas älteren Jahren in seinem ganzen Betragen zeigen wird. Ihr suchet ein Kind, wenn es gefallen ist, oder sich an einem Tische, an einem Stuhle gestoßen hat, damit zu stillen, daß ihr den Stuhl, den Tisch schlaget, und euch in Worten über dieselben aufgebracht stellet; und lasset euch nichts wenigers einfallen, als daß ihr hiedurch euer Kind lehren solltet, wie es die unschuldigsten Begegnungen als Beleidigungen ansehen und rächen müsse. Ihr pfleget ein Kind, das etwas im Hause verbrochen, zerstörrt hat, und aus Furcht der Strafe darüber weint, damit zu trösten, daß ihr ihm saget: nein, nein! das hast du nicht, das hat dein Bruder, deine Schwester ge-

gethan; und rechnet nicht darauf, daß man es schon sehr frühe auf eine solche Art in die Schule der Lügen, und einer falschen Anklage seines Nächsten führet. Ihr schmücket, putzet ein Kind auf, stellet euch vor dasselbe hin, bewundert es, haltet ihm den Spiegel vor, und freuet euch, wenn das Kind mit Augen und Gebärden sein Wohlgefallen an sich selbst zu erkennen giebt; laßt aber ganz außer Acht, daß dieses der erste Weg zu seiner einstigen Eitelkeit, Eigenliebe und stolzen Sehnsucht ist, die ihm sein ganzes Leben hindurch anhangen wird; und vermög welcher es auch bey seinem mannbaren Alter in allen seinen Handlungen eben so wird gefallen und bewundert werden wollen, wie es in seiner Kindheit mit seinem neuen Kleide, neuen Hute bewundert wurde. Es gefällt euch, und ihr sehet es als eine glückliche Vorbedeutung eines guten Haushalters an, wenn ein Kind die wenigen einzelnen Kreutzer, so ihr ihm von einem Tage in den andern gebet, sich zusammensparet, und nicht an Näschereyen hängt; bemerket hingegen seine Geldgierde nicht eher, als bis es schon in seinem zehnten Jahre ein solcher Geizhals ist, daß man ihn durch alle rührende Vorstellungen nicht dahin bewegen

kann, dem ärmsten Bettler von seiner reichen Ersparniß einen Pfennig herauszugeben. Ihr übersehet es als einen Leichtsinn, als einen blo-ßen Muthwillen, wenn euer Kind eines Alten, eines Gebrechlichen auf der Gasse spottet, und besorget nicht, daß dieses der erste Schritt seyn möchte, der es nach und nach zur gänzlichen Härte und Fühllosigkeit gegen das Leiden und Elend seines Nächsten verleiten könnte. Ihr rüh-met öfters einem anwesenden Freunde einen wohlausgesonnenen Betrug eines Knabens als ein frohes Anzeigen großer Fähigkeiten, mit vielem Wohlgefallen, und nennet ihn halblä-chelnd einen losen Schelm; bedenket aber nicht, daß der Knabe, der es von ferne mit an-hört, hiedurch Aufmunterung zu hundert klei-nen Ränken, zu hundert neuen tückischen Un-ternehmungen eilt. Ihr könnet einem Knaben nicht oft genug vorsagen, wie schön es sey, andere zu übertreffen, ihr zeiget ihm zur Nachahmung einen andern seines Gleichen, des-sen Tugend, Fleiß, Gelehrtheit, Aufführung ihr über alles erhebet, und glaubet wunder, was ihr hiedurch für Gutes stiftetet; überleget aber nicht, daß die Ehrbegierde dieses Knabens bis zur Ausschweifung dadurch in Bewegung

könne

könne gesetzet werden; und daß ihr Schuld daran seyd, wenn er alle diejenigen seines Gleichen, die weniger Fähigkeiten, als er, besitzen, gänzlich verachtet; die aber, denen er nicht gleichkommen kann, beneidet, hasset, ihre wahren Mängel stets vergrößert, ihnen falsche andichtet, und ihren Werth bey jeder Gelegenheit zu verringern sucht. Ihr habet schon lange in einen Sohn wegen seinen Schlampereyen, wegen seiner Kleiderverwahrlosung fruchtlos hineingemahnet; ihr wünschet euch Glück, daß er nun einmal gehorcht, mehr auf eine reinere Wäsche hält, mit seinen Haaren eine gänzliche Reform vorgenommen hat, stundenweise an dem Spiegel steht, und an sich putzet. Wünschet euch eben nicht Glück, seyd vielmehr auf eurer Hut. Wenn er nicht irgendwo ein schönes Gesicht entdeckt hätte, dem er zu gefallen suchte, eure Ermahnungen würden noch nichts an ihm geändert haben. Ihr lobet an einem andern Sohne, daß er sich, wie ihr euch ausdrücket, ganz nichts aus dem andern Geschlechte machet; sehet aber nicht darauf, daß ihm eine rasende Spielsucht keine Zeit läßt, verliebt zu werden. Ihr rühmet den dritten, daß er alle öffentlichen Bier- und Weinschen-

ken meidet; ihr wisset aber nicht, daß er nicht von der Seite einer Verführerinn hinwegkommen kann, die ihn bethört hat, und der er jedes andere Vergnügen, jede andere Gesellschaft aufopfert. Ihr seyd herzlich froh, wenn eine Tochter, die bishieher ganz still, ganz todt war, nun einmal aufwachet, in Gesellschaften zu ihres Gleichen, ihres Geschlechtes verlangt, und ihr lasset sie dahin; aber ihr nehmet euch die Einsicht nicht, daß die Mutter dieser Töchter, die ihr sie besuchen lasset, eine leichtsinnige, nachsichtige Frau ist, die ihrer gar gerne los werden möchte, und darum einen Zusammenfluß von allerley Liebhabern in ihrem Hause duldet. Durch diesen Weg bekömmt sie bald selbst ihren eigenen Liebhaber. Und was ist es dann? — er ist ja ein braver Mensch; man kann ihm nichts Böses nachsagen; man hört in seinen Gesprächen kein unschönes Wort. — Und wenn er sie nun auch öfters spatzieren führt; es geschieht ja öffentlich. — Und Tanz — was ist dann ein Tanz unehrbares? — und wenn nun auch sie sogleich ans Fenster fliegt, wenn man ihr sagt, daß er am Hause vorübergeht; — sie ist nun eben noch ein junges Mädchen; sicher ist alles noch

Unschuld bey ihr, was man sonst Liebe nennet. — So ist man in Sicherheit, so vertheidiget man seine Nachsicht so lange, bis sich eine schandvolle Leibesfrucht nicht mehr verheimlichen läßt; dann — stellt man sich hin, schlägt beyde Hände über dem Kopf zusammen, und kann nicht begreifen, wie diese Unschuld, diese Unschuld bey lauter ehrsamen Gesprächen, bey lauter öffentlichen Spatziergängen, bey lauter erlaubten Tänzen zu einem solchen Unglücke gekommen! Du unbedachte Mutter! eben die Unschuld deiner Tochter hat ihre unselige Mutterschaft nur noch mehr befördert, indem diese sie — und auch sogar dich selbst, äußerst unvorsichtig gegen die Nachstellungen des Lasters gemacht hat.

So sollen denn alle junge Töchter wie Einsiedlerinnen gehalten, und gegen jede Mannsgestalt streng verwahret werden? Nein! das nicht. O! es ist noch eine breite, breite Mittelstraße. Eben eine allzusehr beschränkte Freyheit lehrt sie öfters, sich um so listiger, um so gewaltthätiger, und also um so gefährlicher, einen Weg zu einer Bekanntschaft zu bahnen, und Aeltern sollen auch hierinn eben so bescheiden

den und vorsichtig seyn. Nein, Mutter! erlaube, empfehle deiner Tochter den Gruß eines Jünglinges mit eben so vieler Dankgefälligkeit, als jenen eines ehrwürdigen Greises zu erwiedern, und wenn sie vielleicht aus stolzem Bewußtseyn ihrer Schönheit hiezu zu steif seyn sollte, so halte sie sogar dazu an. Die Pflichten der menschlichen Gesellschaft erfodern dieses so lange von ihr, bis sie zu einer Gattinn wird. Gestatte ihr, in anständige Gesellschaften zu gehen; aber begleite sie nur entweder immer selbst dahin, oder laß sie von dir unbegleitet, nur in solche gehen, wo du versichert bist, daß eine kluge christliche Hausmutter ihre Töchter, und ihre Kinder überhaupt in eben einer solchen Zucht hält, als du die deinigen. Versage einem gutgearteten Jünglinge den Besuch deines Hauses nicht, wenn du auch gleichwohl wahrnimmst, daß er gegen deine Tochter, und diese gegen ihn eben nicht so gleichgiltig ist; aber laß sie sich nur immer unter deinen Augen unterhalten. Bezeige ein Verlangen, ein Wohlgefallen daran, von ihren wechselseitigen Gesprächen selbst unterhalten zu werden; aber geheime, lispelnde Unterredungen dulde nicht. Sie können sich nichts Wichtigers in

Ge-

Geheim zu sagen haben, als daß sie beyde zu einem Eheverlöbnisse einverstanden wären, und eben hievon sollst du zuförderst unterrichtet werden, weil solche geheime Eheversicherungen sehr oft den Vorrechtstitel zum Laster abgeben müssen. Laß sie bis ins Hundertste Briefe gegeneinander wechseln; aber behaupte nur das mütterliche Oberrecht, diese deiner Tochter selbst zu versiegeln, und jene ihres Liebhabers zuerst zu erbrechen, damit du sanfte, sich ehrende Liebe von wilder, wiehernder Lust unterscheiden kannst. Auch sogar die unschuldige Freude eines Tanzes, die du deiner Tochter gönnest, will ich nicht ganz mißbilligen; ich wünsche nur, ich rathe dir nur, daß du ihrer Tugend zu Gefallen, solche kleine Freudenfeste nur ganz allein in deinem Hause zulassest, oder auch zuweilen selbst anstellest, damit du jedesmal bey dieser Lustbarkeit ein allsehender Zeug, und beym Auseinandergehen die Letzte auf dem ergötzenden Tumelplatze seyn kannst. Sollte vielleicht eine solche Vorsicht einem glücklichen Eheverlobniße nachtheilig, hinderlich seyn? ich denke nicht, und auch keine kluge Mutter wirds denken.

XXXVII.

Der kluge mannbare Greis.

II. Buch Könige 19.

Berzellai, ein eben so reicher Mann, als treuer Unterthan, versorgte den David mit allem nöthigen Unterhalte und Bequemlichkeiten, so lang er sich auf seiner Flucht vor Absalon zu Basurim befand. Nun, da die Aufruhr gestillet ist, und David wieder über den Jordan zurückgeht, will er ihm seine Treue belohnen. Er soll mit dem Könige nach Jerusalem ziehen, und dort an seinem Hofe unter steten Abwechslungen festlicher Ergötzlichkeiten sein Leben beschließen. Aber das ist nicht Gnade für den alten Berzellai. Sogleich verbittet er sie mit einer ernsten, treuherzigen Sprache eines gesetzten, ehrwürdigen Greises: „Was „soll wohl der Hof noch für mich seyn? Ich bin „itzt 80. Jahre alt, noch einige wenige Tage „hab ich vor mir, dann sterbe ich! und diese „wenigen Tage soll ich in höflichen rauschenden „Freuden dahinbringen? — wie sollt ich, bey

dem

„dem bereits alle Sinne schon erstorben sind,
„an des Königes Tafel noch unterscheiden kön-
„nen, was schmackhafter, was unschmackhaf-
„ter ist? Was sollen die lieblichen Stimmen
„der Sänger und Sängerinnen für mein schon
„halb betäubtes Ohr noch für einen Reiz ha-
„ben? Nein! mein kränkelndes, schwinden-
„des Alter möchte meinem Herrn, dem Köni-
„ge, möchte seinem Hofe nur zur Last fallen.
„— Nein! erlaube er mir nur, daß ich ihn
„ein wenig über den Jordan begleite; dann
„umkehre, in meiner Vaterstadt sterbe, und in
„das Grab meiner Aeltern begraben werde."
Der König umarmt ihn, nimmt statt seiner
seinen Sohn mit sich nach Hofe, und der Alte
kehrt wieder anheim, um unter dem ruhigen
Schatten seines einsamen Hauses, um in der
Nähe seines Grabes sanft und sicher in die
Ewigkeit hinüberzuschlummern.

Wenn doch nur alle Greise so dächten, sich so entschlössen! nicht Jünglinge, nicht Knaben bis hin ins Grabe blieben!

XXXVIII.

Die demüthige Großmuth in der Verfolgung.

II. Buch Könige 16.

Eilends kömmt ein Bothe zu David: „Jedermann von Israel folget dem Absalon vom ganzen Herzen.“ Welch eine schreckende Nachricht für einen König, für einen Vater! In einem Alter von 60. Jahren entflieht er zu Fuße mit seinem ganzen Hause, um Absalon nicht in die Hände zu fallen, der etwa die Stadt mit dem Schwerte verheeren möchte. Hätte er was solches von einem Kinde, das er jedesmal so sehr liebte, noch liebt, vermuthen — sich auch nur sollen träumen lassen? ein Hause seiner noch treuen Diener, seine Leibwache, und 600 Mann Gethiter, lauter beherzte Kriegsleute, die nur erst in seine Dienste getreten waren, begleiteten ihn. Aber, wie soll ihn dieses geringe Geleit gegen den schrecklichen Anhang des Absalons schützen? bey dieser Verlassenheit, bey diesen fürchterlichen Aussich-

ten hätte David nur auf seine Gefahr denken, und zuvörderst darauf bedacht seyn sollen, diese, obgleich geringe Anzahl seiner tapfern Begleiter, auf seiner Seite zu erhalten. Allein, dieser großmüthige Fürst sieht mehr auf die Gefahr seiner treuen Diener, als auf die seinige. Sie sollen nicht mit in sein Unglück verflochten werden, das er sich durch seiner Sünden Schuld auf den Hals gezogen hat: „Geh, sagte er zu dem Obersten der Gethiter, kehre „um! was willst du mir folgen? bleibe bey „dem neuen Könige; du bist ein Fremder, und „gestern erst nach Jerusalem gekommen, und „heute solltest du dich schon um meinetwegen „wagen. Nein! das geschieht nicht. Ich will „gehen, wohin ich komme; du aber kehre „sammt allen deinen Leuten um, und Gott „vergelte dir deine Treue.“

Doch, da Jtai nicht zurückkehren will, vielmehr seine Treue mit einem Eidschwure zusichert: „So wahr der HErr lebt, an welchem „Ort sich auch immer mein Herr und mein „König hinbegeben wird, er gehe in den Tod, „oder zum Leben, da werde ich ihm, sein Knecht, „folgen.“ David geht barfuß und mit verhüll-

hülltem Haupte über den Bach Cedron. Den ganzen Weg hindurch weinte er, und alle, die um ihn waren, weinten mit lauter Stimme. Hier stießen die zween Priester, Sadoch und Abiathar, mit den Leviten, zu ihm, welche die Bundeslade trugen. Wenn David anders ein sinnlicher Jud gewesen wäre, der immer bey den Schlachten, bey seinen Heereszügen seine Hoffnung, seinen Trost auf die Bundeslade setzte, welch Labsal hätte die Ankunft der Priester bey diesen betrübten Umständen für ihn seyn sollen? Aber nein! auch diese, will er in gänzlicher Heimstellung seiner Person in die göttliche Fügung, sollen mit der Lade wieder zurück nach Jerusalem gehen: „Traget die La„de Gottes in die Stadt zurück! sollte ich „Gnade vor Gott finden, so wird er mich selbst „wieder zurückführen, und seine Hütte in Je„rusalem sehen lassen. Sollte er beschlossen „haben, mich auf immer zu verwerfen — hier „bin ich, bereit zu allem: er mache mit mir, „wie es ihm wohlgefällt. Kehret um in die „Stadt, ich will mich indessen in der Wüste „verbergen!“ So stieg David mit den Seinigen unter häufigen Thränen und mit blossen Füßen den Oelberg hinan. Welchem Un-

ter-

terthan, der ihn in einer so elenden Gestalt daherziehen sah, hätte der Anblick eines so lieben bedrängten Fürsten nicht Thränen des Mitleides auspressen sollen? Und doch that sich so ein Abentheuer hervor, die grauen Haare eines äußerst darniedergeschlagenen, von der Reise entkräfteten Greises, wäre es auch sein König nicht gewesen, noch mehr zu kränken.

David kömmt über die Höhe des Berges nach Bahurim, den Flecken; da tritt ein schlechter, frecher Mensch, ein Verwandter des ehemaligen Sauls, heraus, mit Namen Simei, verübet an dem Könige alle Bubenstücke, läuft immer an seiner Seite her, wirft Steine auf ihn, sprengt Erde gegen ihn, und lästert eines Lästerns: „Fort aus dem Lande, „fort aus dem Lande mit dir! du Bluthund! „du Bösewicht! packe dich, packe dich! gelt, „nun steckest du endlich auch im Unglücke? gelt, „nun vergilt dir endlich Gott das Blut des „Hauses Sauls, das du, (wie schonte es „nicht immer David?) vergossen hast. Du „hast dich seines Reiches bemächtigt, (mußte „nicht der Prophet auf göttlichen Befehl den „David zum Könige salben, da er nicht ein-

mal

„mai daran dachte?) nun nimmt er es, um „dich dafür zu strafen, dir wieder, und giebt „es Absalon, deinem Sohne; — recht so!“ Was? — sagte Abisai, einer aus dem Geleite Davids, dieser Hund, dieser todte Hund, der will den König, meinen Herrn lästern? gehen will ich, gleich will ich gehen, und ihm den Kopf spalten. David hält ihn zurück; wird beynahe unwillig über ihn: „daß ihr doch im„mer sogleich hervorbrechet, so gerne in Hitze „aufflammet; ihr Kinder Sarviä! lasset ihn „gehen, lasset ihn immer lästern, so lang er „will und mag!“

Hat Abisai nicht recht? ist sein Verfahren nicht offenbare Liebe? nicht offenbare Treue? nicht die gerechteste Eifersucht für seinen König? Was hat David für politische Absichten bey diesem Zurückhalten, bey diesem Verweise? höre sie mein Leser! aus seinem eigenen Munde: „Ihr stoßet euch nur daran, daß er „mich lästert; ihr denket aber nicht daran, daß „es ihm Gott geheißen hat, dem David zu „fluchen: und ihr, ihr wollets ihm übel neh„men, ihr wollets ihm wehren? Ihr sehet, daß „mir mein eigener Sohn itzt nach dem Leben

strebt,

„strebt, und es mag euch noch fremd vorkom-
„men, daß mir hie dieser Mensch auf solche
„Art begegnet? lasset ihn den Befehl vollzie-
„hen, den ihm der Herr gegeben hat. Ich will
„sogar noch Vortheil aus seiner Lästerung zie-
„hen; denn Gott wird sich um so ehender mei-
„nes Elendes erbarmen, und mir die Flüche,
„die er ausstößt, mit Gutem vergelten.“

Beschämet dich, erbauet dich, mein Leser! der du bey jedem fast gleichgiltigen Worte in Hitze aufwallest, diese Geschichte von selbsten nicht, so wird dich keine Predigt, auch keine Sittenlehre zurechte bringen. Ich lasse sie also für dich hinweg.

XXXIX.

Der Mann, der sich nicht an die Leute kehrt.

Tob. 2.

An einem Festtage bereitete der alte Tobias ein gutes Mahl, und schickte seinen Sohn, einige Freunde seines Geschlechtes hiezu zu la-

den.

den. Alle Geladenen fanden sich ein, man gieng zum Tische, man aß; da kam der junge Tobias, und meldete seinem Vater: ein Todter läge unbeerdigt auf der Gasse. Der Alte läßt alles Essen stehen, läßt alle Freunde sitzen, geht hin, und trägt den Todten heimlich in sein Haus, um ihn, sobald es finster wird, in der Stille zu begraben.

Ja! das schickt sich, itzt, da alle Gäste geladen sind! hätt' er sie lieber gar nicht laden lassen! — itzt, da alles munter, frölich seyn sollte, mitten unter dem Essen fortzulaufen, um einen Todten ins Haus zu schleppen. Gott weis, wer dieser Todte ist? Gott weis, was er für eine Krankheit hatte! Wem wird wohl mehr noch ein Bissen Essen schmecken? ist das Verstand? ist das wohl Sitte? — Seyd gut, seyd gut, ihr Menschen! was weis die Gottesfurcht, was weis die wahre Nächstenliebe von euren Grillen, die ihr den Wohlstand nennet. Gelt! wenn Tobias seine Gäste mit noch so schmutzigen Scherzen unterhalten, durch stetes Andringen zum Essen und zum Trinken, allen ihre Mägen überladen, und jeder nach der Mahlzeit von trunkener Freude getaumelt hätte,

so

so wäre er der brave, wackere Mann gewesen, der es gut mit seinem Nächsten meynet, und seinem Nebenmenschen etwas gönnet. — So ists oft Wohlstand im Auge des Menschen, was Schandfleck in jenem eines Gottes ist; und Gräuel vor der Welt, was vor dem Himmel der herrlichste Anblick ist.

XL.

Der gewissenhafte Arme.

Tob. 2. 19.

Durch einen unglücklichen Zufall war Tobias seines Augenlichtes beraubt; der Mann, der, als er noch vermögend war, fast jedem Menschen Gutes that, ist nun zur äußersten Armuth herabgesunken. Alle seine Freunde, die sich zuvor so oft an seinem Tische einfanden, verließen ihn, und nur noch kümmerlich muß er sich, indem er selbst nichts mehr verdienen kann, nun von den Händen seiner Frau ernähren, die für die Leute spann. Statt ihres Lohnes bringt sie eines Tages eine junge Ziege mit nach Hause. Ein sehr willkommner Le-

ckerbissen für einen Armen, zumal, wenn er zuvor eines besseren Tisches gewohnt war! Tobias hört sie; da ward ihm bange, ob es nicht etwa ein einem Reichen entwendetes Gut sey; mahnet seine Frau: „Giebs lieber wieder sei„nem Herrn zurück! wenn wir gleich schon „arm sind, so ist uns dennoch nicht erlaubt, „uns von dem Diebstahle zu ernähren.“

Wie kann denn mancher Reiche, der beynahe kleine Heerden von Schafen und von Rindern, die er sammt der Weide dem Armen abgenommen, dort blöcken, brüllen hören, und sich noch herzlich Glück zu seinem fetten Raube wünschen?

XLI.

Das kräftigste Gebeth um eine glückliche Heyrath.

Tob. 3. 7.

Schon sieben Männer hatte Sara, die Tochter Raguels; aber alle starben gählings dahin, als sie ihr das erstemal ehelich beywohnen

nen wollten. Und dieß gab einer Magd ihres Hauses, da sie ihr eben einen Fehler verwies, Anlaß, ihr schmähliche Vorwürfe zu machen: „Gott gebe, daß wir von dir niemals einen „Sohn oder Tochter auf Erden sehen, du „Männermörderinn! Willst du mich etwa „auch tödten, wie du deine sieben Männer ge„tödtet hast?" Wie konnten solche Vorrückungen der Sara anders als höchst schmerzlich fallen? Untröstlich begiebt sie sich in das obere Gemach ihres Hauses, bringt dort ohne Speise und Trank drey Tage und Nächte zu, und bittet Got unter häufigen Thränen, daß er sie doch einmal von dieser Schmach befreyen möchte. Hier ist der Kern ihres Gebethes:

„Du, o HErr! der du alles weist, weist „es, daß ich niemals eines Mannes begehrt „habe. Rein von aller sinnlichen Lust habe ich „meine Seele immer erhalten. Nie war ich „eine Liebhaberinn von eiteln, üppigen Gesell„schaften, noch mochte ich je mit einem leicht„fertigen Buhler was zu schaffen haben. „Willigte ich auch darein, einen Mann zu „nehmen, so geschah es nur in deiner Furcht, „und nicht aus fleischlichen Absichten ꝛc.

Nun kömmt es nur noch darauf an, ob ihr es alle, o Jungfrauen! ob ihr es alle, ihr Wittwen! aus eben so reinen, so redlichen Herzen nachbethen könnet. Seine innere Kraft hat sich bereits erwiesen; hier ist die Probe davon.

XLII.

Die reiche Hinterlassenschaft.

Tob. 4.

Tief seufzte der alte Tobias des Lebens müde, und bath unter Thränen Gott: „Ach „HErr! thu mit mir nach deinem Wohlge„fallen, und nimm meinen Geist im Frieden „hinweg; denn es ist für mich besser zu ster„ben, als ferner zu leben!“ Ganz in der Zuversicht, Gott werde sein Gebet bald erhören, ruft er seinen zwanzigjährigen Sohn, den jungen Tobias, zu sich, und giebt ihm die letzten Befehle, die letzten Lehren: „Höre, mein „Sohn! meine Worte, und behalte sie fest in „deinem Herzen! Wird Gott meine Seele hinweg-

„wegnehmen, so begrabe meinen Leib! ehre „deine Mutter, so lange du lebest! denke immer daran, wie viele Gefahren sie ausstund, „als sie dich unter ihrem Herzen trug! Sollte „sie sterben, so lege sie zu mir ins Grab! Alle „Zeit deines Lebens habe Gott vor Augen, und „gehorche seinen Gebothen! Wende dein Auge nicht von dem Armen ab; Gott wird auch „das seine nicht von dir abwenden. Theile „dein Brod dem Armen und Hungrigen mit, „und kleide die Nackenden mit deinen Kleidern! Hast du viel, so gieb viel, hast du „wenig, so gieb auch von dem Wenigen mit „gutem Herzen! du wirst dir dadurch einen „großen Lohn, einen reichen Schatz auf den „Tag der Noth sammeln. Hüte dich vor aller Unzucht, und halte dich, dein Weib ausgenommen, zu keiner andern! Weder in „deinen Thaten, noch in deinen Worten laß „Hoffart herrschen, denn sie ist der Anfang alles Verderbens. Dem, so dir gearbeitet „hat, entziehe seinen verdienten Lohn nicht! „Was dir nicht lieb wäre, wenn man es dir „thun würde, das thu auch keinem andern! „Suche in allen Dingen zuvor erst Rath bey den „Weisen, und rechne in deinem Vorhaben

„immer auf Gott allein! Besorge dich übri„gens wegen unsrer Dürftigkeit, in der ich dich „verlasse, nichts! Wir sind zwar arm; aber „fürchte nur Gott! so wirst du immer Güter „genug besitzen.“

Wie glücklich wären alle Kinder, wenn ihnen ihre Aeltern, statt vielen Tausenden, so heilsame Lehren, die sie mit ihrem Beyspiele so, wie der alte Tobias, in ihrem Leben bekräftiget, auf ihrem Sterbebette hinterließen! Wie viele hundert Väter betrogen sich nicht schon? starben, starben getrost, weil sie ihren Kindern ein großes Vermögen hinterließen; aber kaum hatten es diese einige wenige Jahre in Händen, so war es verschwunden. Die ganze Stadt befragte sich erstaunend: Wo ist dann wohl in einer so kurzen Zeit das schöne Vermögen dieser Kinder hingekommen? — Was fragt man lange? Ihre Väter hinterließen ihnen wohl viele Schätze; aber nicht auch die Lehren, nicht auch die Maßregeln, wie sie sie weislich, wie sie sie christlich zu gebrauchen hätten. Der Segen Gottes zog davon; fort waren sie.

XLIII.

XLIII.

Das glückliche, gottesfürchtige Hochzeitfest.

Tob. 7. 8.

Schleunige Wirkung that der Sara Gebeth. Sogar ein Engel, unter Menschengestalt, ward von oben herabgesandt, um ihr einen Bräutigam zuzuführen, der sich so ganz zu ihren edeln, tugendhaften Gesinnungen schickte. Raphael, der den jungen Tobias auf seiner Reise nach Rages zu dem Gabelus begleitete, sagte ihm auf dem Wege: „Wir kehren bey deinem Vetter, dem Raguel ein. Er hat nur eine einzige Tochter; die mußt du heyrathen. Halt nur um sie bey ihrem Vater an; er wird sie dir nicht versagen.“ Sie kehren ein, kaum giebt sich der junge Tobias zu erkennen, so fällt ihm Raguel um den Hals, seine Frau und Tochter, beyde weinen vor Freude; eine Mahlzeit wird bereitet, und Tobias von seinem Vetter gebethen, sich zu Tische zu setzen. Aber da weigerte sich der Jüngling, eher etwas zu essen und zu trinken, als bis er ihm erst seine Bitte gewähren, und seine Tochter zur

Braut geben würde. Eine unerwartete, höchst niederschlagende Bitte für Raguel! Sogleich dachte er an das siebenmalige Unglück seiner Tochter mit allen ihren Männern. Soll er den jungen Menschen, der das einzige Kind seines Bruders ist, auch unglücklich machen? — Würden seine Aeltern darüber nicht für Leid sterben? — Erschrickt, verstummt; erholt sich jedoch wieder auf die Versicherung des Engels: „Sie ist für ihn, weil er Gott „fürchtet, bestimmt; darum hat sie kein andere bekommen mögen:" hoffet auf das Gebet und die heißen Thränen, die er in diesem Vateranliegen zu Gott bereits abgeschickt hatte, nimmt zitternd die Hand seiner Tochter, und schlägt sie, unter Anrufung des göttlichen Segens, in jene des jungen Tobias.

Sara weinte, als sie ihr Vater in die bereitete Brautkammer führte. Ihre vorigen Unglücksfälle vergegenwärtigten sich ihr nun. Alle die Leichen ihrer Männer, die sie jeden Morgen an ihrer Seite todt fand, sieht sie lebhaft vor sich. Auch die beleidigenden Vorwürfe ihrer boshaften Magd wühlen sich in ihrem Innersten wiederum hervor. — Soll ich mir den

schimpf-

schimpfvollen Namen einer Männermörderinn nun neuerdings verdienen? — an einem zwanzigjährigen, liebenswürdigen Jünglinge, — an einem nahen Verwandten, den ich heute erst mußte kennen lernen, verdienen? — Ihr frommer Vater sprach ihr Trost zu: „Sey ruhig, meine Tochter! vertraue auf Gott! er wird deine Trübsale, deine Thränen in Freude verwandeln."

Nun ward auch Tobias zur Sara hineingeführt; aber mit mehrerem Muthe, mit größerem Vertrauen. Raphael, sein Geleitsmann, hatte ihn schon auf dem Wege unterrichtet: „Die Hölle habe nur über jene Ehe„paare Gewalt, die sich allein aus einem wil„den thierischen Triebe, wie vernunftlose Ros„se und Maulesel gatteten;" hatte ihm schon die Vorschrift gemacht, mit welcher Zucht, mit welcher Mäßigung, aus was für Absichten er die Ehe antreten sollte. Der ohnehin zur Tugend erzogene Jüngling beobachtete alles genau. Kaum ist er mit seiner Braut allein, so hält er an sie eine, für alle Neuverlobten höchst erbauliche Sittenrede: „Du weist, Sa„ra! daß wir beyde nicht Kinder der Heyden,

„sondern Kinder heiliger Vorältern, der Pa„triarchen sind. Es geziemet sich also auch „nicht für uns, den Ehestand so anzutreten, „wie es die Heyden thun, die nichts von Gott „wissen. Wir wollen uns daher, ehe wir „uns untereinander vereinigen, zuvor mit „Gott vereinigen. Heute, morgen, übers„morgen, drey Tage und drey Nächte mit „unserm Gebethe zu dem HErrn dahinbrin„gen, um uns seinen Segen zu erbitten, und „dann einander ewig beywohnen.“ Dieser Verabredung zufolge, die sich die gottesfürchtige Sara gänzlich gefallen ließ, betheten sie inbrünstig zu Gott den meisten Theil der folgenden Nacht hindurch. „O HErr! du weißt „es, daß ich nicht aus Ueppigkeit diese meine „Base zum Weibe nehme, sondern einzig und „allein um Kinder zu erzeugen, durch welche „dein heiliger Name ewiglich gepriesen wird:“ so bethete Tobias. — „O HErr! erbarme „dich unser, erbarme dich unser, o HErr! und „lasse uns beyde gesund bis ins Alter beysammen leben!“ so bethete Sara.

Wie sich Aeltern sorgen niemals gänzlich verdrängen lassen, und allemal eher das

Schlimmere befürchten, als das Bessere hoffen, wenn ihre Kinder nicht immer da vor ihren Augen sind; so gieng es itzt dem Raguel. Eine der unruhigsten war diese Nacht für ihn. Noch ehe der Hahn krähte, um Mitternacht, erwacht er, und fällt, ohnerachtet der guten Versicherung des Raphaels, in seine anfängliche, ängstliche Besorgniß zurück. Sein erster Gedanke ist: entschieden muß es nun seyn das Schicksal dieser beyden jungen Leute. — Sollte Tobias glücklicher mit ihr gewesen seyn? — gewiß auch er ist todt! — Kann nicht mehr ruhen, steht auf, ruft seinen Knechten, und geht mit ihnen, ein Grab zu machen. Schon fertig war das Grab. Nun will er auch den Todten sogleich begraben, noch eher, als der Tag anbricht, damit es niemand inne werde. Schickt also eine Magd hinein in ihre Schlafkammer, zu sehen, ob er noch lebe. Eilends kömmt diese mit der freudigen Bothschaft zurück: O! beyde schliefen sanft und gesund. Nun lösten die zween Alten, Raguel und Anna, ihre schlafenden Kinder in dem Gebethe ab, von dem sich diese fast nur erst zur Ruhe begeben hatten, priesen und dankten Gott, daß er sich dieser beyden einziggebohrnen Kinder ihrer

rer Aeltern habe erbarmen wollen. Das Grab wurde wiederum gefüllt, ein freudevolles Hochzeitmahl bereitet; aber auch dieses in der Furcht des HErrn, sagt uns ausdrücklich die Schrift, vollbracht.

Tobias will sich nun nicht länger aufhalten lassen, indem er befürchtet, seine beyden Aeltern möchten kummervoll jeden Tag bis zu seiner Anheimkunft zählen; seine Schwiegeraltern übergeben ihm also, nebst der Hälfte ihres Vermögens, ihre Tochter unter heiligen Segenswünschen: „Der Engel des HErrn „sey bey euch auf dem Wege, und bringe euch „glücklich anheim! Gott gebe, daß unsre Au„gen eure Kinder sehen mögen, ehe wir ster„ben! Küßten hierauf ihre Tochter, gaben ihr noch diese letzten Ermahnungen: „Ehre deine „Schwiegerältern! liebe deinen Mann! siehe „genau auf dein Hauswesen! führe dich in al„lem unsträflich auf!“ und entließen sie.

So ganz ein Hochzeitfest, wie jedes seyn sollte! das Eheverlöbniß im Himmel beschlossen, und auf der Erde durch nichts, als reine, edle Wünsche mit Gott veranstaltet. Die

Braut,

Braut, der Bräutigam zween Unschulden, zween Heilige. In wechselseitiger, ehelicher Liebe nur Ein Herz; aber auch in mäßigen, sittsamen Gesinnungen nur Eine Seele. Ferne hielt sich die Hölle mit ihrer Schwarzkunst bey diesem ganzen Geschäffte, ein Engel Gottes wollte Ehewerber, wollte Gast, wollte Zeuge dabey seyn — durfte es seyn. — So soll denn also jedes Ehepaar an seinem Hochzeitfeste drey Tage und drey Nächte bethen? Nein! das nicht. Thut nur, ihr Neuverlobten! an diesen Tägen, in diesen Nächten nicht so, als wie die Heyden thun, die nichts von Gott wissen, so thut ihr noch weit mehr, als bethen.

XLIV.

Die liebevolle Aeltersorge.

Tob. 10. 11.

Zehen Talente Silber hatte ehemals der alte Tobias einem Gabelus zu Rages in Medien dargeliehen. Nun, da er glaubte, bald zu sterben, befahl er seinem Sohne hin

zu

zu gehen, und diese Schuld zu erheben. Kaum war der junge Tobias außer dem Hause, so fieng sich schon das Weheklagen und Weinen seiner Mutter an. „Ach! was thatest du doch, „Mann! daß du den einzigen Trost unsers Al„ters hinwegschicktest! Ich wollte, daß nie „das Geld gewesen wäre. Es ist wahr, wir „sind arm! aber wir waren ja immer mit un„serer Armuth zufrieden, und das Vergnü„gen, unser Kind um uns zu sehen, ersetzte uns „allen Reichthum.“ Der alte Tobias, so sehr ihm auch diese Entfernung seines Sohnes zu Herzen gieng, tröstete sie: „Weine nicht! „du wirst ihn gesund wieder sehen. Ich glau„be gewiß: ein guter Engel begleite ihn auf „dem Wege, und er wird ihn auch zu unserer „Freude wiederum glücklich zurückführen.“ Aber bald verfiel auch dieser Alte in die nämliche Traurigkeit. Er kann seinen Kummer nicht mehr bergen, daß sein Sohn nicht zu der Zeit eintrifft, wo er doch eintreffen könnte. Läßt seinen inneren Schmerz ebenfalls in Klagen ausbrechen: „Was ist unserm Sohne Uebels „begegnet, daß er über die Zeit ausbleibt? „was hält ihn so lange auf?“ fängt an zu weinen, und Anna, sein Weib, mit ihm, ohne

daß

daß sie sich trösten lassen will. Wehe klaget eines Wehe klagens: „Ach! mein Sohn, mein „Sohn! warum ließen wir ihn wandern, „ihn, das Licht unserer Augen, den Stab unsers Alters, den Trost unsers Lebens, die einzige Hoffnung unsrer Nachkommenschaft, „warum ließen wir ihn wandern? hätten wir „ihn doch nicht weggelassen! wir hätten an „ihm Schatz genug gehabt.“ Kann sich nicht einen Tag beruhigen, zu Hause zu bleiben, läuft täglich auf alle Straßen hinaus, wo er nur herkommen kann, setzt sich auf die Spitze eines Berges, wo sie eine weite Aussicht hatte, um ihn schon in der Ferne zu erblicken. — — Wie oft wird sie nicht ihre mütterliche Sehnsucht getäuscht haben, wenn sie nur einen, ihm in irgend etwas ähnlichen Menschen, auf der Straße kommen sah? wie oft wird sie abwechselnd zu sich gesagt haben: das ist er, — itzt kommt er, es ist wenigstens sein Gang, seine Person, seine Kleidung, — und dann nach einigen Augenblicken, — nein! er ists nicht — ists wiederum, ists abermal nicht. — Aber sie ermüdete darum nicht; muß ihn doch noch erwarten, er komme, wenn er will. Endlich sieht sie jemand von Ferne, und erkennt an ihm

ihren

ihren Sohn. Ihre Freude hierüber ist viel zu groß, als daß sie sie so lange allein und in der Stille sollte genießen konnen, bis er näher kömmt, lauft eilends, um sie sogleich mit ihrem Manne zu theilen: „O, denk doch nur! „unser Sohn kömmt, unser Sohn kömmt!“ Ganz neu wird der Alte durch diese Nachricht belebt, vergißt auf die Blindheit seiner Augen, vergißt auf die Schwäche seiner Füße, will ihm entgegen eilen; stößt aber aller Orten an, und strauchelt; läßt sich doch nicht zurückhalten, ruft einen Knecht, der muß ihn bey der Hand seinem Sohne entgegen führen. Unter Freudenthränen und Umarmungen empfangen ihn Anna und Tobias, und bethen Gott für die Wohlthat an, daß er ihnen ihr Kind wiederum geschenkt hat.

Denket nicht, ihr Kinder! daß nur Tobias und Anna allein so zärtlich gegen ihr Kind waren! nein! der größte Theil der Aeltern ist es. Noch eher, als ihr das Licht der Welt erblicktet, fieng sich schon der Kummer und die ängstliche Sorgfalt eurer Mutter für euch an. Die herben Schmerzen, die sie eure Geburt fühlen ließ, vergaß sie, da ihr gesund und wohl-

gestaltet aus ihrem Leibe kamet. Das theuerste, das kostbarste, so sie im Hause hatte, war ihr euer Leben. Ihr ganzes, auch gleichwohl geringes Vermögen, hätte sie daran gesetzt, um jenes zu erhalten, Hunger hätte sie gelitten, um euch zu ernähren. Immer both sie euch ihre Brüste bereitwillig dar, wenn ihr sie auch schon wund gesogen hattet. Wenn ihr auch nur einen Tag nicht eben so munter, als den andern, vorkamet, so befürchtete sie schon für eure Gesundheit. Ganze Nächte lag sie, auch Wochen hindurch, vor eurer Wiege auf ihren Knieen. Der Schlaf quälte sie nicht, auch nicht eine Ermattung fühlte sie; Warum? es ist, so sagte sie, mein Kind. Ihr hättet sie einmal sehen sollen! Wie oft bestieg sie des Nachts ihr Lager, da sie nun glaubte: ihr schliefet ruhig fort; und — einen Augenblick darauf sprang sie schon wieder muthig aus ihrem Bette, um eure Klagen zu stillen. Und doch nicht ein Zeichen, nicht eine Mine der Ungeduld solltet ihr an ihr wahrgenommen haben; warum? ihr waret ihr Kind. Den äußersten Schrecken jagte ihr der Anblick ein, wenn sie euch gählings auch nur straucheln sah. Was ersann sie nicht immer, um

eure geheimen Wehen, die ihr nicht anders, als nur durch Thränen klagen konntet, auszuspähen, und wenn ihr dieses nicht gelung, doch wenigstens durch hundert wechselnde Erfindungen, die sie die Mutterliebe lehrte, auf einige Augenblicke zu lindern? Hätte sie für euch leiden können; wie oft, wie gerne hätte sie in doppelter Maße für euch gelitten? Und was denn erst alsdann, wenn euer Leben in Gefahr war? Ihr kamet nicht von ihrem Arme, vermengt rannen eure und ihre Thränen auf ihren Schoß herab, rannen so oft von neuem, als sie auf eure schmachtenden Wangen sah, und der Gedanke bey ihr wiederkehrte: wenns nur nicht stirbt — wenns nur nicht stirbt, mein Kind! — Und könnet ihr denn wohl, ihr Kinder! je in eurem Leben den Werth eines einzigen Jahres gutmachen, den eine Mutter aus Liebe, aus Sorge für euch geweinet hat?

XLV.

Die Verbindlichkeit der Aeltern gegen die Aufseher ihrer Kinder.

Tob. 12.

Nachdem nun auch zu Ninive das Hochzeitfest sieben ganze Tage mit unschuldiger Freude nochmals gefeyert wurde, so war es an dem, daß Raphael, den man noch immer als einen bloßen Menschen ansah, seinen Lohn für das dem jungen Tobias gegebene Geleite erhalten sollte. Der alte Tobias und sein Sohn treten also zusammen, um ihn zu bestimmen. Der letztere führte das Wort, und berechnete alle Wohlthaten, die Raphael ihm, seinem Vater, seiner Braut, und derselben Aeltern erwiesen hatte, auf das genaueste, und da und dort sogar doppelt. „Vater! sagte er, was „geben wir ihm doch zur Belohnung? Er hat „mich gesund aus- und wiederum heimgeführt, „er hat vom Gabelus das Geld selbst abgeholt, „er hat mich gerettet, daß mich der Fisch nicht „verschlungen hat, er hat dir das Augenlicht „wieder gegeben, ihm habe ich meine Braut zu

„danken, von der er den Teufel vertrieben hat,“ (und sogar die Freude, die er hiedurch ihren Aeltern verursachet, brachte er als eine ganz besondere Wohlthat mit in den Anschlag) „was „geben wir ihm nun? Ich denke, die Halb„scheide unsers Vermögens.“ — Der alte Tobias ist dessen gänzlich und sogleich zufrieden, und dieser Lohn bleibt festgesetzt.

Was denket ihr, ihr Aeltern! ihr Kinder! von dieser Belohnung? Nicht wahr? das war sehr großmüthig, die Halbscheide eines ganzen Vermögens so dahinzugeben! — O! so höret erst, wie sie ihm diese Halbscheide ihres ganzen Vermögens antragen, und schämet euch mit eurer Großmuth ins Herze! Nein! weder der alte noch der junge Tobias wissen bey diesem Lohne etwas von Großmuth; sie sehen ihn noch als eine Kleinigkeit gegen seine geleisteten Dienste an. Sie denken, sie sagen unter sich nicht: das ist gewiß ehrlich gelohnt, damit kann er zufrieden seyn, mehr kann er nicht von uns verlangen. Nein: „Vater, sagte der junge Tobias, (wie schön drückt sich nicht die von Erkenntlichkeit ganz durchdrungene Seele dieses jungen Menschen in jedem Worte ab?)

Va-

„Vater! ich bitte dich: — bitte doch ihn, — „daß er sich würdigen wolle, die Halbscheide „unsers Vermögens anzunehmen.“ — Und Vater und Sohn rufen ihn beyseite, nehmen ihn allein, und bitten ihn mit vereinigten Bitten, daß er doch mit dem halben Theile von allem, was sie haben, vorliebnehmen möge. — Was für ein liebenswürdiges Bild der Dankbarkeit, die so ganz in der Einfalt handelt!

Aber lasset uns diese Geschichte von einer ganz andern Seite betrachten, um sie euch vorzüglich, ihr Aeltern! recht lehrreich zu machen! Wäre der alte Tobias ein karger, eigennütziger Mann gewesen, so hätte er mit vielem Anscheine der Billigkeit, die Verdienste des Raphaels um ein nicht Geringes leichter berechnen, den Lohn herabsetzen, und seinem Sohne an seiner Dankbarkeit Ausstellungen machen können. Nach dem Berichte der Schrift, fand der junge Tobias, als ihn sein Vater hinausschickte, um sich nach einem Reisegefährten umzusehen, den Raphael schon aufgeschürzt, und als fertig zur Reise da auf der Gasse stehen. Ganz willkomm war ihm die Nachricht,

da er hörte: er sollte einen Reisegefährten abgeben; und noch willkommner das Vernehmen: die Reise sollte nach Rages zu dem Gabelus gehen. Er versicherte sogleich, daß er diesen Weg schon gar oft gegangen, alle Strassen des Landes ganz wohl kenne, und öfters beym Gabelus, den er seinen Freund, seinen Bruder nannte, geherberget habe. Was hätte der alte Tobias nur schon hieraus folgern können? hätte er nicht sagen können? Sohn! es gefällt mir zwar an dir, daß du so dankbar bist; aber du bist allzu freygebig. Dem Jünglinge war es eben recht, es war ihm damit gedient, dich zu begleiten. Er stund ja ohnehin müßig da, und wartete, wie es sein Aufzug gab, auf eine solche Gelegenheit. Er hatte also nichts zu versäumen, auch nichts zu verdienen; kannte ohnehin schon alle Straßen des Landes, und ließ sichs ganz wohl anmerken, daß er selbst gerne wiederum einmal beym Gabelus wäre, indem er sich also gleich, ohne sich erst einen gewissen Lohn zu bedingen, ganz willig, ganz dienstfertig zu deinem Geleite anbot. Ja! ein anders wäre es, wenn er mit vieler Versäumniß zu Hause, dich in ein ihm unbekanntes Land nur unter vielen Weigerungen hätte führen sollen.

Was die Wohlthaten betrifft, die er mir, dir, deiner Braut, ihren Aeltern erwiesen hat, so gestehe ich, daß sie groß sind; aber deine Rechnung ist bey dem allen doch zu hoch angesetzt. Daß er dich gesund hin- und herführen sollte, das verstund sich von sich selbst; darum gab ich dir einen getreuen Menschen mit, darum lohne ich ihm auch. Daß er vom Gabelus das Geld selbst, und allein abholte, was verschlug ihm das? Einmal hätte er doch dahin gehen müssen, ob es nun ohne dich, oder mit dir geschah. Was lag ihm daran? daß er dich von dem Fische rettete, das war weiter nichts, als allzugroße Muthlosigkeit von dir, dem noch nichts dergleichen begegnet war; und was that er dann dabey anders, als daß er dir Muth zusprach? wagte er vielleicht sein Leben daran? legte er auch nur eine Hand an, um das Thier zu tödten? daß er den Teufel von der Sara vertrieben, und sie dir zur Braut verschafft hat, das mögen, das sollten ihm deine Schwiegeraltern gut machen. Für wen war das Leidwesen größer, als für sie, daß ihre Tochter immer unglücklich mit ihren Männern war? und wer hat nun mehreren Antheil daran, als sie, daß diese eine glücklichere Heyrath nun

endlich einmal mit dir getroffen hat? Ganz sicher haben sie ihm auch hiefür eine Belohnung gegeben, ob er es gleich etwa nicht gesteht. Daß er mir das Licht der Augen wiederum gegeben, dagegen will ich ihm auch ein ganz besonders Geschenk machen, nebst dem, daß ich ihm von dem Lohne, den er auch immer für seine Geleitschaft fodern wird, nicht das Geringste abbrechen will. So, meyne ich, könnte er zufrieden seyn. Aber die Halbscheide unsers ganzen Vermögens? — wo denkst du hin? Du hast dich nun nicht mehr als den einzigen Sohn deiner Aeltern zu betrachten; du mußt dich nun als einen Hausvater ansehen, der eine Frau, Knechte und Mägde hat, und bald Kinder nachbekömmt. Kannst du ihnen so viel vergeben? — du hast zwar noch ein schönes Vermögen nach dem Tode deiner Schwiegerältern zu erwarten; aber wer weis, wie lange sie noch leben. Und über das alles mußt du auch darauf rechnen, was dieser Jüngling bis hisher für gute Tage hatte. Er war bey dem Hochzeitfeste, so ihr zu Rages hieltet, und bey dem, so wir hier in unserm Hause nochmals feyerten; Gabelus hat ihn gewiß auch gut bewirthet; bey was immer für einer Gelegenheit würde es ihm so gut gegangen seyn?

Wisset ihr das Geheimniß, ihr Aeltern! warum ich euch hie den alten Tobias als einen so strengen und eigennützigen Rechenmeister dargestellt habe? — um euch eure eigene Undankbarkeit gegen den Lehrer und Aufseher eurer Kinder in einem um so helleren Lichte zu zeigen. Er war zwar kein unmittelbar, von dem Throne Gottes hinweg, im Fleische herabgesandter Engel, aber doch ein Mensch, den eine besondere wohlmeynende Vorsicht Gottes hin in euer Haus schickte. Waret, — seyd ihr nun dankbar genug gegen ihn? Wie manche Aeltern werden diese Frage an sie lesen, und zu sich sagen: Nein! wegen einer solchen Undankbarkeit haben wir uns keinen Vorwurf zu machen. Es ist wahr: er hat vieles an unserm Kinde gethan, aber wir waren auch dankbar dafür. Er war ein armer Tropf, ein armer Student, wir warfen ihm Kleider auf den Leib. Er mußte sich kümmerlich nähren und fortbringen; wir nahmen ihn ins Haus, gaben ihm, so schwer es uns auch ankam, freye Kost. Wir aßen fast über dem Tische nichts, wovon er nicht auch bekam, und es schlug ihm auch in kurzer Zeit ganz wohl an. Sein ganzes nunmehriges Aufkommen hat er unserm Hause

zu danken. Das Brod, die Versorgung, so er nun hat, erhielt er durch uns. Wir halfen ihm dazu durch unsre und unsrer guten Freunde Fürsprache; o wir thaten damals manchen Schritt für ihn. Es wollte anfänglich gar nicht mit seinem Glücke vor sich gehen, aber doch endlich auf unser vieles Andringen; o! er kann nicht erkenntlich genug gegen uns seyn. — Ja, ja! ihr seyd sie eben, die ihr so sprechet, diese undankbaren Aeltern, diese strengen Rechenmeister; eure eigene Sprache verräth euch. Ey! wie seyd ihr doch sobald mit der Rechnung fertig, wenn ihr die Wohlthaten zählet, die er eurem Kinde erwiesen hat: es ist wahr, er hat vieles unserm Kinde gethan — kaum, daß ihr es zur Noth eingestehet, daß er was an eurem Kinde gethan hat; aber wie lange wird die Lobrede, die ihr euch selbst haltet, wenn ihr die Gutthaten berechnet, die ihr ihm erzeiget habt? Lasset nun mich einmal euch eine Rechnung vorlegen! Euer Kind war ein ungesitteter, unbändiger Knabe, da er unter seine Hände kam; er bändigte ihn mit manchem Nachtheile seiner eigenen Gesundheit. Es war noch eben die rechte Zeit, sonst würde er zu einem wilden Thiere, zu einem Ungeheuer des Menschengeschlech-

schlechtes nach und nach herangewachsen seyn. Ihr würdet ihn niemals mehr haben zurechte bringen können, alle spätere Züchtigungen würden nichts gefruchtet haben, die Ruhe, die Zufriedenheit eures Lebens würde dahin, und wonicht ein frühezeitiger Tod, wenigstens ein kränkelndes, kümmernißvolles Alter euer Antheil gewesen seyn. Nun habet ihr einen willigen, biegsamen Sohn, der jedem eurem Winke gehorchet, euch ehret, euch Trost machet. Das habet ihr dem Zuchtmeister seiner erstern Jahre zu danken. — Euer Kind wollte anfänglich gar nicht ans Lernen, kam hart an das Stille- das Ruhigsitzen bey seinem Lehrbuche; suchte, wo es nur konnte, alle Gelegenheit auf, um sich davon loszumachen; er gewöhnte es theils durch Lockungen, theils durch Schärfe nach und nach zur Arbeit, die seinem Alter, seinen Fähigkeiten gemäß war, flößte ihm edle, ruhmbegierige Gesinnungen dazwischen ein, drang mit schmeichelnden Ermunterungen öfters in ihn; auf diesem Grunde ruhet das ganze Gebäude, so ihr nun so hoch da stehen sehet. Euer Sohn hat nun eine Versorgung, und kömmt gut dabey fort. Er bekleidet ein Amt, und ist fähig, würdig, es zu bekleiden.

Er

Er besitzt Wissenschaften, und ist unermüdet, sich darinn vollkommener zu machen. Er steht in einem Range, und hat alle Hoffnung, noch höher zu steigen. Das habet ihr dem Lehrmeister seiner ersteren Jahre zu danken; ohne dessen Anstrengung würde er nun vielleicht ein niederträchtiger, leichtsinniger Müssiggänger seyn, der von einem Ecke der Welt zum andern als ein Flüchtling herumzieht, sich zu keinem Stande, zu keinem Brode recht bequemen will, das Vermögen seiner Aeltern durchbringt, ohne daß es ihm jemals Ernst ist, ein ordentliches, dauerhaftes Unterkommen irgendwo finden zu wollen. — Euer Kind ließ bald eine Anlage zu bösen Neigungen von sich blicken; er hatte auf dasselbe ein wachsames Auge, duldete von ihm kein ungeschämiges Wort, verhütete, daß in seiner Gegenwart keine unlautere Rede von euren Knechten und Mägden vorgebracht wurde, suchte alle, auch kleinere Geheimnisse der Unzucht vor seinem Auge, vor seinem Ohre zu verbergen; bey etwas mehr herannahenden Jünglingsjahren beobachtete er alle seine Schritte und Tritte, seine Gespielschaft, seinen Umgang mit andern seines gleichen genau, und hielt ihn von jeder bösen, auch

nur

nur verdächtigen Gesellschaft mit Gewalt zurück; ohne diese Wachsamkeit würde euer Sohn vielleicht zu einem frühezeitigen Wohllüstler, zu einem zügellosen Schwelger ausgeartet seyn, ein ärgerliches, schändliches Leben, mit Einbuße seiner nun so dauerhaften Gesundheit, mit Verlust seines nun so guten Namens geführt haben, und zu dem für ihn so vortheilhaften, so ehrsamen Eheverlöbnisse, welches er nun getroffen hat, sich niemals einige Hoffnung haben machen dürfen. Das habet ihr alles dem Aufseher seiner ersteren Jahre zu danken. — Soll ichs euch nun, ihr undankbaren Aeltern! nun noch in kurzem zusammenrechnen, was ihr diesem Menschen zu danken habet, von dem ihr nur so schlechthin saget: er habe vieles an eurem Kinde gethan? — Ihr habet ihm die Sitten, die Wissenschaften, den guten Namen, die Versorgung, die glückliche Heyrath, die Gesundheit eures Sohnes; ihr habet ihm eure Gesundheit, eure dermalige Ruhe und Zufriedenheit im Alter, ihr habet ihm beynahe die Erhaltung eures eigenen Lebens zu danken, ihm, dem elenden Tropfen, dem armen Studenten; der jedoch, genauer betrachtet, der sichtbare Schutzgeist eurer Nachkommenschaft war.

war. Ja! werdet ihr sagen: wie hätten wir dann dankbarer gegen ihn seyn sollen, als wir waren? oder was können wir ihm dagegen noch thun, das wir nicht schon thaten? — Dieses: schweigen sollet ihr, ganz schweigen von den Wohlthaten, die ihr ihm erzeiget habet, und sagen, stets fort sagen: wir bleiben Schuldner, wir bleiben lebenslänglich seine Schuldner, und wenn wir ihm die Hälfte unsers Vermögens darböten, so könnten wir ihm nicht bezahlen; wir nicht, unser Kind nicht, unsre Kindeskinder nicht, denen er einen so rechtschaffenen Vater erzogen hat.

XLVI.

Die edelste Trauer um einen braven Mann.

Judith 8.

Manasses, der Mann der schönen, jungen, reichen Judith, starb. Einöde ist ihr nun ohne ihm eine Welt, und alle ihre Freuden sind für sie todt. Nur Härte soll fürohin ihr Fleisch fühlen;

fühlen; sie fastete streng, und kleidete sich in Haare Nur ganz in frommer Stille will sie den Rest ihrer übrigen Tage dahinleben; verschloß sich ihren Mägden in den obersten Theil ihres Hauses, und jedem andern ward aller Zutritt zu ihr versagt. Die ganze Stadt Bethulien schätzte sie wegen ihres eingezogenen Wandels hoch, und niemand unterfieng sich, so schließt die Schrift ihre Lobrede, ihr etwas Böses nachzusagen.

Lasset euch, ihr Wittwen! diese Wittwe zum Muster dienen. Wie? was? wir sollen uns in einen Bußsack hüllen, und ganze Jahre fasten, und lebenslänglich einsperren? — Wie seyd ihr doch so vorbrüchig! wer denkt auch nur daran, euch etwas solches zuzumuthen? Nein! nur machen sollet ihr, daß euch, so lange ihr Wittwen seyd, nicht jemand was Böses nachsagen kann. Das ist die edelste Trauer um einen braven Mann. Ist euch vielleicht auch das zuviel?

XLVII.

XLVII.

Die verliebten Greise.

Daniel. 13.

Für euch, ihr Helden, ihr Riesen in der Enthaltsamkeit! ihr mehr, als verpanzerte Männer, die sich vor der Fleischeslust tödtlichem Stachel nichts fürchten dürfen, ihr ihre freye Brust dahinbieten, und sich doch vor jedes Wundmaal gutstehen können; für euch, die ihr das Laster betastet, und nichts fühlet: Hohn — laut auf, Hohn über die fromme Fabel lachet, wenn man euch sagt: vom Blicke bis hin zur sündlichen Schandthat sey nur ein kurzer Weg; für euch ist Schauplatz hier!

Zween Greise waren es, nicht etwa ein seltenes Abentheuer eines grauen verliebten Geckens, nein! zween Greise waren es. Nicht zween freche Jünglinge, nicht zween geile Männer in ihren besten mittleren Jahren; nein! zween Greise waren es. Nicht zween längst bekannte, verschriene Buhler in der Stadt, nicht zween niederträchtige Menschen vom unterssten Pöbel; nein! zween unverrufene, ehr-

wür-

würdige, und bey dem Volke in hohem Ansehen stehende Greise waren es. Die beyden Greise waren es, so ihrem Amte gemäß, täglich in Joakims Haus kamen, um dort das Volk zu richten, die. — Hätte man einem klugen Manne gan, leise ins Ohr gesagt: diese beyde gute Männer gehen mehr wegen Joakims Frau, als ihrer Amtsgeschäfften wegen dahin in dieses Haus; so hätte er gedacht, gesagt: O, mein! wo denkst du hin? zween alte Männer — zween kluge, ehrsame Männer — zween Greise — und alle beyde wegen Joakims Frau — wie mag dir wohl so etwas einfallen? — Und doch. — So schön als gottesfürchtig war Susanna, des Joakims Frau, die ihre frommen Aeltern von Jugend auf in dem mosaischen Gesetze bestens unterwiesen hatten; aber eine der menschenfreundlichsten Frauen, die gerne Unterhaltung sucht, die die Gesellschaft liebt, die sich wohl auf die Kunst versteht, der Männer Herzen zu bethören, war sie nicht. Als eine scheue, blöde Frau, die nicht zu leben weis, nicht unter Menschen taugt, zu Hause nur immer fromme Grillen fängt, hätte sie bey unserer itzigen Welt gegolten. Auch nicht einmal getraute sie sich in ih-

res Mannes Garten, so nah er auch am Hause war, sich eher zu wagen, als bis zuvor erst alle Leute, die eine Streitsache da anzubringen hatten, ganz abgetreten waren. Was hätte es ihr dann gethan, der wunderlichen Frau, wenn sie sich eher hätte sehen lassen? Und dann — dann erst um die Mittagszeit begab sie sich dahin. Da sahen sie die zween Greise, und lauerten darauf fast täglich, um sie zu sehen. Ja, wie, was? was sahen sie dann an ihr? — was gilts? sie sahen sie entblößt in dem Bade, wie David die unvorsichtige Bethsabee? nein! spatzieren gieng sie in dem Garten, in aller sittsamen Einfalt gieng sie spatzieren, und dieß sahen sie, sahen es öfters, und dieses öftere Sehen erregte bey einem, wie bey dem andern, geile Brunst. So hat auch ganz gewiß der eine Greis den andern zu dieser unreinen Liebe gereizt? Nein! auch dieses nicht. Beyde wünschten sich die schöne Frau zu ihrem Willen zu haben, und doch wars ihnen Scham, sich dieses wechselweise zu gestehen. Verstellten sich gegeneinander, mahnten sich, wenn es Mittag war: Lasset uns gehen! es ist „nun hohe Zeit zum Essen;" giengen fort, trennten sich auf dem Wege, und trafen sich

immer

immer in wenig Augenblicken, da jeder einzeln wiederum gegen den Garten zurückkehrte, dort seine Beute machen wollte, an dem alten Orte, den sie nun kaum verlassen hatten, wiederum zusammen an. Ein lächerlicher Vorgang, zumal von zweenen Greisen, wenn er nicht sündlich wäre! Wer sollte es wohl glauben, daß graue, graue Haare so nahe, so hart am Wege des Grabes, die Liebesrolle so läppisch spielen könnten, wie junge, junge Jünglinge, die erst vor zehen Tagen den Reiz zum Weibe entdeckten?

Diese öftere befremdende Begegnung führte sie auf die Gedanken: sie müßten beyde Eines Vorhabens seyn. Befragten sichs darum, gestunden sichs, und wurden einig, die Schandthat unter sich zu theilen, sobald sie die Susanna allein im Garten finden sollten. Eben war ein heißer Sommertag, da diese dahin gieng, um sich zu baden. Doch, mit einer ahndenden, geschämigen Vorsicht nimmt sie ihre beyden Mägde mit. Allein, zum Unglücke ward Oel und Seife vergessen. Schickt sie also wiederum zurück, mahnet sie, mahnet sie nachdrücklich: „Verschließet die Thüre des Gartens wohl! ich will mich baden.“ Allein, vergebens

gebens war sie, diese Vorsicht. Schon längst zuvor hatten sich die beyden Greise darinn verborgen, beschauten sie aus ihrem Hinterhalte, liefen herzu, thaten an sie ihr schandbares Ansuchen, und bedrohten sie: „Sieh, die Thür „ist verschlossen, niemand sieht uns, wir sind „in dich verliebt, thue nach unserm Willen! „wo nicht, so geben wir dich an: du hättest „heimlich einen Jüngling bey dir gehabt, und „darum deine Mägde zurückgeschickt."

Wer nun an diese beyden Greise denkt, was soll er denken, wenn er sieht, daß diese Frau, und jener Mann, die nicht zusammengehören, wo jedes öfters zu Hause noch seinen Gatten, noch seine Kinder, die kahlen Unterpfänder einer alten, morschen Liebe hat, so in wechselweisen, vertrauten Umgange sind, schon einige, schon viele Jahre sind? — Ihre Freundschaft wäre Laster? nein! das wäre ein Urtheil, so Gott und das Christenthum verbeut. Was denn? Sie wallten, Trotz den Engeln, so oft sie nur zusammen kämen, außer fleischigten Leibern? Sie staunten, starrten sich ja nur als leblose Bildsäulen in Erz und Marmor an? — Das wäre wohl ein Kind, ein Thor, der dieses dächte. Und doch sagt man, wenn

nicht

nicht ein jeder in der Stadt also denken will: „Die bösen, bösen Leute!" — Warum die bösen Leute? wärs etwa Wunder, wenn man sich höchlich ärgerte? — Ihr blinden, blinden Leute! —

XLVIII.

Die Liebe in Rache verkehrt.

Daniel. 13.

In banger Verlegenheit befindet sich Susanna bey diesem zügellosen Andringen der beyden Greise. Was soll sie thun? ihnen willfahren? — Aber so wäre sie als Ehebrecherinn des Todes schon schuldig. Ihnen nicht willfahren? — Aber so wird sie ebenfalls durch ihre verläumderischen falschen Zeugnisse ein Opfer des Todes seyn. Faßt sich: „Lieber will ich „unschuldig unter ihren Händen sterben, als „mich gegen Gott versündigen!" Macht Lärm, schreyt um Hülfe. Allein! da schreyen auch die beyden Greise. Das Hausgesind läuft herbey, staunet, erröthet ob dem, was ihm die Alten Schändliches von seiner Frau sagen: So was hatten sie von ihr noch nie gehört, vermuthet. Aber das war noch lange nicht ge-

nug für die rachsüchtige Liebe dieser beyden Abentheuer. Sogleich des andern Tages mußte sie in Beyseyn alles Volkes vor ihrem Gerichte erscheinen. Mit einem Schleyer vor dem Angesichte trat sie hinein; aber den lassen ihr die Bösewichter hinwegreißen, um sich noch wenigstens an ihrer Schönheit, wie uns die Schrift ausdrücklich anmerkt, zu ergötzen. Ihre Aeltern, ihre Kinder, ihre ganze Verwandtschaft begleiten sie; alles weint um sie, und sie am meisten mit immer gegen den Himmel gerichteten Augen, weil doch ihr Schleyer dahin war. Allein, auch dieser so rührende, so wehemüthige Auftritt einer äußerst betrübten, geschämigen, unschuldigen, und eben darum noch einmal so reizbaren Schönen, hatte nichts mehr von Empfindung für zween Menschen, die gestern noch um eben diese Zeit ihre feuerigsten Liebhaber waren. Sie legten die Hände auf ihr Haupt, und stellten sich als Zeugen dar: Sie hätten sie gestern mit einem Jünglinge, der ihnen aber entronnen, im Ehebruche ertappt. Die ganze Versammlung des Volkes glaubt ihnen. Die Aeltesten desselben verurtheilten sie zum Tode.

So kann sie also seyn, die Liebe des Fleisches, so wie der Straßenräuber, der nicht ans

Mor-

Morden denkt, nur auf den Raub lauert; aber sobald der überfallene Wanderer sich widersetzt, sich weigert, ihm seine wenige Habschaft darzugeben, ihm das Messer an die Gurgel setzt, und niedersticht — so kann sie seyn. So kann sie also seyn, so fieberhaft, so flatterhaft; kann heute mit ihrer Buhlerinn, geschlungen Arm in Arm, großmüthig hin bis in das Grabe gehen wollen, und sie des andern Morgens kaltblütig zur Richtstatt führen sehen — Ja, selbst ihr Richter, sogar ihr Henker seyn, auch, wenn sie unschuldig ist, auch wenn sie Fluthen von Thränen weint. — Ists denn nicht falscher Wahn, daß sie so gutherzig sey? —

XLIX.

Warnung für den eifersüchtigen Ehegatten.

Dan. 13.

Schon ward Susanna zum Tode hinausgeführt, schon hatte sie ihr letztes Gebeth zu Gott verrichtet: „Sterben muß ich nun, un„schuldig sterben; aber, das sey mir zum Tro„ste, daß du, o ewiger Gott, die größten Heim„lichkeiten des menschlichen Herzens kennst; „und ich nicht sträflich vor deinen Augen bin.“ Als sich der Engel des Himmels in der Person des jungen Daniels vor allem Volke zeigte, laut rief: „Ich habe keinen Antheil an ihrem „Blute. Das wider sie gegebene Zeugniß ist

„falsch. Kehret nur um! ich will euch ihre Un„schuld darthun.“ Nun kam das Verhör an die zween, jedoch voneinander getrennten Greise: „Unter was für einem Baume hast du sie „im Ehebruche ertappt? — Unter einem Mas„stixbaume.“ — Und du? — Unter einem Eich„baume.“ — Der Widerspruch lag offen an dem Tage. Das ganze Volk frolockte, pries Gott, der denen hilft, die auf ihn hoffen, ergriff die boshaften Zeugen, und that ihnen nach Moses Gesetz, den Tod an, den sie der Unschuldigen zuziehen wollten. — Wie nochmals so lieb, als zuvor, mußte dem Joakim seine treue Susanna werden?

Ein tröstliches Bild für dich, du treue Gattinn, wenn dir die Eifersucht eines unbescheidenen Mannes, dem jeder gleichgiltige Gruß, dem jede freundliche Mine, so nicht auf ihn gerichtet ist, an dir zur Sünde der Untreue wird, stets kränkende Vorwürfe macht. Denk! Gott weis um alle Geheimnisse meines Herzens; und sey getrost! Man hat dich ja noch nicht als eine Ehebrecherinn zum Steinigen hinausgeführt.

Ein warnendes Bild für dich, du leichtgläubiger, eifersüchtiger Ehegatte! Wäre Joakim nicht so bescheiden gewesen, die gänzliche Vollbringung des über seine Gattinn gefällten Todesurtheils gelassen abzuwarten, hätte er sie beym ersten Ausbruch des Gerüchtes von ihrer Schandthat aus all zu schwüler Eifersucht mit einem Dolche selbst durchbohret; wen hätte er durchbohrt? Eine treue, got-

tesfürchtige, unschuldige Gattinn. Und doch, wie wahrscheinlich, wie höchst wahrscheinlich sah nach dem schwachen Menschenurtheile nicht alles um ihren Ehebruch aus? Das Hausgesinde, der ganze Rath der Alten, das ganze Volk glaubt das von ihr vollbrachte Laster. Wer soll es dann aber auch nicht glauben, nicht solchen Männern glauben, wie diese beyden Greise waren? Sie sahen ja selbst mit Augen den ganzen Vorgang des Lasters an, sie hatten ja die That nicht aus anderer Leute Munde. Sogar den mitschuldigen Jüngling hatten sie schon gepackt; er riß sich aber wiederum aus ihren Händen los. Sollten sie das alles nur erdichten? — solche Männer nur erdichten? Was hätten sie davon für einen Vortheil? Sollten, wenns nicht so wäre, vor öffentlichen Gericht in einer Sache, wo es nicht nur den guten Namen, sogar auch das Leben eines Menschen betrifft, feyerliche Eidschwüre ablegen? — was wäre das für eine Bosheit? wie läßt sich so was von solchen Männern denken? — Und doch unschuldig, ganz unschuldig war Susanna. Und du magst einer schlechten Magd, die einen geheimen Groll wider ihre Frau gefaßt hat, die etwa gar im Herzen um deine Liebe buhlt; du magst einer argen, bösen Nachbarinn, die jedermann zu tadeln, jedermann zu beurtheilen weis, und deshalben schon berüchtigt ist; du magst einer schalkhaften Anverwandtinn, der deine getroffene Ehe aus einem weiblichen Eigensinne von jeher ein Dorn im Auge

war, gleich allen Glauben beymessen, wenn sie dir deine Gattinn verdächtig, gehässig machen wollen? — Magst mit einem mürrischen Stillschweigen, magst mit einer schwärmenden Verdroßenheit oft ganze Wochen im Hause herumirren; noch ehe du sie schuldig befunden, noch ehe du sie auch nur einmal zur Rede gestellt hast? — Lerne doch aus der Susanna Geschichte der Menschen Bosheit kennen, — der Menschen, von denen man sie oft am wenigsten vermuthen sollte, und gehe behutsam darein!

* * * \

verbothenes Fleisch bringen zu lassen, von demselben zu essen, und sich wenigstens zu stellen, als wenn es Opferfleisch wäre. Eine schwache Versuchung für ihn! „Lasset mich lieber, sagte er ihnen, ins Grab hinabfahren! diese Heucheley würde übel für mein Alter stehen. Die „Jugend würde sagen: „Der neunzigjährige „Eleazar ist zum Heydenthume übergetretten — „sich etwa durch diese Verstellung verführen „lassen, und das würde Fluch, Schandflecken „für meine so hohe Jahre seyn. Würde ich nun „aber auch auf solche Art den Peinen der Menschenhände für dießmal entgehen; der Hand „des Allmächtigen würde ich wegen einem solchen Aergernisse sowohl lebend als todter doch „nicht entfliehen. Nein! ich will männlich sterben, und so sterben, wie es sich für mein Alter gebührt. Die Jugend soll sich an meinem „Beyspiele erbauen, um für das heilige Gesetz „mit starkem, willigem Herzen in Tod zu gehen.“

Diese mannhafte, freymüthige Erklärung reizte sogar auch die, welche es kurz zuvor mit ihrem Rathe so wohl mit ihm meynten, zum Zorne; sie rechneten ihm solche als eine Sprache des Hochmuths an, und werden zum Theile seine Henker. Er bleibt unerschüttert. Den letzten Augenblicke seines Lebens nahe seufzet er noch einmal zu Gott: „HErr! du weißt es, „daß ich, der ich mich so leicht vom Tode hätte „retten können, nun schwere Pein an meinem „Leibe leide; aber, das stärket mich, das freuet

mich.

„mich, daß ich sie um deiner Furcht willen „leide!“ — und stirbt.

Wenn sich Eleazar auch bis zur Vergießung seines eigenen Blutes für verbunden hielt, die Jugend seiner Vaterstadt zu erbauen, und eher sein Leben dahin opfern wollte, als ihr zum Aergerniße seyn; solltet ihr euch, ihr Aeltern! nicht zur Pflicht seyn lassen, euch euren Kindern, die euch noch weit mehr verwandt sind, immer als ein nachahmungswürdiges Vorbild darzustellen, und wenn er es als die größte Unehre für sein Alter ansah, sie zu einer Uebertretung des heiligen Gesetzes durch sein böses Beyspiel zu verleiten: solltet ihr es für den Namen eines Vaters, einer Mutter nicht als höchst schimpflich erachten, wenn etwas in eurem täglichen Betragen und Umgange ihnen zum Fallstricke und Anstoße dienen sollte? denn, da sie euch über alles lieben, über alles hochschätzen, euch als ihre sichtbaren Götter verehren, indem sie noch nichts größeres als euch jemals auf der Erde gesehen haben; sollte es nicht eben auch ein Schandflecken für euch seyn, wenn sie sich an euch ärgern sollten? Wenn ihr Aeltern kennen solltet, die öfters zu ihren Kindern sagten: „Ihr Kinder! seyd zornig, „seyd ungeduldig, seyd boshaft, schimpfet, „schmähet, schlaget euch untereinander, stoßet „die abscheulichsten Reden, die schröcklichsten „Flüche aus!“ würdet ihr ihnen eine solche Ermahnung nicht als die äußerste Unanständig-

digkeit anrechnen? — Haben denn nun aber eure Werke nicht auch eine Zunge? — führen sie, wenn sie böse sind, nicht eben diese Sprache? und — sind sie nicht weit beredter als euer Mund selbst? Es sey also euer Wandel, euer Thun für sie das Gesetzbuch, aus dem sie täglich ersehen sollen, was ihnen erlaubt, oder unerlaubt ist, wenn ihr anders die Vater- die Mutterstelle mit Ehren behaupten wollet. Man nehme in euren Häusern vorzüglich nichts weniger wahr, als Zank, Getöse, Tadel, Argwohn, und ein verdrossenes, mürrisches Wesen; sondern der heilige Friede, der in denselben herrschet, flöße ihnen den Geist einer sittsamen Stille ein! Die gefällige, nachgiebige Liebe, welche der Vater gegen die Mutter, und diese gegen den Vater hegt, lehre sie, wie zärtlich sie auch euch lieben sollen! die Ehrerbiethung, womit ihr einander begegnet, und jedes des andern Willen bevorkömmt, sey für sie die Vorschrift des Gehorsams und der Ehrfurcht gegen ihre Aeltern! lasset es sie wahrnehmen, daß die Befehle, die der Vater der Mutter giebt, mehr Bitten als Befehle sind; und daß auch nur ein Blick, ein Wink vom Vater der Mutter schon der stärkeste Befehl sey. Das gelinde, bescheidene Betragen, womit ihr eure Hausgenossen beherrschet, diene ihnen zum Muster der Sanftmuth und der Gütigkeit! lasset es sie hören, daß eurer Aufsicht kein Fehler, kein Verbrechen eurer Dienstbothen entgehe! ahndet aber geflissentlich nicht alles, damit

mit sie bemerken, daß euer Stillschweigen keine Folge eurer Unachtsamkeit, sondern eurer Mäßigung sey. Eure Mildthätigkeit gegen die Armen, Nothleidenden zeige ihnen, daß diese — ihre Brüder sind, und lehre sie das süße Vergnügen frühezeitig zu schmecken, einen Betrübten froher zu sehen. Lasset sie euch begleiten, wenn ihr eine Magd, einen Bedienten, der bey euch krank liegt, besuchet! lasset ihm von ihnen Arzneyen, Speisen darreichen; und — machet sie mit der Dürftigkeit, mit dem Elende ihres Nächsten, indem sie es selbst mit ansehen, bekannter! Die Aemsigkeit und der Fleiß, mit dem ihr eurem Hause, euren Amtsgeschäfften vorstehet, bringe ihnen einen Abscheu vor dem Müssiggange bey. Saget ihnen aber nicht sowohl, daß ihr alle diese Arbeit über euch nehmet, um für ihre Nahrung, Erhaltung, Beförderung zu sorgen, oder ihnen was zu hinterlegen; indem sich bey diesem Vorgeben zuviel Eigennutz untermischet; sondern zeiget ihnen eine edlere, reinere, höhere Absicht an! nämlich: damit ihr die kurze Lebenszeit, welche euch Gott auf dieser Erden verstattet, auf eine nützliche, ehrsame, anständige Art dahin bringen, und eurem einstigen Richter zu seiner Zeit die Benutzung eines jeden Tages, einer jeden Stunde möchtet berechnen können. Der Eifer, mit welchem ihr in euren Familien für die Ehre Gottes wachet, die Genauigkeit, womit ihr den häuslichen Andachten abwartet, bringen ihnen hohe Begriffe von der Heiligkeit,

Gött-

Göttlichkeit der Religion bey. Verrichtet diese immer in ihrer Gegenwart; sollten sie auch gleichwohl noch in einem Alter seyn, in welchem ihr Verstand noch nicht so viel Theil daran nehmen kann; lasset sie wenigstens neben euch niederknien, die Hände zusammenlegen, lasset sie es hören, daß ihr auch für sie bittet; seyd gesichert, euer entblößtes Haupt, eure gegen den Himmel stets gerichteten Augen, eure ehrfurchtsvolle Stellung, die ihr dabey beobachtet, wird auf ihre weiche Seele wenigstens den glücklichen Eindruck machen, daß bey dem Gebethe was Wichtiges vorgehen müsse; wie denn überhaupt alle guten Eindrücke, die Kinder von ihren Aeltern, als den ersten Gefährten ihres Lebens, bekommen, schon Glück für sie genug sind; indem sie diese bis in ihr Alter begleiten, und sie gemeiniglich erst an dem Ende ihres Lebens verlassen.

G. S. G.

Stentliche Bibliothek Bamberg

Zu Herzogs Moral.

Nothwendige Verbesserungen.

Seite	Zeile	statt:	lies:
10	2	dahinschleiderte	dahinschleuderte
		Dieser Fehler kommt öfters vor, wo statt des u ein bloßes i gesetzt wird. Es wird nicht nöthig seyn, ihn allzeit besonders anzumerken.	
52	9	Braut seyn	sey
67	14	verheyratheten	erheyratheten
93	7	Friedensboden	Friedensbothen
109	9	Heranstaltung	Veranstaltung
133	8	hundert	hundert Tage
154	12	Fingewink	Fingerwink
182	10	mit sich ziehen	sie mit sich ziehen
199	20	klagen	verklagen
207	letzte	übereilt	übereilen
248	24	Vorsorge	Vorsage
291	10	Kiene	Kinne
295	21	aushalten	ausgehalten
298	16	Noben	Nobe
—	22	in einem Walde	in einen Wald
401	9	nicht	ihr nicht

In dem Vorbericht.

7	16	eingeschlossen	eingeschossen

Für die übrigen Fehler kann der Herausgeber nicht haften, da er die Korrektur nicht selbst unter sich gehabt, und überdas die Sammlung aus verschiedenen Handschriften bestund.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herzog, Gregor

Gregorii Herzog Versuche einer charakteristischen Moral aus biblischen Schilderungen für alle Stände

Augsburg 1785

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Th.mor.o.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11772924-6
VD18 12250198-001